MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80334-9

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

SPIESS, HEINRICH

TITLE:

MENSCHENART UND HELDENTUM IN ...

PLACE:

PADERBORN

DATE:

1913

Master Negative #

91-80334-9

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

88HS
FS3

Spiess, Heinrich, 1855–

Menschenart und heldentum in Homers Ilias, von Heinrich Spiess. Paderborn, F. Schöningh, 1913.

vi, 314 p. 21½cm.

1. Homerus. Ilias.

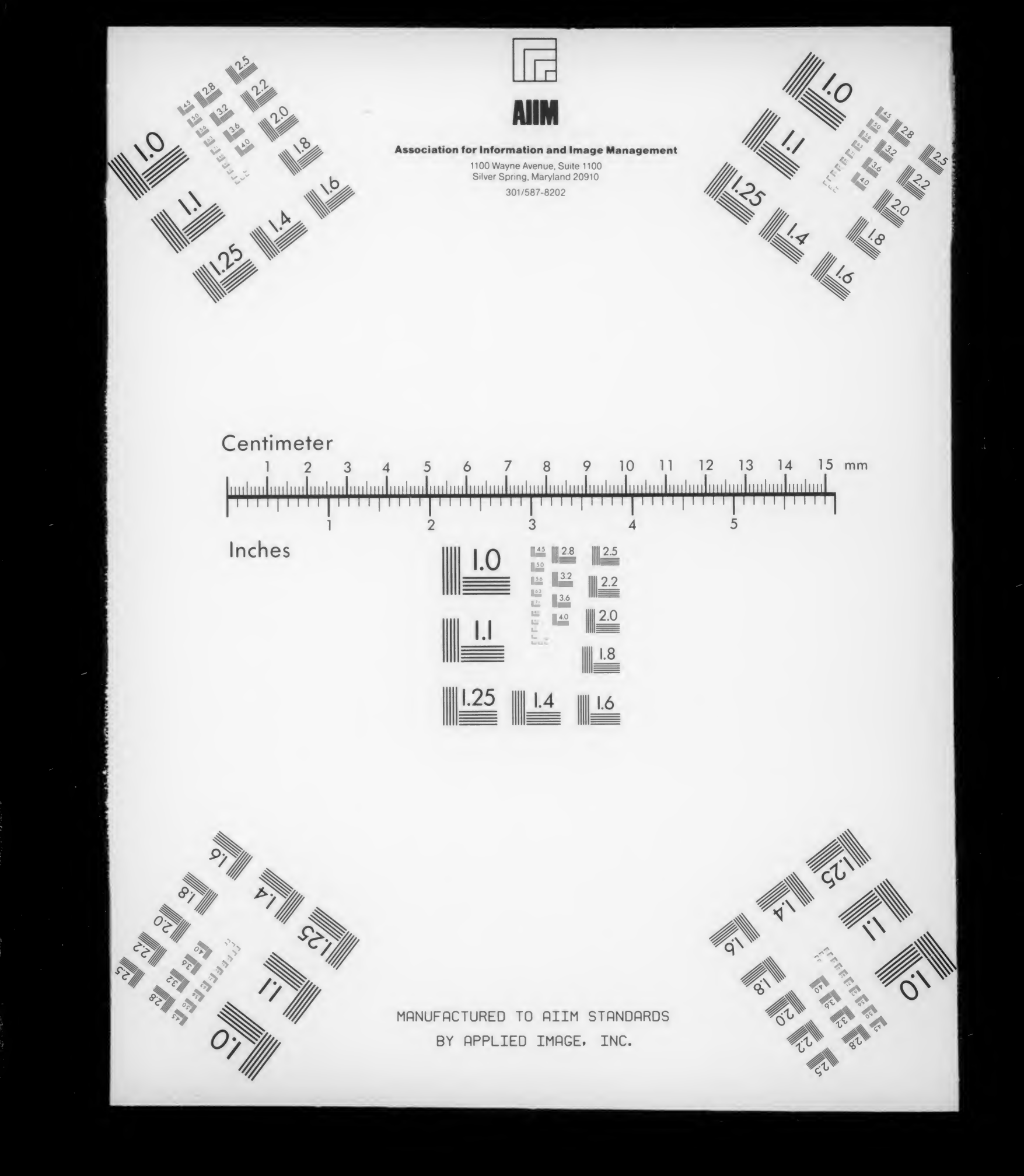
A 14-1840

Title from Columbia Univ. Printed by L. C.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 1/x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6-1-93 INITIALS MG
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Menschenart und Heldentum in Homers Ilias

von

Dr. Heinrich Spieß.

Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Menschenart und Heldentum in Homers Ilias

von

Dr. Heinrich Spieß,
Direktor des Städtischen Gymnasiums zu Danzig.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1913.

14-1277
Pl Pl
cd
88 HS
F53

Copyright 1912 by Ferdinand Schöningh at Paderborn.

Vorwort.

Noch immer währt der hundertjährige Kampf um Homers Ilias, und noch ist sein Ende nicht abzusehen. Mit den Waffen spürender Gelehrsamkeit und schneidender Kritik stehen die Streiter vor den Toren der heiligen Stadt, suchen die Mauer zu übersteigen, wo sie am niedrigsten ist, und spähen nach jeder Fuge und jedem Riß im Mauerwerk, um Bresche zu legen und einzudringen und die reichen Schätze zu verteilen, welche die hohe Feste umschließt. Doch noch fehlen dieser nicht die Verteidiger, geringer zwar an Zahl und mit weniger glänzenden Namen, aber erfüllt von Vertrauen auf die Unzerstörbarkeit des von Götterhänden getürmten Baues. — Abseits von diesem Kampfe steht der Verfasser des vorliegenden Buches, unbeteiligt, nicht teilnahmlos. Es fehlt ihm die eherne Wehr, um in diesem Streite, in dem nicht jeder Kämpfer Ruhm gewinnt, sich einige Ehre zu erwerben.

Nicht auf den weiten Feldern der Wissenschaft ist diese Arbeit entstanden, sie ist eine Frucht aus dem engumfriedigten Garten des Unterrichts. Für Fachgenossen ist sie geschrieben und für deren Bedürfnis, vielleicht allzu reichlich, mit Noten versehen. Aber auch an alle die wendet sich der Verfasser, denen in unsrer dem Altertum abgewandten Zeit Homers Dichtungen noch etwas bedeuten. Auf „Wissenschaftlichkeit" macht sie keinen Anspruch, und sie entbehrt des entsprechenden Apparats. Sollte sie gleichwohl auch der Wissenschaft nützlich sein, so würde das die Befriedigung nur erhöhen, die der Verfasser bei seiner Arbeit gehabt hat.

Derselben liegen Aufzeichnungen zugrunde, die sich der Verfasser als junger Lehrer für den Homerunterricht aus Schriften von Herder, A. W. Schlegel, Jacobs, Helbig, Teuffel, Lehrs, Hehn, L. Schmidt, Rohde, Schneidewin, Jäger u. a. m.

gemacht hat. Zu diesen traten allmählich so viel eigene Gedanken und Beobachtungen, daß er schon vor mehr als zwölf Jahren den Plan fassen konnte, nach Vervollständigung des Materials durch dessen Bearbeitung seinen Fleiß den Fachgenossen zugänglich zu machen. An der Ausführung dieser Absicht damals durch Lebensumstände und andre literarische Arbeiten gehindert, wurde er erst in letzter Zeit durch neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Homerliteratur, insbesondere durch Karl Rothes Buch: „Die Ilias als Dichtung", angeregt, auf seinen Plan zurückzukommen und die unterbrochene Arbeit zum Abschluß zu bringen. Leider konnten dabei die Spezialschriften über die Ilias aus dem letzten Jahrzehnt nicht mehr berücksichtigt werden. Durch gütige Vermittlung des Herrn Professor Drerup in München, dem auch an dieser Stelle für das Interesse und Wohlwollen, das er der Arbeit entgegengebracht hat, sowie für manchen freundlichen Wink der verbindlichste Dank abgestattet sei, hat der Schöninghsche Verlag den Druck des Buches übernommen. So möge es als ein jüngerer Bruder des Rotheschen Werkes hinausziehen und sein Glück versuchen!

Danzig, im September 1912.

Heinrich Spieß.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einführung 1

I. **Allgemeine Charakteristik der homerischen Menschenwelt** . . . 7

Erstes Kapitel.

Lebensfreude und Lebensgenuß 7

Tätigkeitsdrang, Streben nach Ehre, Selbstgefühl . . . 27

Temperament, Neigung zum Affekt 40

Zweites Kapitel.

Art des Heldentums, Verhalten gegen Feinde 52

Familiengefühl, Kameradschaftlichkeit, Humanität . . . 68

Drittes Kapitel.

Götterverehrung 79

Religion und Sittlichkeit 90

II. **Darstellung einzelner Charaktere** 100

Die Helden der Griechen.

1. Achilleus 100
2. Patroklos 133
3. Agamemnon 140
4. Menelaos 155
5. Nestor 161
6. Antilochos 172
7. Odysseus 178
8. Diomedes 189
9. Aias, der Telamonier 201
10. Teukros und Aias, Oileus' Sohn 208
11. Idomeneus und Meriones 212
12. Thersites 217

Die Helden der Troer.

1. Hektor 220
2. Priamos 241
3. Paris 251
4. Pulydamas 260
5. Aineias 262
6. Sarpedon und Glaukos 266
7. Pandaros 272
8. Dolon 277

Seite

Exkurs.
Nationale Verschiedenheit zwischen Achaiern und Troern . 281
Die Frauen.
1. Helene 288
2. Andromache 294
3. Hekabe 301
4. Briseis 305
Schluß 311

Einführung.

Lange mußten die homerischen Dichtungen dem denkenden Betrachter als ein unbegreifliches Wunder erscheinen. Vor aller Entwicklung des Geistes schien sie der Genius der Menschheit als ewig unerreichbare Vorbilder den kommenden Geschlechtern zur Nachahmung aufgestellt zu haben. Sie glichen zwei durch geheimnisvollen Schöpferakt plötzlich aus dunkler Flut zum Licht emporgehobenen blühenden Eilanden. Heute betrachten wir auch sie als das natürliche Ergebnis, die reife Frucht einer langen Entwicklung; „von dem Anfang der Bewegung des griechischen Geistes hat die gelehrte Forschung sie an das Ende einer bedeutsamen Periode seiner Entfaltung gestellt". Freilich, daß Werke von so hoher Vollendung entstehen konnten, dazu bedurfte es einer besonderen Gunst der Verhältnisse, die in gleichem Maße der Boden, dem sie entwachsen sind, wie die Zeit, die sie zur Reife gebracht hat, darboten. Die homerischen Epen sind das höchste Erzeugnis des dichterischen Vermögens des griechischen Volkes in seinem heroischen Jugendalter, d. h. des begabtesten aller Völker in seiner glücklichsten Periode. Niemals hat eine Nation die in die Menschen gelegten Keime der Entwicklung zu so allseitiger Entfaltung gebracht wie diese, keine andere hat sich so von aller nationalen Einseitigkeit und Beschränktheit freizuerhalten gewußt. Und wenn es dem Genius unter den Menschen eigen ist, daß er schon in seiner unendlich fruchtbaren, phantasiereichen Jugendzeit zu Schönheit und Harmonie, zur Reife und Vollendung gelangt, so zeigt unter den Völkern, die an der Entwicklung der Menschheit tätigen Anteil genommen haben, das griechische seine Genialität darin,

daß es in seinem Heldenzeitalter mit allen Vorzügen einer kraftvollen Jugend „eine Reife und Milde der Bildung, eine Tiefe zugleich und Freiheit der Weltvorstellung, eine Klarheit und Einfachheit der Gedankenwelt“ vereinigt, die Bewunderung erregen.

Die homerischen Gedichte geben uns ein so reines und klares Bild von der Jugend der Menschheit wie kein anderes Erzeugnis der Poesie. Nirgend wieder begegnet man so wie hier der Darstellung in sich einiger, ungebrochener Menschennatur. Das sinnliche Dasein ist noch nicht von dem geistigen unterdrückt, die physischen Bedürfnisse gelten noch nicht als gemein, in sinnlichen Beschäftigungen geht ein Teil des Lebens auch der glänzendsten Helden, der mächtigsten Könige dahin. Das einfachste Tun erscheint als ein ursprüngliches, nicht unedles. Eine Wäsche, von einer Königstochter besorgt, wird zum anmutigsten Bilde. Seine Gäste zu bewirten, schlachtet und zerlegt der Göttersohn den Ochsen und brät das Fleisch, und es deckt für sie sein Freund den Tisch und bereitet ihnen das Lager. Auf der Kraft des Heldenleibes beruht in erster Linie der Wert des Menschen; im Kampfe, der ein persönlicher ist, findet der Mann seine höchste Betätigung. Tapferkeit ist die Kardinaltugend der Zeit. So tritt die Naturseite der Persönlichkeit überall in den Vordergrund. Eine fröhliche Unmittelbarkeit herrscht in dem Fühlen der Menschen, Gesundheit und lebensvolle Frische in jeder ihrer Kraftäußerungen. Die Natur offenbart sich in ihnen oft in Zügen, die uns Spätgeborenen bald ein Lächeln erregen, bald Rührung abnötigen. Wir glauben uns dem ursprünglichen Empfinden der Menschheit nähergerückt. Neben dem Glanz der äußeren Welt scheint das stillere Leben des Geistes zurücktreten zu müssen. Aber wunderbar, wie auch dieses zu seinem Rechte kommt und allen Forderungen auch einer späteren Zeit Genüge tut. Die glanzvollsten Stellen der unsterblichen Dichtung sind doch die, die uns nicht den nach außen gerichteten, sondern nach innen geführten Menschen zeigen, die uns Blicke werfen lassen in die unendlich reiche Welt des bewegten Gemüts. Neben dem Maßstab, der Menschenwert nach der

Geschmeidigkeit und der Kraft der Glieder mißt, geht ein idealer Maßstab her, der uns den Menschen schätzen heißt nach der Kraft und Tiefe seiner Empfindung und nach der Reinheit seines sittlichen Handelns. Doch erscheint dieses mehr naiv und unbewußt. Der Riß, der durch die moderne Welt geht, die Kluft zwischen Natur und Geist, hat sich noch nicht aufgetan. Die Reflexion ist noch nicht erwacht, die den Menschen über sich selbst stellt. Kein geschriebenes Gesetz, keine politische Ordnung, kein moralisches Gebot der Religion treten dem einzelnen als eine außer ihm stehende Macht bestimmend und richtend gegenüber. Die sittlichen Mächte leben in dem Bewußtsein der Gesamtheit, mit der der einzelne sich noch eins fühlt. Sein Billigkeitsgefühl, sein Rechtssinn sind die Quelle seines Handelns, das wie nach innerer Nötigung erfolgt. Umstände, allgemeine Lebensmächte, Instinkte wirken auf sein Inneres wie Naturnotwendigkeiten. Es kommt über den Helden wie eine fremde Macht. Er scheint noch nicht zum vollen Bewußtsein seiner Freiheit und Selbstbestimmung erwacht zu sein. Nicht nur in seinen Lebensschicksalen, auch in seinem Denken und Handeln fühlt er sich von Wesen höherer Art bedingt und bestimmt. Der Glaube an leibhaft wirkende Götter ist allgemein, kein Zweifel an ihrer Existenz und Wirksamkeit regt sich. In dem Reiche dieser nach dem Bilde des Menschen gedachten Götter ist alles licht und sonnenhell, keine Schreckgestalten treiben ihr spukhaftes Wesen, kein düsterer Aberglaube trübt die Vorstellung von der Gottheit.

So ist die Welt, die wir im Spiegel der homerischen Dichtung schauen, einem Spiegel, der das Bild der Wirklichkeit mit voller Treue und Lebensfrische zurückwirft. In dem Dichter dieser unvergänglichen Poesie wirkt noch die gesammelte Kraft des griechischen Geistes, der eben in seiner duftenden, verheißungsvollen Jugendblüte steht. Die Fähigkeiten, aus denen in einer vorgeschrittenen Zeit Kunst und Dichtung, Philosophie und Historie emporblühten, vereinigen sich noch in ihm wie in der Knospe. Im Besitz einer reichen Sage, die von seiner Hand nach seinen dichterischen Zwecken weitergebildet wird, schafft er seine epische Welt und füllt sie mit

lebensvollen Gestalten, zu deren Hervorbringung die höchste künstlerische Anschauungs- und Gestaltungskraft, eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens und jener Sinn für Maß, der in allen Zeiten eine glückliche Mitgift des hellenischen Geistes gewesen ist, zu schönem Bunde sich die Hand reichen. So herrscht eine bewunderungswürdige Charakteristik in den homerischen Gedichten, die gleichsam spielend geübt wird und doch jeder Nachahmung spottet.

Aus einer Fülle von Zügen, die sich in den weit angelegten Dichtungen zerstreut finden und wie absichtslos nach der jedesmaligen Situation erfunden zu sein scheinen, setzen sich die Charaktere der handelnden Personen so zusammen, daß sie doch alle eine tiefere Konsistenz zeigen und kaum irgendwo ein Widerspruch zutage tritt. Sie zeigen eine Lebenswahrheit, daß auch für sie Lessings Wort gilt, man könne Homers Dichtung so zuversichtlich vertrauen wie der Natur selbst. Tiefere psychologische Probleme, schwer ergründliche Geheimnisse des Menschenherzens, pathologische Erscheinungen, wie sie eine spätere Kunst gern zu ihrem Gegenstande macht, darf man freilich in dieser lichten Welt einfacher und gesunder Menschen nicht suchen. Die Personen bewegen sich in allgemein verständlichen Lebensverhältnissen und sprechen ihre Gedanken und Empfindungen mit vollster Klarheit aus. Auch höchste Idealität wird man bei Menschen nicht erwarten, die noch ganz im Bunde mit der Natur stehen; aber sie entbehren keineswegs des Adels und der Größe. Erstaunlich ist die Fülle klar geschauter Gestalten in den gewaltigen Dichtungen. Die Grundzüge des menschlichen Wesens nach seinen Hauptverschiedenheiten, nach Alter und Geschlecht, nach Temperament und Sinnesart sind mit fester Hand musterhaft für alle Zeiten entworfen. Kein wesentlicher Zug ist vergessen. Homers Helden sind Typen reinen Heldentums; die großen Tugenden des griechischen Volkes steigen vor uns in diesen herrlichen Gestalten leuchtend auf. Aber zugleich zeigen sie in ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit auch wieder so viele Abstufungen nach dem Individuellen, das nach feinster Beobachtung in den schärfsten Umrissen dargestellt ist, daß die

meisten Figuren doch auch als Träger abgeschlossener Individualität gelten können. Und noch eins darf ich hervorheben. Alle Züge, die Homer seinen Gestalten verleiht, haben den Reiz des Ursprünglichen, sie wirken mit dem Zauber, der an allem haftet, was zum erstenmal gesagt und dargestellt wird. So ist ihnen eine ewige Jugend eigen; sie gleichen hierin Homers Göttern, die auf heiteren Himmelshöhen ein ewiges Leben in unvergänglicher Jugendschönheit führen. Achill und Hektor, Helena und Nausikaa leben in dem idealen Reich der Dichtung heute wie ehedem und werden nicht altern. —

Was hier von Art und Wesen der homerischen Menschen in flüchtiger Skizze mehr andeutungsweise gesagt ist, soll im folgenden an einer der beiden Dichtungen, die den Namen Homers tragen, und zwar der älteren und gewaltigeren, im einzelnen nachgewiesen werden. Von den Helden der Ilias, wie sie denken und fühlen, wie sie wirken und handeln, soll die Rede sein. Dabei wird freilich, was in der Dichtung selbst den breitesten Raum einnimmt, die großartige Entfaltung physischer Kräfte in den Schlachten für uns von geringerem Interesse sein als das Seelenleben der Menschen. Das Spiel der Leidenschaften, der Streit wechselnder Empfindungen sind uns ein anziehenderes Schauspiel als die Kämpfe auf dem Schlachtfelde, und wir haben mehr verständnisvolle Bewunderung für die Bekundungen einer großen, hochherzigen Gesinnung als für die Betätigung überlegener Kraft und selbst die Bewährung unerschütterlichen Heldenmuts. Gleichwohl wird auch jener Naturseite des Charakters volle Beachtung und Würdigung zuteil werden, ist sie doch in diesem Heldenzeitalter die Grundlage für die Bewertung der Persönlichkeit in den Augen der Mitmenschen wie im eigenen Bewußtsein. Kriegerische Tüchtigkeit ist die unerläßliche Voraussetzung für alle Tüchtigkeit überhaupt, mit diesem Maßstabe ihrer Zeit müssen auch wir die Helden messen.

Unsere Betrachtung wird sich zunächst der homerischen Menschheit im allgemeinen zuwenden. Wir wollen versuchen, die geistige und sittliche Welt, in der sie lebt und atmet, in

den wesentlichsten Zügen darzustellen, ein bei der Fülle des Stoffes schwieriges und auf beschränktem Raum kaum zu voller Befriedigung auszuführendes Unternehmen. Dann wird die Charakteristik der hervorragenden oder doch in der Dichtung bedeutsam hervortretenden Helden und der Frauen folgen, eine Aufgabe, die in ihrer Beschränkung leichter und restloser zu lösen möglich sein wird.

I. Allgemeine Charakteristik der homerischen Menschenwelt.

Erstes Kapitel.

Ein lichter Glanz ruht auf der homerischen Welt, sie gleicht dem jungen Lenz mit seinem Blütenduft und Blätterschmuck. Alles ist noch frisch, alles atmet Leben und Gesundheit. Die Menschen sind erfüllt von Lebenskraft und Lebensfreude, es ist ihnen noch eine Lust Mensch zu sein. Auf dieser Erde zu wandeln und zu wirken, ihre Freuden maßvoll zu genießen, aber auch ihre Mühen mutig zu übernehmen, darin findet das Bewußtsein seine volle Befriedigung. Nichts kommt dem Leben an Werte gleich.[1] Aber diese sonnige Welt wäre kein Abbild des wirklichen Lebens, wenn nicht auch das Leid seine tiefen Schatten über sie würfe, wenn nicht die, solange Menschen leben, nie verstummenden Klagen über die Mühsal der Sterblichen auch in ihr ertönten. Ja, schon regt sogar der Pessimismus in dieser jugendlichen Menschheitsepoche seine dunklen Schwingen. Der hohe Gott, der frei von menschlicher Beschränkung und menschlichen Gebrechen mühelos und selig dahinlebt und von ewig heiteren Himmelshöhen auf die Not und Plage der Erdbewohner mitleidsvoll herabsieht, läßt die tieftraurigen Worte vernehmen, keines von allen Geschöpfen der Erde sei bejammernswerter als der Mensch.[2] Wie muß den Dichter, der dem höchsten Gott gern seine eignen Gedanken und Empfindungen in den Mund legt, das Elend des menschlichen Lebens ergriffen haben, daß er ihn solche Worte sprechen läßt! Aber auch Sterbliche selbst erheben ähnliche Klage in der Dichtung: es mische der Gott den Menschen die Lose, gute und schlimme, aus zwei Urnen

[1] *I* 401. — [2] *P* 446 f.

zu gleichen Teilen, es sei denn, daß er einem nur schwarze Lose aus der Unglücksurne erteile,[1] denn so hätten die Himmlischen es den armen Sterblichen bestimmt, im Leid zu leben, sie selbst aber seien ohne Kummer.[2] Daß es Achill ist, der diese trübe Lebensauffassung verkündet, der herrliche, mit allen Gaben der Natur verschwenderisch ausgestattete Jüngling, gibt diesem Bekenntnis doppelte Bedeutung. Gleichwohl sind dies nur vereinzelte Äußerungen einer schmerzlich-tiefen Weltanschauung, die weit entfernt ist, die allgemeine Auffassung der lebensfrohen homerischen Menschen zu sein. Nur eine Klage tönt von aller Munde, die Klage über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens. Daß es von so kurzer Dauer ist, trübt des Daseins Freude. Der Bann des Todes liegt auf dieser schönen Welt. Befreit von ihm ist nur der Gott, der mit mitleidiger Geringschätzung auf die armen Sterblichen blickt; sie sind ihm wie die Blätter, die jetzt saftig sprießen, jetzt welk zu Boden fallen,[3] ein Vergleich, der sich auch Sterblichen selbst auf die Lippen drängt. Dem Laube des Waldes, das der Herbst verstreut und der Frühling neu erzeugt, vergleicht der sinnige Glaukos der Menschen Geschlechter, ihr Werden und Vergehen.[4] Das Jenseits ist den homerischen Menschen eine Welt des Grauens. Jammernd gehen die Seelen der Gestorbenen in das dunkle Reich,[5] nimmermehr können sie ja wiederkehren, wenn die Nacht des Todes sie umfangen hat.[6] Hades, der Unbarmherzige, Unerbittliche ist den Menschen darum der verhaßteste unter allen Göttern,[7] jemanden hassen wie die Tore des Hades ist der Ausdruck höchsten Abscheues.[8] Dieses Grauen vor dem letzten Menschenschicksal, die auch in starken Naturen immer wieder aufquellende Angst vor dem Tode beweist mehr, als alle Äußerungen der Lebenslust es vermöchten, die Diesseitigkeit der homerischen Menschen.

Verschärft wird der Schmerz des Abschieds von dieser schönen Erde, wenn es dem Menschen nicht vergönnt ist, des Lebens Höhe zu ersteigen, wenn ein vorzeitiger Tod ihn aus

[1] Ω 527 ff. — [2] Ω 525 f. — [3] Φ 464 ff. — [4] Z 146 ff. — [5] Π 856 f., Ν 362 f. — [6] Ι 408 f. — [7] Ι 158 f. — [8] Ι 312 f., Γ 454.

der Fülle der Kraft, der Blüte der Jugend hinwegreißt.[1] Daß dem Achill nur ein kurzes Dasein bestimmt ist, das ist der Schmerz, der seiner göttlichen Mutter die Ruhe der Seligen kostet, der ihm selbst, da er sein Geschick voraussieht, früh die Seele umdüstert. Denn zum Vollgenuß der Jugend glaubt jeder berechtigt zu sein. Die Jugend ist ein unschätzbarer Besitz und darum auch den Göttern eigen, denen die Phantasie der Griechen alles, was ihnen für sich selbst begehrenswert erscheint, in vollstem Maße beilegt. Hebe ist im Olymp die Genossin nie alternder Götter, denen sie den lebenspendenden Nektar darreicht. Auf Erden aber ist die Jugend ein vergängliches Gut, das der Greis immer wieder sehnsüchtig, doch vergeblich zurückwünscht.[2] Denn schon die allmähliche Abnahme der Lebenskraft im Fortschritt der Jahre wird schmerzlich beklagt und das Alter als schwere Bürde empfunden.[3] Daß die Rüstigkeit des Körpers schwindet, daß die Geschmeidigkeit der Glieder erlahmt und die Schärfe der Sinne abnimmt,[4] das sind Nachteile des Alters, die kein Vorteil, den es bringt, nicht die größere Erfahrung, nicht die höhere Reife des Geistes, in einem Zeitalter aufzuwiegen vermag, in dem des Mannes Wert nach der Kraft des Heldenleibes geschätzt wird, in dem „leben" heißt das Auge der Schönheit der Welt öffnen und in ihr freudig sich tummeln.

Noch einen anderen Schaden bringen dem Alternden die Jahre; sie rauben dem Körper die Jugendschöne, die am lieblichsten nach des Dichters Wort aufblüht, wenn der erste Flaum die Lippe bedeckt.[5] Auch an diesen Vorzug der Jugend denkt der Greis, wenn er sich nach ihr zurücksehnt. Phoinix bezeichnet es als höchstes Wunschglück, daß ein Gott ihm die Furchen im Antlitz glätten und dem alten Körper neue Jugendblüte schenken möchte.[6] Ja, sogar in die trostloseste Stimmung wilder Verzweiflung mischt sich noch die wehmütige Klage um die entschwundene Leibesschönheit. Als Priamos sich ausmalt, wie er nach Trojas Fall vor dem Tore seines Hauses tot daliegen werde, die nackten Glieder von

[1] Π 856 f., Ν 362 f. — [2] Λ 318 f., Η 157. — [3] Λ 315, Θ 103. — [4] Φ 476 f. — [5] Ω 348. — [6] Ι 445 f.

den eigenen Hunden gezerrt, das greise Haupt geschändet, da kommt ihm der Gedanke, welch häßlicher, erbarmenswerter Anblick das sei, während dem Jüngling alles wohl anstehe, er auch, von Feindes Hand erschlagen, im Tode noch schön sei.[1] Ergreifender kann Jugendschönheit nicht gepriesen werden.

Damit dem Heldenideal eines Volkes Genüge geschehe, dessen angeborener Sinn für Ebenmaß es befähigt hat, das erste Künstlervolk der Erde zu werden, muß zu der Kraft des Leibes sich Schönheit gesellen. Sie gehört daher zu den unerläßlichen Eigenschaften, mit denen Homer seine Helden schmückt.[2] Sie gleichen den unsterblichen Göttern, keiner ihrer Vorzüge wird öfter und durch mehr Beiwörter — *θεοειδής, θεοείκελος, θεοῖς ἐπιείκελος, ἐναλίγκιος, ἀντίθεος, ἰσόθεος* — hervorgehoben. Es ist wirklich, als habe der Olymp sich aufgetan und diese herrlichen Gestalten zur Erde herabgesandt. Darum ist es nicht zu verwundern, wenn geradezu von hoher männlicher Schönheit auf hervorragende kriegerische Tüchtigkeit zurückgeschlossen wird,[3] ein Schluß, der freilich bei der Unvollkommenheit menschlicher Natur nicht selten irrig ist. Der schönste unter den Troern ist keineswegs der tapferste, ja man darf ihn kaum als Helden bezeichnen. So entsteht zwischen Schein und Wesen der Menschen ein Widerspruch, der in dem Bewußtsein dieses für Schönheit so empfänglichen Geschlechts doppelt stark empfunden wird und herben Spott hervorruft. Klingt doch geradezu neben wirklichen Schmähworten die höhnende Anrede: *εἶδος ἄριστε*,[4] *εἶδος ἀγητοί*[5] wie ein Makel. Der heldenhafte Mann, der sich seines wahren, inneren Wertes bewußt ist, will Schönheit, wenn er sie nicht mit Mut gepaart sieht, verächtlich machen; aber der durch sie Ausgezeichnete mag das nicht gelten lassen, auch sein wallendes Haar, meint er, und sein schönes Antlitz seien Gaben, für die der Mensch den Göttern Dank schulde.[6] Und das ist auch der Sinn des Dichters. Der Held, den er hoch über alle anderen erhebt, dem er alle großen Manneseigenschaften verleiht, ist auch der schönste,[7] und der,

[1] *X* 71 ff. — [2] *Γ* 169 f., *X* 370. — [3] *Γ* 44 f. — [4] *Γ* 39, *P* 142. — [5] *E* 787, *Θ* 228. — [6] *Γ* 54 f., 64 ff. — [7] *B* 674.

den er am tiefsten herabsetzt, den alle Edlen verabscheuen, muß zugleich das Bild ausgesuchter Häßlichkeit sein.[1]

Gilt somit männliche Schönheit als hoher, wenn auch nur in Verbindung mit Heldenkraft und Heldenmut ganz zweifelloser Vorzug, so ist Schönheit unbedingt des Weibes höchst geachtete Eigenschaft. Nach ihr und nach der Kunstfertigkeit der Hände wird Frauenwert geschätzt.[2] Es gibt kein höheres Lob für eine Frau, als daß sie der goldenen Aphrodite gleiche,[3] d. h. daß sie mit vollkommener Schönheit jenen Liebreiz verbinde, der dem Weibe den Zauber über die Herzen verleiht. Die Macht, die von hoher Schönheit ausgeht, zeigt sich nirgends deutlicher, als in der berühmten Szene, da Helena vor den edlen Greisen Trojas erscheint und diese sie für wert erachten, daß Achaier und Troer die Leiden des langjährigen Krieges um ihretwillen ertragen. Ein Hohelied von weiblicher Schönheit könnte man diese in ihrer Einfachheit einzig große Szene nennen. Aber der Dichter begnügt sich nicht damit, den Triumph der Schönheit uns dadurch vor Augen zu führen, daß sie durch ihr bloßes Erscheinen leidenschaftslose Greise, deren Blut kein jugendliches Empfinden mehr in. rasche Wallung bringt, zum Entzücken und zur Bewunderung hinreißt; er zeigt sie uns auch in ihrer Wirkung auf die Jugend, wie sie mit immer neuem Reize die Sinne entflammt und selbst die Gewohnheit besiegt, die leicht die Begierde stumpf macht.[4]

Daß der Trieb, der die Geschlechter bindet, mit zu den süßen Reizen gehört, die das Leben lebenswert machen, wird nirgends verschleiert. Er erscheint noch ganz als reine, unschuldige Natur. Wie von natürlichen Dingen spricht Homer von dem vertrauten Umgang der Helden mit den kriegsgefangenen Frauen, und „er erzählt mit solcher Unschuld, daß Achill und Patroklos in demselben Gemach des Schlafs und der Liebe genießen, daß wir nichts Anstößiges darin finden und darum kein Hauch von Gemeinheit den Adel ihrer Freundschaft trübt".[5] Ganz so naiv und frei von jeder falschen Scham

[1] *B* 216. — [2] *I* 389 f. — [3] *I* 389, *T* 282. — [4] *Γ* 442 ff. — [5] *I* 663 ff.

sprechen auch die Helden selbst von dem Verkehr mit Frauen als einem Gebote der Natur,[1] und Thetis, bemüht ihren Sohn dem Kummer zu entreißen und seine letzten Lebenstage zu erheitern, hegt keine Scheu, ihn an die Freuden zu erinnern, die dem Manne an der Seite eines Weibes erblühen.[2] Wer darf sich da wundern, wenn im Kampf die Führer, um ihre Krieger zu befeuern, ihnen den Liebesgenuß mit einem erbeuteten Weibe als lockenden Siegeslohn für ihre Mühen in Aussicht stellen?[3] Die gesunde Sinnlichkeit, die sich in all diesem zu erkennen gibt, läßt auch im Verkehr der Geschlechter keine Lüsternheit aufkommen; die Sprache der Liebe kennt weder Zweideutigkeit noch Roheit. Selbst der frivole Liebesantrag, den Paris nach seiner schimpflichen Niederlage der Helena macht,[4] hält sich fern von allem Anstößigen und ist ein so natürlicher Ausdruck des süßen Verlangens, das ihn erfüllt, daß auch der Göttervater, als er der Allgewalt seines Töchterchens erliegt, fast mit denselben Worten um eine Schäferstunde bei seiner Gemahlin wirbt.[5] Auch der Dichter läßt in der Darstellung des Erotischen die echte Schamhaftigkeit nicht vermissen, die dem Genius eigen ist. „Was Göttern und Menschen zu schauen nicht ziemt, das verhüllt Zeus auf der Höhe des Ida durch eine goldene Wolke, undurchdringlich selbst für die Blicke des allsehenden Helios."[6]

Dadurch, daß der Liebesgenuß als ein Werk der goldenen Aphrodite bezeichnet wird,[7] deren sich der Olympier selbst oft nicht zu erwehren vermag, also daß er, von sinnlicher Glut ergriffen, der Weltregierung wohl eine Zeitlang vergißt,[8] erscheint die Liebe als die Macht, die im Himmel und auf Erden herrscht, die Menschen und Götter bezwingt. Daß diese Macht freilich oft genug auch unheilvoll für den Menschen wird, daß ein betörender Zauber seine Sinne verwirrt, ihn zur Mißachtung der den Menschen gesetzten, unüberschreitbaren Schranken des Rechts und geheiligter Sitte führt, davon weiß der Dichter besonders aus früherer und wohl roherer Zeit bemerkenswerte Beispiele zu erzählen. Wir hören von so aus-

[1] *I* 133 f. — [2] *Ω* 130 f. — [3] *B* 354 f., *Θ* 291. — [4] *Γ* 441 ff. — [5] *Ξ* 314 ff. — [6] *Ξ* 342 ff. — [7] *E* 429. — [8] *Ξ* 294 f., 352 f.

schweifender Begehrlichkeit und zügelloser Leidenschaft, wie sie Anteia nach der Umarmung des keuschen, schönen Bellerophontes erfüllt,[1] und von der sträflichen Liebe des alten Amyntor zu seiner Kebse, deren Gunst ihm der eigene Sohn entwendet, um seine vom Vater vernachlässigte Mutter an diesem zu rächen.[2] Aber auch in der Handlung unserer Dichtung selbst erscheinen die Ausschreitungen der Sinnlichkeit als eine wichtige Sünde der Zeit; das beweist vor allem die Bedeutung, die die Verführung der Helena in ihr hat. Der Dichter hat es für notwendig gehalten, uns das Unsittliche derselben recht deutlich vor Augen zu stellen. Er macht uns aus diesem Grunde zu Zeugen, wie Paris der schönen Frau, die ihn doch im innersten Herzen verachtet, die Sinne zu erregen vermag, daß sie ihm zum Lager folgt — nicht im Dunkel der Nacht, die Liebenden hold ist, sondern zu der Stunde, da um ihren Besitz die Helden auf dem Schlachtfeld kämpfen, wohin ihren pflichtvergessenen Gatten vor allen anderen die Ehre ruft.[3] Indessen solche Ausschreitungen einzelner finden im Gesamtbewußtsein des Volkes einen strengen Richter. Schon daß sich Agamemnon in den Besitz der Geliebten Achills setzt, zieht ihm sogleich den Vorwurf der Wollust zu,[4] und Paris vollends trifft die allgemeine Verachtung. Seine Neigung zum schönen Geschlecht wird von Freund und Feind durch verächtliche Anreden wie *παρθενοπῖπα*,[5] *γυναιμανές*[6] verhöhnt. Im allgemeinen hält doch eine unverdorbene Natur die sinnliche Leidenschaft in den Grenzen des Bedürfnisses und der Sitte.

Daß in einer Zeit, wo Menschengröße noch zumeist nach physischen Eigenschaften gemessen wird, wo der Geist noch so wenig geübt ist, dagegen auf die Ausbildung des Körpers alles ankommt, auch der Lebensgenuß sich fast ganz auf die Befriedigung sinnlicher Begierden beschränkt, kann nicht wundernehmen. Und so gehören auch die Freuden des Mahls nicht zum wenigsten zu den Genüssen, die das Leben verschönen, wie es ja auch zur Götterherrlichkeit, dem verklärten Bild

[1] *Z* 160 f. — [2] *I* 450. — [3] *Γ* 421 ff. — [4] *B* 232 f. — [5] *Λ* 385. — [6] *Γ* 39.

menschlicher Glückseligkeit, mitgehört, in heiterem Kreise zu schmausen und aus goldnen Bechern zu trinken.[1] So gibt es auch auf Erden kein fröhliches Fest ohne Opferschmaus.[2] Das Mahl ist das herzerfreuende, liebliche.[3] Daß alles in reichstem Maße vorhanden gewesen sei, wird zum Ruhme gastlicher Bewirtung ausdrücklich hervorgehoben. Denn so einfach die Genüsse der Tafel sind, so gesund ist die Eßlust der Schmausenden.[4] Da ein jeder den gebotenen Speisen mit Lust und Behagen zuspricht und dies als etwas Natürliches betrachtet wird, so liegt an sich nichts Unfeines in dem Vorwurf, der wohl einem lässigen Helden gemacht wird, er zeige bei Tisch nicht die gleiche Zurückhaltung wie im Sturm der Schlacht.[5] So ist auch die Ehrung, die der Oberfeldherr dem Aias nach dessen rühmlich bestandenem Zweikampf mit Hektor durch ein saftiges Stück Braten zuteil werden läßt, eine naive Anerkennung des Wertes dieser Art von Genüssen. Zu dem Mahle gehört so selbstverständlich ein heiterer, lebensfroher Sinn, daß, wer von Sorgen beschwert am gastlichen Tische sitzt, den inneren Widerspruch lebhaft empfindet.[6] Deshalb verschmäht Achill in seiner Herzenstrauer um Patroklos Speise und Trank, und als er nach Vollzug der Rache doch endlich wieder, dem Naturbedürfnis gehorchend, sich zum Mahle niederläßt, ist ihm dieses ein verhaßtes[7], weil sein Zweck, vergnügliches Behagen zu erwecken, allzusehr seinem Seelenzustand widerstreitet. Im allgemeinen gilt die Teilnahme am Mahl nach tiefem Seelenleid als Rückkehr zur Lebensfreude.[8] So erkennt man zur Genüge, wenn auch die Ilias als Darstellung eines rauhen Kriegslebens nicht eben häufig bei den Szenen friedlichen Lebensgenusses verweilt, welche Bedeutung die Freuden der Tafel für das Leben dieser Menschen haben. In der Odyssee tritt diese Seite des Lebensgenusses viel stärker hervor, am Phäakenhofe steht das fröhliche Gelage in voller Blüte, und in den zuchtlosen Zuständen am Fürstensitz in Ithaka wird es zum rohen, maßlosen Prassen.

[1] *A* 601 f., *A* 1 ff. — [2] *A* 467 ff., *H* 319 ff. u. ö. — [3] *I* 227 f., *Ψ* 29. — [4] *I* 91 vgl. mit *I* 221. — [5] *A* 345 f. — [6] *I* 228. — [7] *Ψ* 48. — [8] *Ω* 601 f.

Die Helden der Ilias bewahrt ihr gesunder Sinn vor jeder Ausschreitung. Unmäßiges Schlemmen ist verächtlich,[1] und der Vorwurf der Trunkenheit wird als schwere Kränkung ausgesprochen und empfunden.[2]

Wie das Mahl gehört die Musik zu den wichtigsten Genüssen der homerischen Menschen, ist doch das Saitenspiel, in friedlichen Zeiten, die treue Gefährtin des Mahles.[3] Und so erheitert in dem idealen Reich der in behaglichem Genießen dahinlebenden Götter die Schmausenden der von Apollos Spiel begleitete Wechselgesang der Musen.[4] Daher fehlen auf den Bildern auf dem Schilde Achills, die nach des göttlichen Künstlers Absicht das menschliche Leben mit seiner Arbeit und seiner Erquickung, seinen Kämpfen und seinen friedlichen Genüssen darzustellen bestimmt sind, als Mittel, uns die heitere Seite des Daseins zu vergegenwärtigen, neben fröhlichen Mahlzeiten und erfrischendem Trunk nicht das Spiel der Leier, der Flöte und der Hirtenpfeife,[5] nicht verschiedenartiger Gesang[6] und Tanz.[7] Man sieht, die Musik und die ihr verwandten Künste waren eine Macht, die das ganze Leben durchdrang, was nicht wundernehmen kann in einem Zeitalter, dessen unvergängliche Schöpfung die herrlichste Blüte des Heldengesangs ist. Aber freilich die Handlung der Ilias war nicht günstig, diese Macht zu bekunden. Wohl tritt bei einzelnen Gelegenheiten die Bedeutung, die die musischen Künste im Volksleben hatten, zur Genüge hervor. Zu Ehren der Götter erschallt in feierlicher Stunde vielstimmiger Gesang, von Tanz begleitet. Damit erfreuen die Achaier in Chryse den erzürnten und wieder versöhnten Apoll bis zum späten Abend,[8] und nach Hektors Fall erheben sie auf Achills Geheiß den Paian.[9] Flöten und Pfeifen ertönen im Lager der Troer nach ihrem ersten Sieg, daß ihr Klang durch die Stille der Nacht zu den Schiffen der Griechen hinüberhallt.[10] Aber im alltäglichen Leben der Helden vermißt man ihren erheiternden Einfluß. Die rauhe Welt des Krieges ist der Pflege der Kunst

[1] *Ω* 262. — [2] *A* 225. — [3] *ρ* 271. — [4] *A* 603 f. — [5] *Σ* 495, 526, 569, 605. — [6] *Σ* 493, 570, 604. — [7] *Σ* 494, 572, 593 ff. — [8] *A* 472 ff. — [9] *Χ* 391. — [10] *K* 13.

nicht günstig, beim Klirren der Waffen verstummt die Leier. Kein göttlicher Sänger singt zum Mahle der Fürsten. Man empfindet deutlich den Gegensatz, der zwischen kriegerischer Tüchtigkeit und einem künstlerischen Virtuosentum zu bestehen pflegt, und welche Gabe die bessere ist, darüber kann doch in solcher Zeit kein Zweifel bestehen. Zwar wird wohl die Ansicht laut, daß man am Reigentanz mehr Gefallen finde als an Kriegstaten,[1] aber der so spricht, ist der wenig heldenhafte Menelaos. Echte Helden sprechen mit Geringschätzung von den weichlichen Künsten. Hektor, der sich rühmen darf in allen Waffenkünsten wohlgeübt zu sein,[2] hat nur Verachtung für seines Bruders Kitharspiel,[3] und mit schneidendem Hohn gedenkt Priamos, nachdem jener mannhafte Sohn gefallen ist, des Reigentanzes, in dem die übergebliebenen Söhne Meister sind. Beides verleihen eben die Götter nicht leicht einem Manne; dem einen geben sie Kriegsruhm, dem andern die Gabe des Tanzes oder des Gesanges und Leierspiels.[4] Nur Achilleus zeigt die Universalität seiner Natur auch darin, daß er nicht nur empfänglich ist für die Kunst der Musik, sondern sie auch auszuüben versteht. Er verkürzt seine Einsamkeit durch Gesang, den er mit der Leier begleitet, und sucht seine Untätigkeit zu vergessen über den Ruhmestaten der Helden der Vorzeit, die sein Lied besingt. Es findet sein gekränktes Herz in der Musik wahre Erquickung.[5] Dadurch daß dem Helden, der wie kein zweiter im Besitz aller heroischen Eigenschaften ist, die Muse in der Zeit, wo er von seinen Taten rastet, sich als Freundin zugesellt, wird dieser ihr unvergänglicher Wert und ihre wahre Bedeutung zugesprochen. Bei einem Genußmenschen wie Paris wirkt Musik, im Dienste Aphrodites geübt, erschlaffend, dem wahren Helden bringt sie Erheiterung und Erhebung.

Wie die Musik ist auch schon die Kunst eine Macht im Leben der homerischen Menschen. Sie wirkt jedoch noch mit dem vollen Reiz der Neuheit. Die kunstvollen Erzeugnisse des Gewerbfleißes begegnen noch einem kindlichen Staunen.

[1] *N* 637 ff. — [2] *H* 237 ff. — [3] *Γ* 54. — [4] *N* 730 f. — [5] *I* 186, 189.

Das empfindet man, wenn eingehend und mit sichtlichem Behagen Homer von solchen Produkten der Kunstindustrie wie dem Panzer Agamemnons[1] oder dem Becher Nestors[2] erzählt. Freilich steht die Zeit noch vorwiegend unter dem Einfluß fremder Kunstübung, was die Dichtung keineswegs verschleiert. Aber schon regt der künstlerische Trieb, der später dem hellenischen Volk vor allen andern eigentümlich ist, seine Schwingen. Unverkennbar ist das Streben, durch Schmuck jeder Art das Bedürfnis zu veredeln. Edle Frauen werden wegen ihrer Kunstfertigkeit nicht weniger als um ihrer Schönheit willen gepriesen.[3] Prachtgewänder mit kunstvoll eingewirkten Bildern entstehen unter ihren geschickten Händen.[4] Der ganze Kunstsinn der Zeit aber und die hohe künstlerische Begabung, die noch im Volke schlummert, ist von dem Dichter in dem göttlichen Werkmeister verkörpert, der in dem idealen, von irdischer Beschränkung freien Götterreich jedem seiner Gedanken Form zu geben vermag und den Olymp mit wunderbarem Gerät aller Art ausstattet. Nicht gehemmt durch den Widerstand des Stoffes, mit dem die mangelnde Technik des irdischen Künstlers noch vergebens ringt, verfertigt er für den Götterliebling auf Erden ein Werk höchster Kunst, den göttlichen Schild mit seinem von einer wahrhaft großen Idee durchdrungenen, nach künstlerischen Gesichtspunkten gegliederten Bilderschmuck.

Daß in unserm vom Lärm des Krieges erfüllten Epos besonders des künstlerischen Schmucks wertvoller Waffen gedacht wird, ist natürlich. Waffen sind die notwendigste Habe, sind die Freude des Kriegers. Auf den Erwerb guter Waffen richtet sich eines jeden Begehren, und der Reiche, Mächtige begnügt sich nicht mit den besten, er will auch die kostbarsten besitzen. Schon haben die Rüstungen reicher Fürsten einen hohen Wert. Schätzt der Dichter den Wert der ehernen Waffen des Tydiden auf neun Rinder ein, so hat der goldene Waffenschmuck des Glaukos gar einen solchen von deren hundert.[5] Darum erregen solche kostbaren Rüstungen oder auch einzelne

[1] *Λ* 19 ff. — [2] *Λ* 632 ff. — [3] *A* 115, *I* 389 f. — [4] *Γ* 125 ff., *N* 440 f. — [5] *Z* 236.

besonders in die Augen fallende Waffenstücke[1] die Beutegier feindlicher Helden. Um die Wehr gefallener Fürsten wird erbittert gekämpft. Allgemein herrscht die Sitte, den erschlagenen Feind seiner Rüstung zu berauben, eine Sitte, die zuweilen der nachdrücklichen Verfolgung des Sieges hinderlich ist, so daß die Führer im Augenblick wichtiger Entscheidungen den Kämpfern verbieten, sich mit diesem Geschäfte aufzuhalten.[2] Tapfere Krieger erfreuen sich des Besitzes einer ganzen Sammlung von erbeuteten Waffenstücken,[3]

Zu der Freude an guten, kostbaren Waffen gesellt sich bei adligen Kriegern natürlich auch die Vorliebe für schnelle, schöne Rosse. Ein trefflicher Marstall gehört zu den Erfordernissen fürstlichen Wohlstands.[4] In den Stallungen Lykaons, des Fürsten von Zeleia, standen elf neue Kriegswagen und für jeden ein Gespann wohlgenährter Rosse.[5] Agamemnon besitzt eine so stattliche Zahl von Pferden, daß er dem Achill unter seinen Sühnegaben auch zwölf treffliche Renner darzubieten vermag.[6] Der fabelhafte Reichtum des alten Erichthonios aber wird von Aineias durch die Erzählung, daß auf seinem fetten Wiesenland eine Herde von dreitausend Stuten weidete, genügend illustriert.[7] Aber mehr noch als die Zahl wird natürlich die Qualität, die Rasse bewertet. Wie sich aus der Menge der gemeinen Krieger die Heroen gewaltig hervorheben, so weiß der Dichter auch von einzelnen Gespannen zu berichten, die durch Kraft und Schnelligkeit alle übrigen weit hinter sich lassen. Die edelsten sind natürlich die feurigen Rassepferde Achills, die kein anderer als ihr Herr leicht zu bändigen und zu lenken versteht.[8] Dann sind zu nennen die Vollblutstuten des Eumelos, schnell wie Vögel, an Alter, Farbe und Gestalt einander völlig gleich, deren der Dichter in dem Schiffskatalog besonders rühmend

[1] Θ 191 ff. — [2] Z 66 ff. — [3] N 260 ff., 267 f. — [4] Nur die Herren kleinerer Inseln, wie Odysseus und Aias, erscheinen niemals auf Streitwagen. Als in der Odyssee Menelaos dem Telemach zum Abschied einen Wagen mit drei Pferden schenken will, lehnt dieser die Gabe dankend ab, weil auf Ithaka sich keine Wiesen und weiten Rennbahnen fänden. — [5] E 193 ff. — [6] I 265 ff., T 244. — [7] Y 220 ff. — [8] K 402 ff.

Erwähnung tut.[1] Auf troischer Seite sind die besten die von Diomedes erbeuteten Halbblutpferde des Aineias, die in dem Wettrennen zu Ehren des Patroklos ihrem neuen Herrn den ersten Preis erringen. Einzig in ihrer Art sind aber auch die wundervollen Rosse des Thrakerkönigs Rhesos, weißer denn Schnee, schnell wie der Wind, die gleichfalls dem Tydiden als Beute zufallen.[2] Von Einzelpferden steht die Stute Aithre so hoch im Wert, daß mit ihr der reiche Echepolos sich von der Verpflichtung zum Kriegsdienst nach Ilios bei Agamemnon loskaufen konnte.[3] Auch das Roß Pedasos ist so trefflich, daß Achill es wagen kann, es seinen Götterpferden Xanthos und Balios als Beipferd im Kampf an die Seite zu stellen. Achill hatte es in Thebe erbeutet.[4]

Es ist natürlich, daß das Erscheinen so herrlicher, stolzer Tiere in der Schlacht die Beutegier feindlicher Helden mächtig erregt. Sogleich, als Diomedes bemerkt, daß des Aineias Gefährt auf ihn zueilt, trifft der besonnene Held so umsichtige, wie erfolgreiche Anordnungen, um sich nach siegreichem Kampf mit dem Wagenkämpfer in den Besitz seines Gespannes zu setzen.[5] Weniger glücklich ist Hektors Versuch nach Patroklos' Fall Achills Rosse zu erbeuten. Zeus, der seinem Liebling wohl des Peliden Rüstung gewährt, mißgönnt ihm doch den Besitz der göttlichen Rosse, der dem Göttersohn vorbehalten bleibt.[6] Die glänzende Erscheinung dieser edlen Tiere hat dem armen Dolon, der seine Pferdeliebhaberei auch durch die begeisterte Schilderung der Hengste des Rhesos bekundet, so sehr den Sinn verwirrt, daß eine ganz vage Aussicht auf ihren Besitz ihn zu dem Spähergang verleitet, der sein Verderben wird.

Das stolze, feurige, mutige Roß ist für den Helden nicht bloß ein wertvoller Besitz, es ist sein Liebling, sein Begleiter in der Gefahr, sein Kampfgenosse. Auf raschem Gefährte trägt es ihn in die Schlacht, es jagt mit ihm über das von Toten bedeckte Schlachtfeld hierhin und dorthin, wo seine Anwesenheit nottut, und es rettet ihn aus den Händen über-

[1] B 763 ff. — [2] K 436 f. — [3] Ψ 296 ff. — [4] Π 152 ff. — [5] E 260 ff. — [6] P 448 f.

legener Feinde durch schleunige Flucht. Im Wettkampf erringt ihm zudem der tüchtige Renner Ehre und wertvolle Preise. Den willigen Dienst lohnt der Herr seinem Liebling durch gute Pflege. Andromache schüttet Hektors Pferden, wenn sie aus der Schlacht heimkehren, den Weizen vor, noch ehe sie sich mit dem ermüdeten Gatten zu Tisch setzt.[1] Pandaros kann sich nicht entschließen, aus dem Marstall seines Vaters ein Gespann mit nach Ilios zu nehmen, aus Besorgnis, die Tiere möchten, an reichliches Futter gewöhnt, in der belagerten Stadt Mangel leiden.[2] Freilich eine übertriebene Zärtlichkeit! Umgekehrt mag sich Asios, als die Troer auf Polydamas' verständigen Rat vor dem griechischen Schiffslager von den Wagen steigen, um zu Fuß den Graben zu überschreiten, von seinem Gespann, das sein ganzer Stolz ist, nicht trennen und verliert durch diese Torheit sein stolzes Gefährt und sein Leben.[3] Das kameradschaftliche Gefühl der Helden für ihre Rosse erkennt man aus den häufigen Anreden und Zurufen, durch die in naiver Weise die Lenker auf diese klugen, gelehrigen Geschöpfe einzuwirken suchen. Besonders an ihren Ehrgeiz appelliert man gern. Antilochos ruft während des Rennens seinen Hengsten zu, sie sollten sich doch von der Stute Aithre nicht beschämen lassen, und sein Rivale Menelaos treibt wiederum diese durch den Zuruf an, des Antilochos Hengste seien alt und würden bald ermüden.[4] Aber auch andere Empfindungen der edlen Tiere werden angerufen. Hektor erinnert seine Rosse an die gute Pflege, die sie erhalten, für die sie sich dankbar erweisen müßten,[5] der jugendliche Antilochos droht ihnen umgekehrt mit schlechter Behandlung, ja mit Tod, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht täten.[6] All diesen aus dem Leben gegriffenen Gesprächen der Herren mit ihren Rossen liegt die naive Auffassung zugrunde, daß die letzteren menschlicher Empfindungen fähig seien, eine Auffassung, die allerdings gewisse Eigenschaften des Rosses, sein empfindlicher Stolz, seine Ehrbegier, sein feuriger Mut, seine Liebe zu seinem Herrn, zu bestätigen scheinen. Der Dichter

[1] Θ 186 ff. — [2] E 199 ff. — [3] M 110 ff. — [4] Ψ 407 ff., 443 ff. — [5] Θ 185 ff. — [6] Ψ 411 ff.

hat sich dieser Auffassung bemächtigt und sie künstlerisch verwertet. Den edelsten von allen, den Rossen Achills, hat er wirkliche menschliche Empfindung verliehen. Als sie von Patroklos' Tode hören, versinken sie in tiefe Trauer, allem Zuspruch des Wagenlenkers zum Trotz stehen sie unbeweglich da, mit bis zur Erde wallender Mähne, und vergießen heiße Tränen.[1] Entspricht diese phantasievolle Schilderung eines tiefbewegten Innenlebens gewissen Eigenschaften, die wir dem Rosse zuschreiben, seinem Gefühl für Feierlichkeit und der Trauer um den toten Herrn, so verliert sie sich doch ganz ins Märchenhafte, wenn an anderer Stelle dem einen der beiden Rosse von Here die Gabe menschlicher Sprache für einen Augenblick verliehen wird. Als Achill bei seinem Auszug in den Kampf sie halb vorwurfsvoll daran erinnert, daß sie ihm den Patroklos nicht aus der Schlacht zurückgebracht hätten, da rechtfertigt sich Xanthos unter Hinweis auf Götterwille und Schicksalsspruch und verkündet auch dem Peliden den nahen Tod.[2] Dieser etwas befremdliche Zug wird nur dadurch erträglich, daß Achills Rosse göttlichen Geblütes sind, unsterblich und von ewiger Jugend, einst dem Peleus von den Göttern zu eigen gegeben, um mit dem sterblichen Gebieter, wie Thetis mit dem sterblichen Gemahl, Menschenleid zu teilen.[3] Sie sind Söhne des Windgotts Zephyros und der Harpyie Podarge.[4] Homer folgt hierin uralter Volkssage, der das schnelle, in leichter Erregbarkeit plötzlich durch die Weite jagende Roß das Sinnbild des über Land und See hinfahrenden Sturmes ist. Boreas befruchtet die Stuten des Erichthonios; diese gebären ihm zwölf Füllen, die windschnell über die Wogen des Meeres eilen und über wallende Ährenfelder flüchtigen Fußes laufen, ohne einen Halm zu knicken.[5] Von dieser Zucht stammen die wundervollen Rosse des Aineias; auch des Eumelos Stuten wuchsen auf einer Weide Apollos auf.[6] So werden, wie die Fürstengeschlechter der Menschen ihren Ursprung von den Göttern herleiten, auch die edlen Rassen der Rosse durch ihre Herkunft mit göttlichen Wesen

[1] P 426 ff. — [2] T 404 ff. — [3] P 443 ff. — [4] H 150. — [5] Y 223 ff. — [6] B 766.

verknüpft. Ein Zeugnis dafür, wie nahe dem Menschen sein Freund und Liebling steht!

Pferde und Waffen, der Stolz und die Freude des Kriegers, sind doch nur ein Teil des Besitzes, an dem das Herz des homerischen Menschen hängt, nur das Mittel, seinen Wohlstand gegen fremde Begehrlichkeit zu verteidigen. Kostbarer Hausrat, kunstvolle Gewänder und Decken, wertvolle Metalle, wie Gold, Erz und Eisen, vor allem aber Herden und Grundbesitz, Haus und Hof machen den Besitzstand des reichen Mannes aus. Solcher Güter gedenkt der Besitzende mit stiller Genugtuung, für sie ist er, wenn es sein muß, so gut wie für Weib und Kind zu kämpfen und zu sterben bereit.[1]

Die Wertschätzung reichen Besitzes ruht auf dem tiefen Grund der menschlichen Natur, sie ist noch heute so allgemein wie in jener Frühzeit des Menschengeschlechts. Aber während wir die Begierde nach den materiellen Gütern des Lebens als einen niederen Zug des Herzens zu verhüllen bestrebt sind, tritt sie in der jugendlichen homerischen Kulturepoche noch ganz unbefangen hervor. In einer Zeit, wo des Menschen Tätigkeit noch ganz nach außen gerichtet ist, erscheint auch das Streben nach äußeren Gütern als durchaus berechtigt. Reicher Besitz gilt geradezu als eine Voraussetzung für das höchste, volle Menschenglück. So wird denn auch das Handeln von realistischen Anschauungen beherrscht, und die Sitte gesteht materiellen Erwägungen eine weitgehende Einwirkung auf die menschlichen Entschließungen zu. Mit Brautgeschenken gewinnt der Freier die Braut, der Vater gibt sie dem, der das meiste bietet.[2] Lösegaben verschaffen dem Sohne wohlhabender Eltern, der im Kampfe gefangen ward, die Freiheit,[3] dem erschlagenen die Bestattung.[4] Ja, von dem Mörder des Sohnes nimmt man, sein Herz bezwingend, die Sühne an und läßt ihn friedlich im Lande wohnen.[5] Auch in den Wettkämpfen tritt im Vergleich mit einer späteren Epoche des griechischen Volkes der realistischere Sinn hervor; nicht um den Kranz, der nur symbolische Bedeutung hat, sondern um

[1] *Z* 424, *O* 496 ff. — [2] *Λ* 244 f., *Π* 178, 190, *X* 472. — [3] *Z* 46 ff — [4] *Ω* 139, 593 f. — [5] *I* 632 ff.

Wertpreise wird gerungen, die wie das Verhalten des Epeios[1] und des jungen Antilochos[2] zeigt, den Eigennutz und die Gewinnsucht der Kämpfenden erregen. Mit reichen Geschenken muß das bedrängte Ilios sich die Hilfe der benachbarten Fürsten erkaufen,[3] und für seine Feinde ist die Aussicht auf Siegesbeute ein wirksames Motiv. Immer wieder erinnern die Führer ihre Scharen im Kampfe an den hohen Gewinn, um sie zum Ertragen aller Mühen und Gefahren anzufeuern.

Trotz dieses nie verhehlten Strebens nach Besitz, trotz aller Freude an irdischem Gut steht doch der Grieche Homers den Schätzen dieser Erde ungleich freier gegenüber als der Germane unserer Heldensage, auf dessen Seele die Begierde nach edlem Gestein und rotem Golde eine dämonische Macht ausübt, den solch unheimlicher Zauber oft genug zu schweren, unheilvollen Taten verlockt. Die lichte homerische Welt weiß nichts von wunderbaren Schätzen, die im Schoß der Erde verborgen ruhen und von Helden errungen werden zu ihrem eignen Verderben. Wohl kennt auch die Phantasie des Griechen eine Stätte strahlenden Glanzes, der ausgeht von einer verschwenderischen Fülle des edelsten Metalles, aber diese Stätte ist sterblichen Augen entrückt, es ist das Reich der Himmlischen, die auf goldnem Estrich wandeln,[4] auf goldnen Sesseln sitzen,[5] aus goldnen Bechern trinken[6] und in goldner Wehr zur Schlacht ziehen.[7] Ein Abglanz dieser himmlischen Herrlichkeit ist die üppige Pracht im Wunderland der Phaiaken, wohin uns der Dichter der Odyssee führt. In der Ilias finden wir keine Stätten übernatürlicher Pracht, aber es wird erzählt von staunenerregenden Reichtümern, die da aufgehäuft liegen, wo wir sie zu allen Zeiten zu finden gewohnt sind, in großen, blühenden Städten wie Orchomenos und dem ägyptischen Theben,[8] oder auch in Ilios, ehe der Krieg die Blüte der Stadt knickte.[9]

Mehr also wird von den Schätzen dieser Welt die Phantasie der homerischen Menschen erregt als ihre Begehrlichkeit geweckt. Die Begierde nach Besitz spielt in der Handlung der Ilias

[1] *Ψ* 666 ff. — [2] *Ψ* 539 ff. — [3] *P* 225 f., *Σ* 290 ff. — [4] *A* 2. — [5] *Θ* 436. — [6] *A* 3. — [7] *Θ* 43 f. — [8] *I* 381 f. — [9] *Σ* 288 ff.

keine hervorragende Rolle, zu verderblicher, sinnbetörender Leidenschaft wird sie kaum. Wohl ist dem selbstsüchtigsten unter den Fürsten, dem älteren Atriden, auch diese Äußerung der Selbstsucht nicht ganz fremd. Eigennutz und schnöde Gewinnsucht werden ihm des öfteren vorgeworfen.[1] Aber wir dürfen nicht vergessen, daß dieser Vorwurf von seinem erbitterten, heftig erregten Gegner erhoben und von dem Lästerer, der alle beschimpft, wiederholt wird. Er ist, wenn auch nicht ganz unbegründet, doch übertrieben. In Wahrheit entspringt der Streit mit Achill viel mehr aus Agamemnons Herrscherdünkel als aus der unreineren Leidenschaft der Habgier. Gewiß versteht sich der Völkerfürst sehr wohl auf seinen Vorteil, und sein kaufmännischer Sinn wird durch den Handel, den er mit dem ihm von Euneos geschenkten Wein treibt, hinreichend erwiesen.[2] Aber er vermag sich doch auch, wenn es nottut, mit guter Miene von seinem Besitz zu trennen. Wir werden durch die Fülle der Geschenke, die er dem Achill zur Versöhnung bietet, überrascht. Gewiß soll dem Fürsten durch Aufzählung dieser überreichen Sühnegaben nicht ein Zug von Freigebigkeit angedichtet werden, der mit seiner ganzen übrigen Sinnesart in Widerspruch stände, nur die Größe seiner Verzweiflung und sein ungemeiner Reichtum sollen dadurch ins Licht gesetzt werden. Aber wenn er später nach der auf ganz anderer Grundlage erfolgten Aussöhnung mit Achill diesem die Geschenke freiwillig[3] zustellt, so müssen wir ihn doch von dem Vorwurf schimpflicher Habsucht freisprechen.

Eher als Beispielen von einer allzu großen, das sittliche Handeln beeinträchtigenden Begehrlichkeit wird man in unserer Dichtung einer höheren Auffassung von dem Werte materieller Güter begegnen, Fällen, wo kostbarer Besitz idealen Forderungen des Herzens zuliebe ohne Zaudern geopfert wird. Ich will hier nicht auf Priamos hinweisen, der bei der Auswahl der Lösegaben für Hektor auch der Kleinodien nicht schont, an denen vor allen andern sein Herz hängt,[4] denn dadurch soll mehr die tiefe Liebe des alten Mannes zu dem besten, verdienstvollsten

[1] *A* 121, *I* 333, *B* 225 ff. — [2] *H* 467 ff. — [3] *T* 146 ff. — [4] *Ω* 235 f.

seiner Söhne gezeichnet werden. Aber der berühmte Waffentausch zwischen Glaukos und Diomedes lehrt uns, wie auch in dieser realistisch denkenden Zeit in dem bewegten Gemüt eines Edlen die eigennützige Betrachtung der Dinge ganz verschwinden kann vor einer idealen Empfindung. Unbekümmert um den Wert seiner goldnen Rüstung gibt sie der Jüngling dem eben erkannten Gastfreund von Väter Zeiten gegen dessen eherne hin, so daß der Dichter darin eine von Zeus gesandte Verblendung erkennt.[1] Fast scheint es, daß er eine so weitgehende Vernachlässigung des eignen Vorteils nicht billige.

Edle, fürstliche Freigebigkeit nehmen wir bei Achill wahr, als er, den Patroklos zu ehren, die Preise für die Wettspiele der Achaier aussetzt.[2] Aber er ist deshalb doch keineswegs ein Verächter irdischer Güter. Er spricht mit Genugtuung von dem Genuß reichen Besitzes in der Heimat.[3] Er sieht mit Unmut, daß ihm für seine angestrengte, erfolgreiche Tätigkeit für das Gemeinwohl bei der Teilung der Beute nicht ein entsprechender Lohn zugemessen wird,[4] und als es wegen der ihm von Agamemnon abgeforderten Ehrengabe zum Streit kommt, sucht ihn Athene, die seinen Sinn doch kennen wird, durch das Versprechen zu beruhigen, es würden ihm dereinst die Achaier deren dreifachen Wert zurückerstatten.[5] Jedoch auf sein sittliches Verhalten wirkt die Rücksicht auf materielle Güter niemals bestimmend ein. Dem Versuch, ihn durch Geschenke zu versöhnen, zeigt er sich völlig unzugänglich. Ihr realer Wert ist wahrlich groß genug, um auch auf den begütertsten Fürsten Eindruck zu machen. Agamemnon zweifelt daher auch kaum an dem Erfolg seines Anerbietens, Achills alter Freund und Erzieher weist nachdrücklich auf sie hin und meint, ohne solche sich zu versöhnen, dazu würde er ihm niemals raten,[6] und nur der menschenkundige Odysseus deutet leise seine Besorgnis an, sie möchten ihre Wirkung verfehlen.[7] Das geschieht denn auch durchaus. Mit stolzer Verachtung weist sie Achill zurück und erklärt aufs entschiedenste, die ihm zugefügte Kränkung sei mit keinen Schätzen der Erde gut-

[1] *Z* 234 ff. — [2] Vgl. besonders *Ψ* 558 ff., 618 ff., 795 f. — [3] *I* 400. — [4] *A* 163 ff. — [5] *A* 212 ff. — [6] *I* 515 ff. — [7] *I* 300 f.

zumachen.[1] Doch ist es bezeichnend, daß er sie nicht ablehnt mit dem Ausdruck der Geringschätzung ihres Wertes überhaupt, sondern mit dem Hinweis darauf, daß er ihrer bei der Fülle eignen Besitzes nicht bedürfe.[2] Als er sich dann später aus ganz anderen Beweggründen mit dem Atriden wieder aussöhnt, der ihm nun von neuem jene Gaben anbietet, verschmäht er sie nicht, sondern betont nur, daß sie für die Versöhnung von keinem Belang seien und es daher dem König freistehe, sie zu geben oder zu behalten.[3] Ebenso sind für ihn bei Hektors Lösung ohne Zweifel rein ethische Motive bestimmend, aber er wird doch so sehr von den Anschauungen seiner Zeit beherrscht, daß die von dem Vater gebotenen Lösegaben die notwendige Voraussetzung für die Rückgabe der Leiche Hektors sind[4] und daß er dem Schatten seines Freundes, damit dieser ihm nicht zürne, seinen Anteil an den Geschenken verspricht.[5] Man sieht, Achill steht den irdischen Gütern so frei gegenüber, daß sie auf sein sittliches Handeln keinen Einfluß gewinnen, aber er bleibt doch auch wieder in seinem Verhältnis zu ihnen ein Kind seiner Zeit. Die hohe Wertschätzung des Besitzes seitens der homerischen Menschen erhellt am besten daraus, daß auch die größtangelegte Natur unter den Helden der Ilias seine Bedeutung in vollstem Maße würdigt.

Wenn freilich Achill den Wunsch ausspricht,[6] in die Heimat zurückzukehren, um sich dort an der Seite einer Gattin des Besitzes zu erfreuen, den sein Vater erworben, so können wir darin nicht seine wahre Herzensmeinung, sondern nur den Ausdruck einer vorübergehenden unmutsvollen Stimmung erkennen. Er, der sich im stillen nach Krieg und Kampfgetümmel sehnt,[7] sollte im ruhigen Genuß, im behaglichen Besitz der irdischen Güter den Reiz des Daseins suchen? So denkt kein homerischer Held. Gewiß verschmäht dieser ein fröhliches Genießen nicht — Askese ist ja griechischem Wesen gänzlich fremd — und mit völliger Unbefangenheit gibt er sich den Freuden des Lebens hin, ja er sieht in ihnen einen

[1] *I* 378 ff. — [2] *I* 364 ff. — [3] *T* 146 ff. — [4] *Ω* 139. — [5] *Ω* 592 ff. — [6] *I* 398 ff. — [7] *A* 192.

wesentlichen Teil des Menschenglücks, aber der volle Lebenswert erschließt sich doch erst im Ringen und heißen Bemühen dem Tätigen. Mangel an Energie, Scheu vor Anstrengungen und Beschwerden finden die Mißbilligung der Edlen.[1] Genußmenschen wie Paris verfallen der allgemeinen Verachtung.[2] Nur als Erholung von den Mühen des Lebens hat der Genuß seine Berechtigung, wie das Hephaistos auf dem Schild des Achill in zahlreichen Lebensbildern den Sterblichen vor Augen führt.

Ein Drang, sich zu betätigen, ist diesem rüstigen Geschlecht eigen. Schon die Knaben werden zu dereinstiger Tätigkeit, zu voller Entfaltung der in sie gelegten Gaben erzogen.[3] Dem noch allzu jugendlichen Achill gibt Peleus den Phoinix als Begleiter nach Troja mit, um ihn zu einem tüchtigen Redner und zum Helden (*πρηκτῆρα ἐπέων τε πτερόεντα τε ἔργων*) heranzubilden.[4] Es wird den Jünglingen als Grundsatz eingeprägt, tapfer zu sein und unter den Ersten zu kämpfen.[5] Den in die Gefahren des Krieges hinausziehenden Söhnen geben ihre Väter wohl den Wahlspruch mit auf den Weg: „immer der Erste zu sein und vorzuleuchten den andern."[6] So tritt schon in dieser Jugendzeit des griechischen Volkes jene Neigung stark hervor, die als ein Grundzug seines Nationalcharakters bekannt ist, die Gewohnheit, bei jeder Tätigkeit stets auf den Mitstrebenden hinzublicken und als Ziel sich zu setzen, ihn zu übertreffen. Im Vorkampf zu stehen (*προμαχίζειν*), zu den Besten zu zählen (*ἀριστεύειν*) ist das Bestreben eines jeden, der auf Heldentum Anspruch macht. Der wirklich große Held aber begnügt sich nicht mit diesem Lob: am Tage seiner Aristie stürzt sich Agamemnon auf den Feind mit dem Entschluß, alle Mitkämpfer weit hinter sich zu lassen, auch die tüchtigsten zu überstrahlen.[7]

Einen sehr bezeichnenden Ausdruck findet dieser hoch und gering beseelende Wetteifer in den nach der Bestattung des

[1] *Z* 523 f., *K* 114 ff., 121. — [2] *Ω* 260 ff. — [3] *H* 198 f. — [4] *I* 442 f. — [5] *Z* 444 f. — [6] *Z* 208, *A* 784. — [7] *A* 216 f.

Patroklos veranstalteten Kampfspielen. Die ernste Feier eines von allen betrauerten Toten findet ihren Abschluß dadurch, daß die Lebenden ihm zu Ehren in heiterem Spiel ihre Kräfte prüfend aneinander messen. Die Lust an Wettspielen, ein Kennzeichen hellenischen Lebens, teilt das heroische Zeitalter[1] mit der späteren Blütezeit. In entzückender Schilderung entrollt der Dichter, dessen Weltgemälde ja jede wichtige Lebensäußerung seiner Zeit wiedergibt, das Bild dieser Wettkämpfe, „läßt uns dieselben Helden, die wir zuvor in Schlacht und Gefahr gesehen, nun beim Spiele schauen, wie sie mit demselben energischen Ernst, wie dort, nach dem Preise ringen, beeifert, wie die Kinder, bis zu Tränen, streitend und sich versöhnend," umgeben von einem Kranz von Zuschauern, die in leidenschaftlicher Spannung den Gang der Spiele verfolgen, Partei ergreifend und durch ihren Beifall die streitenden Helden ermunternd. Ein Volk, das inmitten eines langwierigen Krieges voll harter Plage und aufreibender Kämpfe noch volle Freude daran findet, in freiem, wetteiferndem Spiel seine Kräfte zu erproben, kennt wahrlich noch eine andere Befriedigung als behaglichen Genuß des Lebens.

Wie der Siegespreis im Wettspiel, so ist der Siegesruhm im ernstgemeinten Kampfe für den Helden ein hohes, erstrebenswertes Gut. Den Beifall der Mitstreitenden zu erringen, bei der Rückkehr aus der Schlacht vom Jubel des Volkes begleitet, als der Held des Tages gefeiert, ja wie ein Gott verehrt zu werden, darum vergießt der Edle mit Freuden Schweiß und Blut. So denkt sich Hektor dereinst seinen Sohn heimkehren aus blutiger Schlacht, die Wehr des erschlagenen feindlichen Vorkämpfers auf der Schulter.[2] Für ihn selbst hat dieser Siegesruhm (κῦδος), den Zeus eine Weile ja auch ihm gewährt, etwas Berauschendes,[3] ja, er geht an diesem Rausch zugrunde. Auch Achill ist natürlich diese Ruhmbegier nicht fremd. Auf sie setzt Odysseus, der feine Menschenkenner, seine beste Hoffnung, als er den Grollenden zu versöhnen sucht. Mit dem Hinweis auf den Ruhm, den er sich durch Erlegung des immer verwegener sich gebärdenden Hektor gerade jetzt erringen könne,

[1] Ψ 630 ff., Ι 700. — [2] Ζ 479 ff. — [3] Σ 293 ff.

schließt er seine fein berechnete Ansprache an den Unversöhnlichen. Und wenngleich selbst diese Aussicht den Starrsinn des Peliden nicht zu brechen vermag, so zeigt dieser doch bei anderer Gelegenheit, wie mächtig in seinem Innern die Ruhmliebe ist. In einem Augenblick, wo man denken sollte, sein ganzes Empfinden gehe in dem einen Gefühl der Rache auf, als er den Mörder seines Freundes um die Mauern von Ilios verfolgt, hat doch der Gedanke an den Ruhm noch Raum in seinem Herzen; er verbietet seinen Landsleuten nach dem Fliehenden Geschosse zu werfen, damit keiner ihm den Ruhm vorwegnehme.[1] Der Gedanke an den Beifall der Volksgenossen ist einer der mächtigsten Impulse für das Handeln der Helden, und auch für Geringere hat er etwas Verlockendes. Als Hektor einen Späher zu dem Lager der Griechen entsenden will, verfehlt er nicht, auf das Ruhmvolle des Unternehmens hinzuweisen.[2] Und für Pandaros ist das Trugbild des Ruhmes das stärkste Motiv, dem beschworenen Vertrag entgegen auf Menelaos zu schießen.[3]

Doch gibt es noch einen höheren Ruhm, als der ist, von den Seinen höchlich bewundert und mit Jubel gepriesen zu werden. Der wahrhaft große Held ist sich bewußt, daß er berufen sei Taten zu wirken, deren Ruf zum Himmel dringe, die die Welt mit dem Schall seines Namens füllen und, fortlebend in dem Gedächtnis der Menschen, sein Andenken noch bei späten Geschlechtern bewahren. So sehr er der Gegenwart lebt, der Gedanke an eine ferne Zukunft, da er selbst nicht mehr wirken kann, ist ihm nicht fremd und gewinnt Einfluß auf sein Handeln. Im Banne des Todes so die Unsterblichkeit gewinnen, durch die sich Götter von Menschen unterscheiden, ist etwas Göttliches. Ein solcher Ruhm (κλέος) ist wohl das Köstlichste, was Menschen beschieden ist, und das Streben danach mag als das Menschenwürdigste erscheinen. Achill, der in seinen Mußestunden gern singt von den Ruhmestaten der Helden,[4] hat selbst den Nachruhm einem langen Leben vorgezogen und bezahlt mit frühem Tod eine

[1] Ν 207. — [2] Κ 307. — [3] Δ 95. — [4] Ι 189.

ruhmreiche Heldenlaufbahn.[1] Hektor ist sich stets bewußt, daß er für seinen und seines Hauses hohen Ruhm zu kämpfen habe.[2] Als er den Aias zum Zweikampf herausfordert, malt er sich aus, wie sein Sieg seinen Namen bis in fernste Zeiten erhalten werde. Wenn einer der später Geborenen, am Strande hinfahrend, den hochgetürmten Hügel erblicken werde, der seines Gegners Asche bedecke, dann werde er ausrufen: Das ist eines großen Helden Mal, den einst der strahlende Hektor erschlug. „Und mein Ruhm wird niemals erlöschen." Aber auch in der Masse des Volkes lebt ein Bewußtsein davon, daß von den Kämpfen, die vor Ilios' Mauern ausgefochten werden, noch späte Geschlechter sich erzählen, daß sie des Sängers Lied erwecken werden, das alles Große und Ungemeine den spätesten Zeiten überliefert zu gutem, aber auch zu schlimmem Gedächtnis. An dieses Gefühl seiner Krieger wendet sich Agamemnon, da er ihren Mut erproben will. Er erinnert sie, freilich vergebens, an die Schmach, die noch in kommenden Zeiten auf sie fallen werde, wenn ein so gewaltiges Heer nach erfolglosem Kampfe ruhmlos in die Heimat zurückkehre.[3] In dem gleichen Gefühl bittet auch Menelaos vor seinem Zweikampf mit Alexandros den Zeus um Sieg, damit auch Spätgeborene noch vor solchem Frevel, wie ihn dieser begangen, zurückschrecken möchten.[4] Ähnlich klagt Helena, Zeus habe ihr und ihrem zweiten Gatten ein schlimmes Los zugeteilt, damit ihr Name noch im Munde kommender Geschlechter berüchtigt sei.[5] Es ist doch sehr bezeichnend für die Feinheit der Empfindung der homerischen Menschen, daß Erwägungen wie diese Bedeutung gewinnen und das Handeln beeinflussen.

Ruft schon die Rücksicht auf das Urteil späterer Zeiten solche Gefühle bei ihnen hervor, so muß die Mißbilligung der Mitlebenden einen noch viel größeren Eindruck auf sie machen. In der Tat ist die Furcht vor dem Tadel der Menschen, die Aidos, eine der wirksamsten Empfindungen für den Handelnden. Phoinix erzählt, als er einst als junger

[1] *I* 412 ff. — [2] *Z* 446. — [3] *B* 119 ff. — [4] *Γ* 353 f. — [5] *Z* 357 f.

Mensch in wilder Leidenschaft bereits mit der Absicht umgegangen sei, seinen Vater zu töten, habe ihn der Gedanke an die Volksstimme, an die allgemeine Verurteilung, die seine Tat finden werde, von der Ausführung seines Vorhabens zurückgeschreckt, er habe sich gescheut, als Vatermörder unter den Menschen zu leben.[1] Das Gesamtbewußtsein der Menschen, der Unwille, die Nemesis, über den, der in die heiligen Ordnungen einbricht, wird zu einer sittlichen Macht, die, wie die Stimme des Gewissens, den Menschen vom Unrechttun zurückhält. Die Empfindlichkeit gegen die Nemesis der Menschen ist allen Helden eigen — nur Paris kennt sie nicht.[2] Bei einzelnen ist sie ganz besonders zart. Der bloße Gedanke, die Troer könnten ihm vorwerfen, er habe durch seine Selbstüberschätzung das Volk ins Verderben gestürzt, verwehrt Hektor die Rückkehr in die Stadt, sein Ehrgefühl wird die Ursache seines Untergangs. In etwas anderer Weise äußert sich das gleiche Ehrgefühl bei Sarpedon, wenn er durch todverachtende Kühnheit in der Schlacht bei seinen Volksgenossen die Anerkennung erringen will, daß seine Tapferkeit nicht hinter den Ehren zurückbleibe, die er als Fürst seines Volkes genießt.[3]

Dementsprechend geht jeder Tadel ehrliebenden Helden sehr zu Herzen. Sarpedons Vorwurf, Hektor vergesse seiner Pflicht, schmerzt diesen nicht wenig,[1] und die scheltenden Worte, die Agamemnon bei der Musterung an Odysseus und Diomedes richtet, finden zwar scheinbar bei ihnen eine verschiedene Aufnahme, in Wirklichkeit aber werden beide gleich schmerzlich von ihnen betroffen.[5] Darum bedient man sich eben so gern der Scheltrede, um Untergebene oder auch Freunde zu größeren Anstrengungen und erhöhtem Kampfesmute zu befeuern. Ihren Liebling, den Tydiden, zu stacheln, greift auch Athene zu dem gleichen Mittel, sie setzt ihn tief herab unter seinen heldenhaften Vater.[6]

So empfindlich die Helden für allen Tadel sind, so empfänglich sind sie natürlich auch für Lob und machen daraus

[1] *I* 458 ff. — [2] *Z* 350 f. — [3] *M* 310 ff. — [4] *E* 493. — [5] *I* 350 ff., *I* 401 f., *I* 34 ff. — [6] *E* 800.

in ihrer Offenherzigkeit kein Hehl. Man muß lächeln, wenn man liest, welchen Eindruck auf Achill die liebenswürdige Schmeichelei des Antilochos macht, der, allerdings aufrichtigen Herzens, seine Schnelligkeit im Laufen rühmt. Man sollte denken, ein Mann, der sich bewußt ist, keiner Ehre von Menschen mehr zu bedürfen, weil Zeus selbst ihn aufs höchste geehrt hat,[1] müsse über ein so geringfügiges Lob erhaben sein. Er aber zeigt nicht nur eine harmlose Freude darüber, sondern gibt ihr auch durch die Tat offensichtlichen Ausdruck.[2] Selbst der stolzeste unter den Achaiern hört sein Lob aus Freundes Munde gern. Nur Odysseus, der der Unmittelbarkeit des Zeitalters im Fühlen und Handeln am meisten entwachsen ist, weicht dem hohen, ihm von Diomedes gezollten Lobe aus, ohne es jedoch abzulehnen,[3] was dem Selbstgefühl, das ihn beseelt, nicht entsprechen würde.

Wer für gespendetes Lob ein so offenes Ohr hat, wird auch jeder Ehrung, jeder äußeren Auszeichnung sich dankbar erfreuen. Und wer aus irgendeinem Grunde, sei es seines Alters oder seines Verdienstes oder seiner sozialen Stellung wegen, Anspruch auf besondere Ehrung zu haben glaubt, der fordert sie im stillen für sich und zeigt sich verstimmt, wenn sie ihm vorenthalten wird. Nestors Herz erfreut es, daß Achill ihm die Ehre erweise, die ihm unter den Achaiern gebühre,[4] und dieser klagt unmutig vor den Abgesandten des Atriden, daß durch dessen Unbilligkeit dem Feigling gleiche Ehre zuteil werde wie dem Helden.[5] Agamemnon wiederum wacht eifersüchtig darüber, daß niemand sich ihm gleichdünke,[6] da der zeptertragende König die höhere Ehre genieße.[7] Aber auch jeder andere ist für eine besondere Beachtung seiner Person empfänglich. Agamemnon weiß diese menschliche Schwäche geschickt zu benutzen. Er schärft seinem Bruder ein, er möge es nicht unterlassen, die Fürsten durch ehrende Anrede auszuzeichnen.[8] Er selbst ehrt in der naiven Weise der Zeit die durch Klugheit oder Tapferkeit hervorragenden Helden durch kleine Aufmerksamkeiten, durch bevorzugten Sitz beim

[1] *I* 607 ff. — [2] *Ψ* 795 f. — [3] *K* 249 f. — [4] *Ψ* 647 ff. — [5] *I* 319. — [6] *A* 187. — [7] *A* 278 f., *I* 160. — [8] *K* 68 f.

Mahle, durch ein volleres Maß Weines, durch die besten Stücke des Bratens, und er trägt kein Bedenken, daran in geeigneten Augenblicken zu erinnern.[1] Bei der Verteilung der Beute herrscht die Sitte, daß jedem Fürsten eine Ehrengabe ausgesondert wird, die als solche für ihn eine weit über ihren materiellen Wert hinausgehende Bedeutung gewinnt. Dem Agamemnon ist der Gedanke unerträglich, daß er, der Völkerfürst, allein seine Ehrengabe verlieren solle, und er kann sich nicht zu einem freiwilligen Verzicht auf sie ohne anderweitigen Ersatz entschließen. Indem er sich nun aber an Achills Ehrengabe schadlos hält, fügt er diesem die schwerste, tödliche Kränkung zu. In ihm, dem stolzesten unter allen Achaiern, verkörpert sich gewissermaßen der Ehrbegriff der Zeit. Der Gedanke an die Ehre, die er bei jung und alt finden werde, wurde ihm schon, als er die Heimat verließ, von seinem Vater als Richtschnur seines Handelns ans Herz gelegt.[2] Sie beherrscht in der Tat sein ganzes Denken und Empfinden. Man lese nur die schmerzlichen Worte, in denen der Gekränkte der göttlichen Mutter sein Leid klagt, wie aus jeder Zeile das Wort „Ehre" heraustönt,[3] und dann die flehentliche Bitte der Thetis an Zeus um Wiederherstellung der Ehre ihres Sohnes,[4] dessen Klage in den Worten der Mutter deutlich nachklingt, um zu empfinden, daß es sich hier um ein Gut handelt, dessen Verlust die Freude am Leben zerstört, des Daseins Blüte knickt. Indem auf einer Ehrenkränkung der furchtbare Konflikt beruht, der die Handlung der Ilias bedingt, zeigt uns der Dichter, welche Bedeutung der Begriff der Ehre für seine Zeitgenossen hat. Es handelt sich dabei nur um jene äußere Ehre, die in der Wertschätzung der Mitmenschen besteht, deren Verminderung darum keineswegs die Selbstachtung zu verringern brauchte. Aber auch das stolzeste Bewußtsein eignen Wertes erhebt sich in dieser Zeit noch nicht bis zu der Höhe, von der aus betrachtet diese Ehre nichtig erscheint. Vielmehr hat ihre Einbuße eine ähnlich erschütternde Wirkung wie in einem fortgeschritteneren Zeitalter der Verlust

[1] *A* 259 ff., *H* 321 f., *Θ* 161 f., *M* 310 f. — [2] *I* 257 f. — [3] *A* 352 ff. — [4] *A* 503 ff.

der inneren Heldenehre. Niemand steht so hoch, ist sich so sehr selbst genug, daß er glaubte ihrer entraten zu können. Achill verschmäht die ihm durch die angebotenen Sühnegaben in Aussicht gestellte Ehrung nur deshalb, weil er von Zeus offensichtlich so hoch geehrt sei, daß er menschlicher Ehre nicht weiter bedürfe.[1] Er hatte, von den Menschen gekränkt, an die Götter appelliert, und diese hatten ihm seine Ehre glänzend wiederhergestellt. Die Ehre, die der Mensch bei Gott und den Menschen genießt, gibt ihm seinen Wert in den Augen der Welt und im eignen Bewußtsein. Es ist bezeichnend für die Bewertung des troischen und achaischen Vorkämpfers, daß Zeus bezüglich der Liebe der Götter zwischen beiden keinen Unterschied gelten lassen will, der Here aber ausdrücklich zugesteht, daß ihre Ehre mitnichten gleich sei.[2]

Der Wetteifer und die Ehrbegier, das Streben, sich auszuzeichnen und ausgezeichnet zu werden, entsprechen dem aristokratischen Geist, der in der Ilias waltet. Alle Helden sind von einem starken Standesbewußtsein erfüllt. Voll Stolz rühmt sich seiner Herkunft und seines Geschlechts, wer von edlen Eltern stammt. Man liebt es, wo immer Gelegenheit dazu sich bietet, seinen ganzen Stammbaum zu entrollen und seinen Ursprung womöglich auf einen Gott zurückzuführen. Dieses Standesgefühl hat auch jene feinen Umgangsformen erzeugt, die wir in der Dichtung wahrnehmen. Der Edle begegnet seinesgleichen mit ausgesuchter Höflichkeit. Er redet ihn, wie schon erwähnt, mit Vaters Namen an und fügt dieser Anrede ehrende Beiwörter hinzu. Er springt auf, wenn ein Standesgenosse seiner Wohnung naht, geht ihm entgegen und führt ihn an der Hand zu einem Sitze.[3] So herrscht auf Erden eine strenge Etikette, wie im Olymp, wo die Götter sich alle erheben, wann Zeus in ihre Mitte tritt.[4] Das Standesgefühl gibt sich auch zu erkennen in der Art, wie man dem Höheren, Mächtigeren begegnet. Groß ist die Autorität des zeusgeschützten Königs.[5] Nestor vertraut dem Traumgesicht Agamemnons, das ihn an sich mit Mißtrauen

[1] *I* 607 f. — [2] *Ω* 66 f. — [3] *I* 193 ff., *A* 645 f. — [4] *A* 533 ff. — [5] *A* 777 ff., *B* 196 f., 204 f.

erfüllt, nur deshalb, weil es dem Könige selbst, dem Fürsten der Völker, erschienen ist.[1] In dessen Streit mit Achill bleibt dieser isoliert, obgleich sich Agamemnon offenbar ins Unrecht gesetzt hat. Noch deutlicher zeigt sich das adlige Standesbewußtsein im Verkehr mit den Niedriggestellten, den Leuten aus dem Volke. Nicht gern nimmt der Edle von dem geringeren Manne selbst guten Rat an.[2] Während Odysseus nach der unerwarteten Auflösung der Versammlung die Vornehmen, die doch vor allem die Verantwortung dafür tragen, mit freundlichen Worten durch einen Appell an ihr Ehrgefühl zur Umkehr bestimmt, fährt er die Schreier aus der Menge recht unsanft an und gibt seinen Worten mit dem Zepter den gebührenden Nachdruck.[3] Wie er dann den Mann aus dem Volke, der sich erdreistet, in der Volksversammlung das große Wort zu führen, mit dem Stock zur Vernunft bringt, das schildert eine der ergötzlichsten Szenen in unserer Dichtung.[4] Daß diese Behandlung des Volkes von seiten der adligen Herren — auch Priamos herrscht seine Troer recht ungnädig an[5] — nicht unser Mißfallen erregt, hat seinen Grund darin, daß die wenigen, die aus der Menge hervortreten, recht unsympathische Erscheinungen sind. In ihnen kommt der Neid und die Mißgunst der Niederen gegen die bevorrechtete Klasse zum Wort. Da ist der rohe Faustkämpfer, der sich in der Schlacht mit den Edlen nicht vergleichen darf, aber im rohesten der Wettkämpfe seinen Mann stellt und sich dessen prahlend rühmt.[6] Da ist vor allen der verächtliche Demagoge, der es wagt, die Könige schlecht zu machen, und die Menge gegen sie aufhetzt.[7] Die niedere Bevölkerung spielt nur eine Rolle als Masse in der Schlacht wie in der Volksversammlung, der einzelne ist unkriegerisch und kraftlos und zählt nicht mit im Rate.[8] Dagegen sind die Edlen die gewaltigen Helden im Kampfe und die großen Redner in der Agore. Die Aristokratie der Geburt ist noch ganz und gar die der Tüchtigkeit.

Fürwahr, echte Adelsmenschen sind Homers Helden, wie sie bisher geschildert sind, so voll Tatenlust, so voll Begier,

[1] *B* 80 ff. — [2] *M* 211 ff. — [3] *B* 198 ff. — [4] *B* 265 ff. — [5] *Ω* 237 ff. — [6] *Ψ* 667 ff. — [7] *B* 212 ff. — [8] *B* 201 f.

etwas zu sein und etwas zu gelten. Selbstherrliche Naturen, voll Vertrauen auf die Kraft und das Recht ihrer Persönlichkeit, wissen sie sich in einer Welt widerstreitender Interessen durchzusetzen und zu behaupten. Keiner ist gewillt sich zurückdrängen zu lassen, von dem ihm zukommenden Platz zu weichen. Keiner ist gesonnen, ein ihm widerfahrenes Unrecht ruhig hinzunehmen. Jeder begehrt seinen Anteil an dem Überfluß der Welt. Das Individuum, durch kein Gesetz eingeengt, kann frei seinen Trieben folgen. Kein Gebot der Religion bekämpft den natürlichen Egoismus als etwas Unberechtigtes oder gar Unsittliches. Nur seiner häßlichsten Erscheinungsform, der Unterdrückung und Mißhandlung Hilfloser, wirkt eine feinere Moral entgegen, die edle Naturen bindet. Rohe achten auch dieser Schranke ihrer Selbstsucht nicht. Unter solchen Verhältnissen zeigt sich schon die Jugend früh selbstbewußt und rücksichtslos im Verfolgen ihrer Interessen. Wie keck tritt der blutjunge Antilochos auf, wie bedacht ist er auf seinen Vorteil, den er mit naiver Rücksichtslosigkeit wahrnimmt! Wie erhitzt er sich, als er sich in seinem vermeintlichen Recht verkürzt glaubt![1] Schüchterne, zaghafte Jünglinge, weltfremd und ohne Selbstvertrauen, wie die deutsche Dichtung sie so gerne schildert, kennt die Ilias nicht.

Selbstgefühl ist die am allgemeinsten verbreitete Eigenschaft der homerischen Menschen, auch den Unedlen fehlt sie nicht. Aber sie erscheint in den mannigfachsten Formen und äußert sich in der verschiedensten Weise; sie dient so dem Dichter zu feinster Charakterisierung seiner Personen.

Nicht immer zeigt sie sich in erfreulicher Gestalt. Ein wahres Zerrbild selbstbewußten Sinnes ist die Frechheit des elenden Thersites. Sein Selbstgefühl ist hohl. Im unabweisbaren Gefühl der eignen Nichtigkeit und voll Neid gegen die glänzenden Führer des Volkes gibt er sich nur den Anschein, als ob er diese gering achte. Indem er gerade die Besten am liebsten mit Schmähungen angreift, glaubt er diese dadurch in den Augen der Menge herab- und sich ihnen gleichsetzen zu können. — Berechtigter ist das Selbstgefühl

[1] *B* 541 ff.

des Epeios, denn es beruht auf einem wirklichen Vorzug, seiner Kraft und Geschicklichkeit im Faustkampf. Aber er selbst fühlt und bekennt, nicht ohne einen Anflug von Neid, seine sonstige Inferiorität den echten Helden gegenüber, und darum pocht er um so mehr auf die ihm eigne Tüchigkeit. Die Art, wie er seinen Gegner herausfordert, ist roh und brutal, wie der Kampf selbst ist, in dem er sich als Meister zeigt.[1] — Viel liebenswürdiger ist die Art, wie Paris seine Freude an dem ihm vor allen andern von den Göttern verliehenen Vorzug äußert, wenn er die Gaben der Aphrodite von seinem erzürnten Bruder nicht schmähen lassen will.[2] Aber da es sich hierbei um ein vergleichsweise nichtiges, für wahren Menschenwert und Mannestugend bedeutungsloses Gut handelt, ist sein Selbstgefühl doch nur naive Eitelkeit, die der schöne Weiberheld auch sonst in seinem Auftreten bekundet. — Als schroffer, verletzender Hochmut, der geneigt ist das Recht anderer zu mißachten, erscheint wiederum Agamemnons Selbstbewußtsein, das sich nicht in erster Linie auf seine kraftvolle Persönlichkeit gründet — in diesem Falle wäre es wohlberechtigt — sondern auf das, was er besitzt, seinen fürstlichen Reichtum, seine königliche Macht. Darum aber schlägt seine Hoffart leicht in Kleinmut um, wenn die Grundlagen seines Selbstbewußtseins erschüttert werden. — Dagegen beruht Nestors Selbstgefühl ganz auf dem Bewußtsein einer heldenhaften Persönlichkeit und großer von ihm verrichteter Taten. Aber diese Taten gehören einer weit zurückliegenden Vergangenheit an, und das Beste seiner Heldenkraft haben die Jahre geraubt. Darum wird sein Selbstgefühl von einer leisen, doch nie schlummernden Empfindung geschwundener Kraft begleitet. Indem ihn diese nun treibt, das Gedächtnis seiner Großtaten bei dem jüngeren Geschlecht wachzuerhalten, und indem er mit sichtlicher Freude erzählt und Erinnerung und Phantasie die Bilder ein wenig retouchieren, will uns sein Selbstgefühl fast wie Selbstgefälligkeit, seine Erzählung beinahe wie Ruhmredigkeit erscheinen. Doch denke man ja nicht, daß er je absichtlich übertreibe!

[1] *Ψ* 667 ff. — [2] *Γ* 64 ff.

Allerdings kann man die homerischen Menschen von der Neigung zur Übertreibung, aber unbewußter Übertreibung, nicht ganz freisprechen. Die Stärke ihrer Empfindung und die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft wirken beide dahin, die Dinge größer, bedeutungsvoller erscheinen zu lassen, als sie wohl sind. Das Neue macht leicht den Eindruck des Außergewöhnlichen, das Gefährliche den des Furchtbaren. Vor des Tydiden gewaltigen Taten verblaßt den Troern die Vorstellung von der Größe Achills; sie meinen vor ihm nicht so gezittert zu haben wie vor jenem.[1] Hieraus erklärt es sich, daß auch das Selbstgefühl der Helden wohl in einem Augenblick erhöhten Kraftbewußtseins die Grenzlinie überschreitet, bis zu der zu gehen es berechtigt ist. Und da sie ihre Empfindungen auch auszusprechen lieben, vernehmen wir selbst von tüchtigen Männern zuweilen Worte, die uns wie Prahlerei anmuten, nicht sowohl bezüglich der Taten, die sie vollbracht haben, als derer, die sie noch zu tun gedenken. So mochten der freudige Stolz auf sein blühendes Vaterhaus, das Gefühl der eigenen gewaltigen Kraft und ein zu großes Vertrauen auf den Beistand seiner wehrhaften Brüder einmal dem Hektor das Herz geschwellt und das Wort in den Mund gegeben haben, das ihm Sarpedon später in der Schlacht vorhält,[2] er allein mit seinen Brüdern und Schwägern getraue sich Ilios zu schirmen. Daß besonders, wenn der Wein die Gemüter erhitzt, das Selbstbewußtsein zu bedenklicher Höhe anschwillt, ist nur zu natürlich. Leicht vermißt man sich da großer Dinge, hinter denen die späteren Taten weit zurückbleiben, wie das Agamemnon seinen Landsleuten vorwirft.[3] Beim Gelage erbietet sich Aineias ohne Bedenken zum Kampf mit Achill,[4] zu dem er den Entschluß auf dem Schlachtfeld viel weniger leicht findet. Aber auch in einer anderen Art von Trunkenheit, als die von süßem Weine stammt, verliert wohl ein Held den richtigen Maßstab für die Beurteilung der ihm verliehenen Kraft. In ernster Stunde spricht Hektor das vermessene Wort aus, das die Nemesis weckt, wer könne wissen, ob ihm oder dem großen Peliden die Götter

[1] *Z* 99 f. — [2] *E* 472 ff. — [3] *Θ* 229 ff. — [4] *Y* 83 ff.

den Sieg bestimmt hätten. Sein wohlberechtigtes Selbstgefühl ist zur Selbstüberschätzung geworden, deren Äußerung in uns eine Empfindung von Furcht für den Verblendeten auslöst.

Wo aber das Selbstgefühl dem wahren Werte eines Mannes entspricht, wo ein Held sich der großen Kraft, die ein Gott in ihn gelegt hat, freudigstolz bewußt zeigt, da sind die Äußerungen solcher heldenhaften Empfindung wahrhaft herzerquickend. Dem Diomedes gibt sein Kraftgefühl — dieses ist im Heldenzeitalter die Quelle alles Selbstgefühls — jene wohltuende Selbstgewißheit und überlegene Ruhe, die ihn in der Versammlung dem Oberkönig mit edlem Freimut, in der Schlacht dem Feind mit stolzer Sicherheit entgegentreten läßt.[1] Auf dem Antlitz des wortkargen Aias prägt es sich als trotzigverächtliches Lächeln aus, da er zum gefahrvollen Kampf mit Hektor schreitet;[2] kurz vorher hatte es ihn die kluge Vorsicht verschmähen lassen, mit der er sich anfangs gegen den Gegner in Vorteil zu setzen gedacht hatte.[3] Am herrlichsten aber offenbart sich das Heldenselbstgefühl, wo es, durch irgendeine Gemütsbewegung geweckt, plötzlich aus dem Innern eines Mannes, ihm selbst unbewußt, machtvoll hervorbricht und als eine durchaus natürliche, ja selbstverständliche, auf dem Grund seines Wesens ruhende Eigenschaft empfunden wird. So faßt Hektor, indem seines Kindes Zukunft bange Zweifel in seinem Herzen rege macht, seine Wünsche für den Knaben in die bekannten Worte zusammen, er möge seinem Vater ähnlich, ja er möge noch besser werden.[4] Ohne jeden Anflug von Eitelkeit und Prahlerei werden diese schlichten und doch stolzen Worte als ein Ausdruck innerster Überzeugung in der Form eines Gebetes dem höchsten Gott demütig vorgetragen. Dadurch wirken sie so ergreifend. Gleich eindrucksvoll ist es, wenn Achill, von Agamemnon schwer gekränkt, sich an seinem starken Selbstbewußtsein aufrichtet und im Gefühl seines Wertes dem Beleidiger zuruft, es werde ihn noch gereuen, daß er den besten der Achaier für nichts

[1] *I* 32 ff., *Z* 227 ff., *Λ* 391 ff. — [2] *H* 212. — [3] *H* 196. — [4] *Z* 476 ff.

geachtet habe.[1] Auch in der Ablehnung der Ehren seitens der Griechen mit der Begründung, ihrer nicht zu bedürfen, weil Zeus selbst ihn hoch geehrt habe und auch fernerhin ehren werde, spricht sich derselbe edle Stolz aus.[2] Und entzückend ist die Vereinigung von hohem Selbstgefühl und herablassendem Mitgefühl in den Worten, mit denen er den Lykaon tröstet, im Begriff, ihm den Tod zu geben, daß auch er, der Sohn der Göttin, der so schön sei und so gewaltig, dem Tod in Kürze erliegen werde.[3]

Dieser auf der richtigen Schätzung seiner selbst beruhende Heldenstolz ist darum auch mit echter Bescheidenheit verbunden. Gerade die stolzesten Helden, Achill und Diomedes, lassen Züge eines wahrhaft bescheidenen Sinnes erkennen.[4] Bescheidenheit ist die Tugend, die wir vor allem von der Jugend fordern, und sie fehlt auch nicht den Jünglingen Homers, wenngleich wir ein keckes Selbstvertrauen als ihre wesentlichste Eigenschaft vorhin bezeichnet haben. Eine reizvolle Mischung beider Eigenschaften zeigt das Charakterbild des jugendlichen Antilochos.[5]

Dem hochgespannten Selbstgefühl der Helden geht naturgemäß eine starke Empfindlichkeit zur Seite. Eine ungemeine Erregbarkeit ist fast allen gemein, und gerade die gewaltigsten, selbstbewußtesten scheinen die reizbarsten zu sein. Die Stärke der Gefühle, die diesen temperamentvollen Menschen eigen ist, steigert sich leicht bei Gemütserregungen zu heftigem Affekt. Ein schwacher Funke genügt, die Zornesflamme hell auflodern zu lassen. Es bedarf zu solcher Wirkung gar nicht einmal eines verletzenden Wortes, einer beabsichtigten Beleidigung. Ein harmlos ausgesprochener Gedanke, ein unbedachtsam geäußerter Wunsch kann einen Sturm entfesseln. Wie fährt Achill leidenschaftlich empor, als ihn Priamos in erklärlicher Ungeduld drängt, seines Sohnes Leiche zu lösen! Schon der leise Zweifel, der darin zu liegen scheint, die Befürchtung, er möchte seinen Entschluß bereuen, zu dem er sich nur nach schwerem inneren Kampf mit widerstreitenden

[1] *A* 240 ff. — [2] *I* 607 ff. — [3] *Φ* 108 ff. — [4] *Σ* 106, *J* 401 f., *K* 222 ff. — [5] *Ψ* 787 f.

Gefühlen durchgerungen hat, verletzt ihn. Er selbst ist sich dieser Reizbarkeit wohl bewußt und sucht vorsichtig jeden Anlaß für sie zu beseitigen.[1] Fühlt sich gar der leidenschaftlich Erregte durch einen andern in seinem Interesse bedroht oder in seinem Streben gehemmt, so läßt er sich nur zu leicht zu einem heftigen Ausbruch seiner Empfindung hinreißen. Jeder sachliche Gegensatz wird dann persönlich empfunden; ein aufrichtiges, freimütiges Wort darf nicht mehr auf ruhige Würdigung rechnen. Als Kalchas dem Atriden, der durch seine Schuld das Volk in Unheil gestürzt hat, erklärt, nur durch volle Sühne für sein Vergehen könne der Zorn des Gottes abgewandt werden, springt der König, dem dadurch ein schweres Opfer für das Wohl der Gesamtheit zugemutet wird, erregt von seinem Sitze auf, das Blut dringt ihm zum Herzen, seine Augen schießen Blitze, und er bricht in heftiger Rede gegen den unschuldigen Seher los.[2] Obwohl er weiß, daß dieser nur in Ausübung seiner Kunst und nur widerstrebend geredet hat, obwohl er in die Wahrheit und Verbindlichkeit des Seherspruchs keinen Zweifel setzt und sich ihm unterwirft, läßt er doch seinem Unmut gegen den Urheber desselben rücksichtslos die Zügel schießen. Ganz so braust Hektor auf, als ihn Polydamas in seinem Siegeslaufe aufzuhalten versucht. Finsteren Blickes herrscht er den Wohlmeinenden an und schleudert gegen ihn maßlose Drohungen.[3] Unterschiedslos bemeistert der Zorn die Helden und macht sie ungerecht, aber freilich die Ursache dieses Zornes ist bei ihnen verschieden. Hier rollen die Wogen schäumend über eine klare Flut, dort sind sie getrübt vom Schlamme der Selbstsucht. Mit der ihm eignen Feinheit der Charakteristik weiß der Dichter bei jedem Helden den Punkt zu finden, wo er verwundbar ist, wo ihn der Affekt mit fortreißt: auch im heftigsten Zornesausbruch bleiben die homerischen Helden ihrem innersten Wesen treu.

Daß bei dieser Neigung zum Affekt eine absichtliche Kränkung um so mehr das Blut erhitzt, ist ja natürlich. Der homerische Held ist für jeden Vorwurf, sei er berechtigt

[1] *Ω* 560 ff., 582 ff. — [2] *A* 103 f. — [3] *M* 230, 244 ff., *Σ* 284, 295.

oder nicht, ungemein empfindlich. Gleich wirft er finstre Blicke auf den Gegner und sucht ihn seinerseits durch scharfe Worte zu verletzen. Weicht dann nicht der Beleidiger zurück, wie Agamemnon, als er dem Odysseus Lässigkeit im Kampfe vorgeworfen,[1] oder tritt nicht eine überlegene Autorität beschwichtigend dazwischen, wie Achill beim Wortwechsel zwischen Idomeneus und Aias,[2] so bricht ein Streit aus um so leidenschaftlicher und erbitterter, je größer das Selbstbewußtsein der Erregten ist. Das furchtbar-prächtige Bild eines solchen Zwistes tritt uns gleich an der Schwelle unserer Dichtung entgegen. Die hochgradige Reizbarkeit des tapfersten Helden und des mächtigsten Königs im Heere der Griechen ist die Veranlassung zu all dem Unglück, das über Fürsten und Völker hereinbricht. Was solchen Streitszenen ihr Gepräge gibt, ist die elementare Gewalt der entfesselten Leidenschaft. Rückhaltlos wird jede Empfindung ausgesprochen, nichts bleibt im Herzen zurück. Daher wirkt ein solcher Ausbruch der Leidenschaft befreiend, und Achill mag die Lust, die des Zornigen Brust durchglüht, süßer nennen als Honig.[3] Jetzt offenbart sich derb und rücksichtslos die wahre Gesinnung, ein lang verhaltener Groll bekennt sich mit sichtlicher Genugtuung als bitteren Haß,[4] man hält nicht zurück mit dem von Gehässigkeit diktierten Urteil über den Wert des Gegners. Die Höflichkeit, die sonst im Verkehr der Helden waltet, geht unter im Sturm der Leidenschaft. An Stelle der prunkenden, volltönenden Anreden, durch die man sich sonst zu ehren pflegt,[5] treten nun kränkende, in sich überstürzender Hast hervorgestoßene Schmähworte, wie sie auszusprechen in Zeiten einer reiferen Kultur das Gefühl des Schicklichen verbietet. Keinen Fehler, ja kein Laster scheut man sich dem Gegner vorzuwerfen. Achilleus zeiht den Atriden der Habgier und Unverschämtheit, der Trunkenheit und Feigheit, dieser jenen der Verstellung und der Streitsucht.[6] Hektor schleudert dem Pulydamas den Vorwurf der Feigheit und Torheit ins Gesicht.[7] Der Oiliade Aias schilt den Idomeneus schwatzhaft und wird

[1] Δ 336 ff., 356 ff. — [2] Ψ 473 ff. — [3] Σ 109. — [4] A 176. — [5] K 68 f. — [6] A 149, 225; A 132, 177. — [7] M 247, Σ 295.

selbst von diesem der Händelsucht und Bosheit bezichtigt.[1] Nicht alle diese Beschuldigungen sind begründet, sie sind zum mindesten übertrieben, manche auch entbehren jeder Berechtigung, denn, wie schon bemerkt, macht die Leidenschaft ungerecht und raubt dem Menschen die Fähigkeit kühler, vernünftiger Betrachtung der Dinge.

Deshalb folgt auch so leicht dem heftigen Wort die rasche, unüberlegte und oft ungerechte Tat. Während Achill Besonnenheit genug besitzt, in seinem Streit mit Agamemnon sich nicht zur Tat hinreißen zu lassen und dadurch ins Unrecht zu setzen, macht dieser die ausgestoßene Drohung wahr und dadurch den Zwist unheilbar. Um dieser gefährlichen Folgen willen verwünscht der Pelide Streit und Zorn unter den Menschen.[2] Nur die in der Leidenschaft verübte Tat wird dem Erzürnten als Schuld angerechnet. Es ist bezeichnend für die Auffassung der Zeit, daß die Göttin, deren Zuspruch den Achill von einer raschen, unheilvollen Tat zurückhält, ihm ausdrücklich gestattet, durch Worte seinen Grimm zu erleichtern.[3] Ein solches Maß von sittlicher Größe verlangt das Bewußtsein des Volkes selbst von seinen Helden noch nicht, daß sie im Gefühle ihres Wertes erhaben seien über persönliche Beleidigung oder in ruhiger Erwägung der Verhältnisse einmal über eine Kränkung hinwegsehen. Zwar fehlt solche Mäßigung und Selbstbeherrschung dem Zeitalter nicht gänzlich. Diomedes, von Agamemnon ungerecht gescholten, nimmt im Hinblick auf dessen schwieriges und verantwortungsvolles Amt und im Bewußtsein der eignen Kraft den Tadel ohne Erwiderung hin.[4] Auch Pulydamas schweigt auf Hektors ungerechte Vorwürfe. Aber eine so kühle, überlegene Betrachtung der Dinge gehört zu den Seltenheiten.[5] Die natürliche Reaktion gegen jeden Angriff von außen ist bei so heißblütigen Menschen

[1] Ψ 478, 483 f. — [2] Σ 107 f. — [3] A 211. — [4] Δ 401 f. — [5] Wenn Paris die Scheltreden Hektors ruhig über sich ergehen läßt, ja sie als berechtigt anerkennt, so ist dies natürlich anders zu beurteilen. Einmal hat er kein reines Gewissen, dann aber dringen jene Vorwürfe bei seinem mangelnden Ehrgefühl überhaupt nicht tief in sein Inneres, sie verletzen ihn nicht.

von raschem Pulsschlag der Empfindung das Selbstverständliche, die Regel. Das subjektive Empfinden reißt sie mit fort, und in dem Zustand leidenschaftlicher Spannung bedarf es für sie einer Entladung, um sie zu befreien.

Aber es folgt dann auf Sturm und Gewitter auch bald wieder heller Sonnenschein. Nachhaltig sind Homers Helden nicht. Gern reicht man dem Gegner die Hand zur Versöhnung, wenn man erst den ganzen Unmut des Herzens gegen ihn ausgeschüttet hat. Versöhnlichkeit gilt als eine Eigenschaft der Edlen,[1] sind doch auch die hohen Götter versöhnlich, deren Ehre, Herrlichkeit und Macht unendlich größer sind als die der armen Erdgeborenen.[2] Zumal freundlicher Bitte gegenüber schwindet rasch auch wohlberechtigter Groll. Des Menelaos zürnendes Herz labt die aufrichtige Reue des Antilochos wie Tau die dürstende Ähre, und sein tiefer Unmut wandelt sich in gütiges Wohlwollen.[3] Auch Hektor vergißt seinen Groll gegen den wankelmütigen Bruder, als er ihn mit Eifer und gutem Willen zum Kampf eilen sieht, und will manches harte Wort, das er zu ihm gesprochen, wiedergutmachen am Tage der Freiheit.[4] Nur einem von den Helden der Dichtung fällt es schwer zu vergeben, dem größten nicht nur, sondern auch in seiner Empfindung tiefsten. Achill bleibt ungerührt von den Bitten, unempfänglich für die Ermahnungen des klugen Odysseus und des gemütvollen Phoinix. Das Gefühl der Kränkung ist bei ihm zu tief, er kann nicht vergessen. Seine lebhafte Phantasie erhält ihm das Bild des Unrechts in furchtbarer Frische. Darum sinkt seine Leidenschaft nicht wie eine hell auflodernde Flamme rasch wieder in sich zusammen, sondern es wächst mit der Zeit der Groll noch in seinem Herzen, dem Rauche gleich, nach seinem eigenen Bekenntnis.[5] Solange ihm nicht der Beleidiger voll und ganz gebüßt hat, fühlt er keine Befriedigung,[6] und um sich die ersehnte Genugtuung zu verschaffen, läßt er gleichgültig seine Landsleute vom Schwert der Feinde hinmorden. Aber Achills Verhalten findet die Mißbilligung aller, des Aias und des

[1] *O* 203. — [2] *I* 497 ff. — [3] *T* 597 ff. — [4] *Z* 521 ff. — [5] *Σ* 110. — [6] *I* 387.

Diomedes, des Phoinix und selbst seines Freundes Patroklos. Man begreift seinen Starrsinn nicht. Nicht Menschen hätten ihn erzeugt, sagt Patroklos, sondern der Fels und das Meer. Ein solches Übermaß cholerischen Temperaments ist einem Geschlechte unverständlich, das eine ausgesprochen sanguinische Natur hat.

Denn wenn man den alten Griechen überhaupt ein vorwiegend sanguinisches Temperament zugesprochen hat, so gilt das vor allem für die Jugendzeit dieses Volkes, wie ja auch beim einzelnen Menschen in der Kindheit das sanguinische Temperament vorwaltet. Mit Lebhaftigkeit gibt sich der homerische Mensch jeder Empfindung hin, sein Herz ist ungemein empfänglich für alle Eindrücke von außen; und es ist nicht minder beweglich, rasch wechseln in ihm die Gefühle. Oft schlägt eine Stimmung ganz plötzlich in ihr Gegenteil um. Hoffnung und Furcht, Freude und Trauer, Mut und Verzagtheit lösen einander unvermittelt ab. Eben noch hat Hektor, durch die ahnungsvollen Worte seiner Gattin tief bewegt, das ergreifende Bild ihres künftigen Schicksals an seinem Geiste vorübergehen lassen, da fällt sein Blick auf die hoffnungsvolle Unschuld seines Söhnchens, und seine in die Zukunft voreilenden Gedanken schauen ein ganz anderes Bild, den zum Jüngling erblühten Sohn aus blutiger Schlacht heimkehrend, des Feindes Wehr auf der Schulter, seiner lieben Mutter zur Freude. Und wie dann der Held nach rührendem Abschied von seinem bekümmerten Weibe aus dem Tore der Schlacht zueilt und sein Bruder, der sich bisher schimpflich dem Kampf entzogen, willig und voll Eifers sich ihm zugesellt, da schwindet die düstre Stimmung, die ihn zuvor beherrscht hat, völlig, und Siegeshoffnung erfüllt sein Herz, und er, der noch soeben in banger Ahnung von der Schicksalsstunde der heiligen Ilios gesprochen, wagt es, hoffnungsfreudig des kommenden Tages der Freiheit zu gedenken, an dem man den Mischkrug aufstellen werde zum Dankfest für die Götter.

Man sieht, dem raschen Wechsel der Empfindungen folgt das gleich bewegliche Spiel der lebendigen Einbildungskraft,

die, eine herrliche Mitgift des griechischen Volkes, besonders bei diesem frühen Geschlecht den zügelnden Einfluß verständiger Überlegung noch weitaus überwiegt. In jede Situation vermögen sich die phantasievollen homerischen Menschen rasch zu versetzen und leicht einzuleben. Und mit naiver Offenheit sprechen sie die Empfindungen, die sie bewegen, die Vorstellungen, die sie erfüllen, unbedenklich aus. Die Rede ist noch der Spiegel der Seele, dient noch dem wahren, unverfälschten Ausdruck der Gedanken und Gefühle, nicht, wie in der modernen Welt, zu ihrer Verhüllung.

Aber dadurch gerade kommt es, daß ein Mann, in einer augenblicklichen Stimmung befangen, zuweilen Gesinnungen vorträgt, die seinem innersten Wesen fremd sind und von uns nicht für die Beurteilung seines Charakters in Anspruch genommen werden dürfen. So malt sich Achill in seinem tiefen Groll gegen Agamemnon, der ihm die Teilnahme am Kampf verleidet hat, das Glück eines langen, friedlichen Daseins aus und scheint diesem vor dem ruhmreichen, aber gefahrvollen Leben des Kriegers den Vorzug zu geben.[1] Gewiß vertritt der Held, der ja noch kurz vorher seinen Abscheu vor der Lüge unzweideutig kundgetan hat,[2] diese Lebensauffassung momentan in vollem Ernste, aber wir empfinden, daß sie ihm durch seine gegenwärtige Lage und seine Leidenschaft angezwungen ist und die seinige nicht bleiben kann, ebenso wie seine Absicht, am nächsten Tage nach Hause zu fahren,[3] zwar im Augenblick durchaus wahr gemeint ist, aber seinem ganzen Charakter nach nicht zur Ausführung kommen wird. Eine augenblickliche Wallung reißt leicht den Erregten zu Äußerungen der Leidenschaft hin, die maßlos, wie sie sind, als seine wahre Herzensmeinung nicht gelten können. Wenn Hektor dem Paris zuruft, wahrlich, die Troer sind feige, sonst trügest du längst einen steinernen Rock,[4] oder wenn er von ihm zu seiner Mutter sagt, sähe ich ihn erst hinabgehen zu Hades' Behausung, dann atmete ich auf,[5] so sind das gewiß nicht des edlen Troers innerste Wünsche und Gedanken,

[1] *I* 401 ff. — [2] *I* 312 f. — [3] *I* 356 ff. — [4] *I'* 56 f. — [5] *Z* 281 ff.

sondern leidenschaftlich übertriebene Äußerungen seiner tiefen Entrüstung über des Bruders unehrenhaftes Verhalten.

Die Empfindbarkeit der homerischen Menschen und ihre leicht erregbare Einbildungskraft zeigen sich auch in der Art, wie Schmerz und Leid des Lebens auf sie einwirken. Warmblütige, von kräftigem Lebensgefühl durchdrungene Naturen fühlen sie, wie jede Freude, so auch jedes Weh doppelt stark. Schon durch den Anblick fremden Leidens wird ihr Herz leicht erschüttert; indem sie es innig nachfühlen, machen sie es zu ihrem eignen. Als Agamemnon das Blut aus der Wunde seines Bruders fließen sieht, überläuft ihn ein Schauer nicht anders wie den Verwundeten selbst,[1] und er sieht in beweglicher Phantasie den Bruder schon tot und malt sich alle die Folgen aus, die das für ihn selbst und sein Unternehmen haben werde. Eine so lebhafte Vorstellung sei es des eignen, sei es fremden Leidens vergrößert natürlich die schmerzliche Erregung, und leicht steigt das Schmerzgefühl bis zu der Höhe, wo der Quell der Tränen entspringt. Reichlich fließen diese in der homerischen Dichtung. Selbst die mannhaftesten Helden schämen sich solcher Schwachheit nicht. Jene Selbstbeherrschung der germanischen Recken, die auch den herbsten Seelenschmerz stolz in ihrem Innern verschließen und sich von einem Übermaße desselben wohl durch ein plötzlich hervorbrechendes Lachen, niemals durch Tränen entlasten, kennen die Menschen Homers nicht und wollen sie nicht kennen. Sie bekennen sich offen zur Natur, die dem Sterblichen die Tränen zum Zeichen und zugleich zur Linderung seiner Leiden gegeben hat. „Die leidende Natur", sagt Schiller, „spricht wahr, aufrichtig und tief eindringend zu unserm Herzen in der homerischen Dichtung. Alle Leidenschaften haben ein freies Spiel, und die Regel des Schicklichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden sind für alle Leiden der Menschheit so gut empfindlich als andere." Eine Fülle mannigfachster Leiden, die das Menschenherz bewegen, enthüllt uns die unsterbliche Dichtung von dem zartesten Mitgefühl an, das wie ein Hauch

[1] *J* 148 ff.

über die Oberfläche der Seele hinzieht, bis zum herbsten eignen Weh, das sie in ihren tiefsten Tiefen erschüttert.

Wer seinen Homer kennt, dem steht eine Reihe plastischer Bilder vor Augen, wo Menschen in ihres Herzens Bedrängnis Erleichterung suchen in bald sanften, bald bitteren Tränen. Das liebende Weib, von schlimmen Ahnungen geängstigt, eilt zu dem Stadttor, um nach dem Gatten auszuschauen, und wie sie den schon Totgeglaubten unerwartet dort findet, da wirken Angst und Schmerzen nach, sie kann sich des Weinens nicht erwehren,[1] und es bemächtigt sich ihrer eine schwermütige Stimmung, die auch den mitfühlenden Gatten ergreift, bis das wirkliche Leben die eingebildeten Schmerzen verscheucht und ein Aufleuchten der Mutterfreude die Schatten auf dem Antlitz Andromaches erhellt und sie unter Tränen zu lächeln vermag.[2] Ein anderes Beispiel schmerzlicher Erregung eines Menschen um vorgestellter Leiden willen begegnet uns am Ende der Ilias. Achill wird das Bild seines alten Vaters plötzlich vor die Seele gerufen, er malt sich aus, wie ihn in der fernen Heimat vielleicht schlimme Feinde bedrängen, und die Rührung übermannt ihn so heftig, daß er in Tränen der Sehnsucht ausbricht.[3] Ein andermal sind es keine durch eine erregbare Phantasie selbstgeschaffenen, sondern reale, von fremdem Übermut zugefügte Schmerzen, die uns Achill in ähnlich weicher Stimmung zeigen. Wir sehen den Helden am Strand des Meeres wandeln, um in tiefster Einsamkeit für den bittersten Schmerz der Kränkung Trost zu suchen in Tränen, ein Bild, das wie kein anderes uns die echt homerische Verbindung von Heldengröße und Menschenschwachheit vor Augen führt.[4] Und dann — ein ganz anderes Bild! — steht sein übermütiger Beleidiger nach verlorener Schlacht ratlos vor dem versammelten Heere, und in einem Tränenstrom macht sich sein von Reue und Verzweiflung gequältes Herz Luft.[5] Zähren der Reue, die bittersten, die der Mensch vergießt, sind es auch, die in dem Auge der

[1] *Z* 405. — [2] *Z* 484. — [3] *Ω* 507 ff. — [4] *Λ* 349, 357, 360. — [5] *I* 13 ff.

schönen Frau glänzen,[1] deren Fehltritt all das Leid über Troer und Achaier gebracht hat. Von ganz anderer Art ist die Träne des Unmuts, die dem Auge des Tydiden, so beherrscht er sich sonst zeigt, im Ringen um den Sieg entfällt, als der tückische Zufall ihn im Wettspiel gegen seinen Nebenbuhler in Nachteil setzt.[2] So weint auch in viel ernsterer Lage ein tapfrer Held in Groll und Verzweiflung über ein feindliches Geschick, als er in der Schlacht bemerkt, wie alle aufgewandte Tapferkeit nichts nützt, weil die Gottheit mit dem Feind im Bunde steht.[3]

Daß die Leiden des Krieges, die tränenreiche Schlacht, Not und Bedrängnis des Heeres, Gefährdung der Vaterstadt die Seele vor allem schmerzlich erregen, ist ja selbstverständlich. Der greise Phoinix zerdrückt eine Träne in seinem Auge, als er in banger Sorge um die Schiffe der Achaier seinen grollenden Zögling zur Versöhnung mahnt.[4] Dem jugendlich erregbaren Patroklos aber greift die Not seiner Landsleute so gewaltig ans Herz, daß ihm, wie er bittend vor den Freund tritt, die heißen Tränen in Strömen aus den Augen stürzen. Einem kleinen Mädchen vergleicht ihn Achill, das weinend am Rock seiner Mutter hängt.[5] Ja, diese weichherzigen Jünglinge, die sich noch so unbefangen jedem Gefühl hinzugeben pflegen, gleichen gutgearteten Kindern, welche durch jedes Leid der Ihrigen leicht bis zu Tränen gerührt werden. Insbesondere ruft der Fall hervorragender und bewunderter Helden sympathische Erregung hervor. Nehmen doch selbst die seligen, von menschlichen Schmerzen sonst unberührten Götter an dem Tod ihrer Lieblinge leidvollen Anteil.[6] Wie viel mehr diese gefühl- und phantasievollen Menschen! Als der junge, lebensfrohe Antilochos den Fall des Patroklos vernimmt, versagt ihm die Stimme, seine Augen füllen sich mit Tränen, und während er zu Achilleus eilt, ihm die Unglücksbotschaft zu künden, fließen diese immerfort, der Quell, der sein Antlitz benetzt, will nicht versiegen.[7] Und wie ergreifend ist die Klage der holden Briseis um den Freund, den sie in blühender

[1] *Γ* 176. — [2] *Ψ* 385. — [3] *P* 648. — [4] *I* 433. — [5] *Π* 3 ff. — [6] *Π* 431, 459 f., *X* 169 ff. — [7] *P* 700, *Σ* 17.

Lebenskraft verlassen und nun tot vor Augen sieht. Sie wirft sich über ihn, zerkratzt Wangen, Hals und Brüste und ergeht sich in Klagen um den allzeit Gütigen.[1] In einen Abgrund aber von Schmerz blicken wir, wenn wir die Wirkung der Todesnachricht auf Achilleus selbst ansehen. Wie gebrochen wirft er sich zur Erde, wälzt sich im Staube, bestreut Haupt und Kleider mit Erde und rauft sich das Haar; der Mund verstummt und öffnet sich nur zuweilen zu einem schmerzlichen Stöhnen, das Auge bleibt trocken. Der herzenskundige Dichter kennt auch das tiefere Leid, dem die Tränen fehlen.[2] Vergleichen wir nun mit diesen verschiedenartigen Kundgebungen eines ungeheuchelten Schmerzes noch die Klage der gefangenen Frauen, die mit ihren Seufzern das Jammern der Briseis begleiten, dem Patroklos, wie Homer so schön sagt, zu Ehren, im Grunde ihres Herzens aber um ihrer eignen Leiden willen,[3] so haben wir eine ganze Skala von Schmerzen, die dasselbe Ereignis in den Herzen verschiedener Menschen hervorruft: das Mitgefühl der Sklavinnen mit dem schönen, gütigen Herrn, die Betrübnis des Kameraden um den gefallenen Waffengenossen, den Schmerz der gefangenen, ihres Freundes und Schützers beraubten Frau, und das Weh des Herzensfreundes, der in dem Gespielen seiner Jugend einen Teil seiner selbst verloren hat. In ähnlicher Abstufung tritt uns der Schmerz entgegen, der sich in Ilios um den gefallenen Hektor erhebt. Wenn Jammern und Klagen beim ganzen Volke um ihn laut wird,[4] wenn dieses weinend an seiner Leiche steht, als der Vater sie von den Schiffen zur Stadt bringt,[5] so mischt sich in den Schmerz über den Verlust eines geliebten und bewunderten Helden auch die quälende Sorge um das eigene Schicksal, da die Stadt ihres Schirmers beraubt ist. Auch in der Klage der Helena um ihren edlen Schwager vernehmen wir das selbstische Bedauern, daß ihr nun der fehlen werde, der sie geschützt hat vor den Vorwürfen der Troer.[6] Ganz rein und selbstlos dagegen ist der Schmerz Andromaches, der beim Anblick des von Achill durch die Ebene

[1] *T* 282 ff. — [2] *Σ* 22 ff. — [3] *T* 301 f. — [4] *X* 408 ff. — [5] *Ω* 712. — [6] *Ω* 773 ff.

geschleiften Gatten das Bewußtsein völlig schwindet, so daß sie stumm zu Boden sinkt.[1] So wird auch sein alter Vater nach einer herzzerreißenden Szene jammernder Verzweiflung, in der er hinauseilen will vor das Tor zum Mörder seines Sohnes, vom Gram ganz überwältigt. Von seinen weinenden Söhnen umringt sitzt er mit verhülltem Antlitz, Staub und Schmutz auf Haupt und Nacken, auf seinem Hofe unter freiem Himmel, Speise und Trank verschmähend — so trifft ihn Iris, von Zeus gesandt, um ihn zur Fahrt in das griechische Lager zu bestimmen.[2]

Denn so heftig die homerischen Menschen das Leid des Lebens empfinden, so rasch überwinden sie es auch wieder. Die Tränen, in denen so oft ihr schmerzbewegtes Innere sich kundtut, sind doch zugleich ein Heilmittel der Natur, sie befreien von dem Hemmnis der Lebenskraft, zu dem ein heftiges Leid werden kann. Der Schmerz, der sich ausweint, wird rascher verwunden. Auch durch den herbsten Seelenschmerz ringt sich der Mensch schließlich hindurch, einmal läßt er doch nach mit Jammern und Weinen, denn es haben ihm die Moiren ein duldsames Herz gegeben.[3] Es ist kein Zufall, daß wir am Ende der Dichtung die beiden Männer, die mehr als alle anderen des Lebens Leid gekostet, deren Schmerz anfänglich unstillbar schien, nach nicht allzu langer Zeit wieder wie andre Menschen des Mahles gedenken und sich am Schlaf erquicken sehen.

Handelnd überwindet der Mensch das schwerste Leid. Wie er sich durch die Freuden des Daseins nicht abziehen läßt von kräftigem Handeln, wie er im Genuß nicht erschlafft, so übermannt ihn auch der Schmerz niemals völlig, so daß er in apathische Ruhe versänke. Bezeichnend ist des Dichters Bemerkung, als er von dem Schmerz des jungen Antilochos um Patroklos erzählt, auch so habe er seines Auftrags, Achill die Botschaft zu überbringen, nicht vergessen.[4] Selbst der alte Priamos, der, wie wir sahen, eine Zeitlang unter dem Druck der Trauer um seinen besten Sohn wie gebrochen erschien, erhebt sich aus seinem Gram zu längst geschwundener

[1] *Ν* 466 f. — [2] *Ω* 160 ff. — [3] *Ω* 48 f. — [4] *P* 697 f.

Tatkraft, daß er ein Unternehmen wagt, dessen Gefährlichkeit nicht allein seine Gattin erbeben macht,[1] sondern selbst einen Achill mit Bewunderung erfüllt.[2] Wie vollends bei diesem tatkräftigsten aller Helden das Leid zur Quelle der Taten wird, wie das erste jähe Weh um den Tod des Freundes sogleich den Gedanken der Rache gebiert,[3] wie der Schmerz ihn herausreißt aus seiner selbstgewählten tatenlosen Ruhe und in ihm die Empfindung weckt, er sei eine unnütze Last der Erde,[4] wie er ihn stachelt zu einer großartigen Entfaltung seiner gewaltigen Kraft und zu Taten blindwütender Leidenschaft, das alles gehört zu den großen, allbekannten Ereignissen der Dichtung.

Zweites Kapitel.

Die im homerischen Volkscharakter liegenden Antriebe zu kühnen, mannhaften Taten: das wetteifernde Streben sich auszuzeichnen, die Empfindbarkeit für Lob und Tadel, das hohe Selbstgefühl, Eigenschaften, die sich in großen Persönlichkeiten zur Ruhmbegier, zum zartesten Ehrgefühl und zu edlem Stolze steigern; auf der andern Seite die freudige Lebensbejahung und das Grauen vor dem Tode, die Stärke aller Affekte, mithin auch der Furchtempfindung, in deren Dienst sich eine stets geschäftige, lebhafte Phantasie stellt, sodann die Empfänglichkeit der homerischen Menschen für alle Eindrücke von außen und der schnelle Wechsel ihrer Empfindungen, endlich die Natürlichkeit ihres Wesens, die kein menschliches Gefühl zu verleugnen oder zu verhüllen gewohnt ist: — alle diese so verschieden wirkenden, treibenden und hemmenden Eigenschaften bestimmen die besondere Art des homerischen Heldentums, dessen erste Grundlage und notwendigste Voraussetzung jedoch natürlich die tüchtige Kraft eines von Jugend

[1] Ω 200 ff. — [2] Ω 519 ff. — [3] Σ 90 ff. — [4] Σ 104.

auf im Waffenhandwerk und allen kriegerischen Künsten geübten Körpers ist.

Daß sich dieses homerische Heldentum gar sehr von der finsteren, herben Größe des nordischen Heroismus unterscheidet, kann niemandem entgehen. Es ist milder, menschlicher. So ist den Helden Homers der Kampf als solcher, das bloße Dreinschlagen keineswegs, wie unsern germanischen Vorfahren, die höchste Lust, im Gegenteil werden Gefahr und Mühsal des Kampfes selbst von den hervorragendsten Helden als etwas Lästiges empfunden. Spricht doch sogar Achill, allerdings in dem bitteren Gefühl, für unschätzbare Dienste mit Undank gelohnt zu sein, von seinen Beutezügen als von großen Mühen, die ihm Tag und Nacht Entbehrungen aller Art auferlegt hätten.[1] Daß der Krieg eine böse Plage des Menschengeschlechts sei, wird oft genug von dem Dichter ausgesprochen,[2] der ihn den tränenreichen, männermordenden, den verderblichen, verhaßten, furchtbaren Krieg nennt. Darum hat es auch Schweiß und Mühe genug gekostet, das große Unternehmen der Griechen gegen Troja zustande zu bringen.[3] Aber daß zu einem so weitausschauenden, kühnen Unternehmen sich schließlich so viele Helden sammelten, aus keinem andern Grunde als nur um der gekränkten Ehre eines ihrer Standesgenossen willen, läßt sich doch nur aus einem Drang nach Tätigkeit verstehen, der sie alle Beschwerden willig übernehmen hieß um eines hohen Zieles willen. Mochte daher auch mancher sich dem lästigen Kriegsdienst zu entziehen suchen, wie Echepolos, der um den Preis einer trefflichen Stute sich von der Verpflichtung loskaufte, um sich des reichen Gutes, womit ihn die Götter gesegnet hatten, in der Heimat zu erfreuen[4] — echte Heldenjünglinge wie Achill und Patroklos leisteten doch ohne Besinnen dem Ruf zur Teilnahme an dem ruhmverheißenden Feldzug Folge.[5] Und auch der bedrängten Troerstadt, die es sich freilich schwere Opfer kosten ließ, um Bundesvölker heranzuziehen und zu unterhalten,[6] kommen doch viele, ohne auf entgegenstehende Bedenken zu achten,

[1] A 162, H 55 und besonders I 321 ff. — [2] N 343 f. — [3] A 26 ff. — [4] Ψ 296 ff. — [5] Δ 782. — [6] Σ 290 ff.

einem inneren Drange folgend, zu Hilfe. Wir hören von einem Jüngling, der sich aus den Armen der eben erst gefreiten Gattin losreißt, um lieber als Held zu kämpfen und, wenn es sein muß, zu sterben, als untätig seines jungen Eheglücks zu genießen.[1] Zwei andere vermögen nicht Wunsch und Bitte des Unglück ahnenden Vaters abzuhalten, dem Schauplatz des Krieges und ihres Verhängnisses zuzueilen.[2]

Auch im Ertragen der Mühen, im geduldigen Ausharren zeigt sich dieselbe mannhafte Gesinnung. Wohl kommen auch Augenblicke, wo die Kämpfer kriegsmüde erscheinen, sich nach dem Wohlbehagen und der Ruhe des Friedens sehnen und das Verlangen nach Weib und Kind sie übermannt, und bei der Beweglichkeit ihrer Phantasie, bei der Raschheit ihrer Entschlüsse kann die Hingabe an eine solche Stimmung einen verhängnisvollen Verlauf nehmen. Die elementare Gewalt, mit der die Sehnsucht nach der Heimat ganz unvermutet hervorbricht, so daß die Krieger in übereilter Hast zu den Schiffen stürzen und sich anschicken, den Schauplatz so vieler Mühen und Kämpfe kleinmütig zu verlassen, ist von dem Dichter in packender Schilderung vor dem Beginn der Kampfszenen dargestellt.[3] Aber dieser Überdruß am Kriege, der die Achaier so plötzlich überkommt, dessen Berechtigung nach einem neunjährigen erfolglosen Kampfe sogar der standhafte Odysseus rückhaltlos anerkennt,[4] ist doch nicht die Grundstimmung ihrer Seele.

Als der kluge Laertiade ihnen die sittliche Notwendigkeit dargetan hat, auszuharren, bis sie des Priamos Stadt zerstört, da schämen sie sich ihrer Schwäche, und den Redner umbraust ein so gewaltiger Beifall, daß er donnernd von den Schiffen widerhallt.[5] Dieser Beifall wiederholt sich,[6] als Agamemnon ihnen gleich darauf die baldige Schlacht ankündigt und heiße, anstrengende Kampfesarbeit bis zum Einbrechen der Nacht in Aussicht stellt.[7] Mit derselben Freudigkeit jauchzen sie nach ihrer ersten Niederlage dem männlichen Diomedes zu, der Agamemnons Vorschlag, zu fliehen, mit

[1] *A* 227, 243. — [2] *A* 330 ff. — [3] *B* 142 ff. — [4] *B* 291. — [5] *B* 333 ff. — [6] *B* 394. — [7] *B* 386 ff.

aller Entschiedenheit zurückweist und versichert, wenn auch jener mit seinen Mannen sich der Fortsetzung des Kampfes entziehen sollte, so würden die andern Achaier doch bleiben, bis Troja gefallen sei.[1] So gesinnt ziehen sie dann in den Kampf, der Streit ist ihnen nun viel süßer als die Heimkehr.[2] Ebenso wollen die Troer von dem Vorschlag des vorsichtigen Polydamas, in die Stadt zurückzukehren und sich auf den Mauern zu verteidigen, nichts wissen; Hektors Gebot, am nächsten Tage dem Feinde von neuem entgegenzugehen, sagt ihnen viel mehr zu und wird mit Jubel begrüßt.[3] Als den Myrmidonen nach langem Stillliegen endlich der Befehl zum Kampf erteilt wird, scharen sie sich mit der Mordgier von Wölfen um ihre Führer,[4] die unfreiwillige Muße, zu der sie die Untätigkeit des Peliden gezwungen, hatte schon längst ihren Groll erregt.[5] Man sieht es wohl, nicht nach den Süßigkeiten des Lebens verlangen die Söhne dieses jugendfrischen Volkes im tiefsten Innern, Betätigung ihrer Kraft, der Kampf mit seiner Mühsal und Gefahr sind stärkere Lockungen für ihr Herz; wer ihnen diese zeigt, dem folgen sie.

Und sie bewahren diese Gesinnung auch im Toben der Schlacht. Wohl singt der Dichter natürlich — denn das Epos ist heroisch — vor allem den Ruhm der Helden, aber auch den Taten der Völker wird seine Muse gerecht. Durch lebensvolle Schilderungen, durch mächtige, die Seele füllende Bilder erhalten wir einen gewaltigen Eindruck von den Massenkämpfen, dem heißen, beharrlichen Ringen der Krieger, dem betäubenden Lärm und allen Schrecken der Schlacht.[6] Mag auch ein Held wie Odysseus in seinem hohen Selbstgefühl den gemeinen Mann kraftlos und unkriegerisch nennen, im Zusammenschluß mit seinesgleichen sind seine Leistungen, sein Mut und seine Ausdauer durchaus nicht verächtlich. Doch kann es nicht wundernehmen, wenn bei dem raschen, oft plötzlichen Wechsel der Empfindungen, der, wie oben bemerkt, in dem Temperament des griechischen Volkes, zumal in dieser

[1] *I* 50. — [2] *B* 453 f., *A* 13 f. — [3] *Σ* 310. — [4] *II* 156 ff. — [5] *II* 200 ff. — [6] *A* 446 ff., *A* 67 ff., *N* 333 ff., *Ξ* 393 ff., *O* 312 ff., *II* 633 ff., *P* 384 ff.

Frühzeit, liegt, nicht selten auch in der Schlacht ganz unvermittelt ein Umschlag von Beherztheit zur Verzagtheit, von tapferem Beharren zu mutlosem Erschlaffen erfolgt.

Der Dichter bedient sich derselben gern in seinen Kampfschilderungen, um die großen Wendungen, die oft plötzlich die Schlacht nimmt, zu erklären. Das Elementare eines solchen Ereignisses, die Naturgewalt der Empfindung, der alle zu gleicher Zeit gehorchen, wird dann wohl dadurch sinnfällig gemacht, daß ein Gott durch das Schütteln der Ägis oder durch Donnerschläge ein allgemeines Grausen erregt.[1] Von dieser Panik werden auch die Vorkämpfer mit fortgerissen, ja sie geht wohl gar von ihnen selbst aus. Sie sind keineswegs über derartige Erschütterungen ihres Mutes erhaben. Auch bei ihnen nimmt das plötzliche Umschlagen der Stimmung den Schein des Zufälligen an. Was in Wirklichkeit einer heftigen Wallung des Blutes zuzuschreiben ist, deren man nicht Herr zu werden vermag, erscheint wie eine von außen wirkende Gewalt, die den Helden wider seinen Willen mit fortreißt. Daher wird der psychische Vorgang gern auf die Einwirkung des Gottes zurückgeführt, der aus himmlischen Höhen das Geschick der Schlachten lenkt.[2] So sagt Hektor einmal, er pflege nicht im Kampf zu zittern, aber übergewaltig sei allewege der Wille des Zeus, der auch den wehrhaften Mann, wenn es ihm gefalle, zur Flucht treibe und ihm den Sieg raube mit leichter Mühe, ein andermal ihn aber auch mächtig treibe zu kämpfen.[3] Er spricht damit das Unberechenbare und Unbegreifliche, zugleich aber auch das Übermächtige der augenblicklichen Stimmung aus, der sich ein temperamentvoller Mensch nicht zu entziehen vermag. Gerade er unterliegt öfters dem Affekt der Furcht ganz plötzlich; mitten im Toben der Schlacht nach heldenmütigem Kampf befällt ihn ein Schrecken, daß er eilig seinen Wagen besteigt und den Seinen voraus davonflieht.[4] Aber auch sein großer Gegner Aias ist ähnlichen Empfindungen unterworfen. Im Getümmel des Kampfes übermannt ihn einmal, als er sich auf allen

[1] *Θ* 75 ff., *O* 318 ff, *P* 593 ff. — [2] *A* 544, *H* 656. — [3] *P* 175 ff. — [4] *H* 367 f., 656 ff.

Seiten von Feinden umgeben sieht, die Bangigkeit plötzlich mit solcher Macht, daß er einen Augenblick wie betäubt dasteht, dann aber den Schild auf den Rücken wirft und, freilich langsam, Schritt vor Schritt, und häufig den Blick zurückwendend, flieht.[1] Auch in seinem tapferen Kampf um die Leiche des Patroklos ist er keineswegs frei von einer gewissen Verzagtheit; es kommen Augenblicke, wo ihm nicht sowohl um die Leiche des erschlagenen Helden, die er bereits verloren gibt, als um sein und seiner Genossen Leben bangt.[2] Als im weiteren Verlauf der Schlacht alle aufgewandte Tapferkeit vergeblich erscheint, weil mit dem Gegner Mächte im Bunde stehen, gegen die der Sterbliche nicht anzukämpfen vermag,[3] da betet er unter Tränen ratloser Verzweiflung zu Zeus, er möge doch wenigstens den Nebel auf dem Schlachtfeld zerstreuen und ihn im Lichte der Sonne verderben.[4] Er macht auch aus seiner Beklommenheit vor seinen Mitstreitern durchaus kein Hehl; die Offenherzigkeit homerischer Menschen schämt sich augenscheinlich eines Eingeständnisses der Furcht vor Freunden nicht, während in der germanischen Heldenzeit das Unvermögen, dieses Gefühl zu besiegen oder doch zu verbergen, höchst verächtlich erschienen wäre. Auch schaden dem Ansehen der Helden solche Anwandlungen des Kleinmuts weder bei Freund noch Feind. Jene Unerschütterlichkeit des Gemüts, die dem germanischen Heldentypus eignet, ist bei den homerischen Helden ein zwar in hohem Grad geschätzter, aber auch höchst seltener Vorzug, im allgemeinen ist sie ihnen fremd, sie widerspricht dem unter ihnen vorwiegenden Temperament. Homer hat eine wahre Stufenleiter der Tapferkeit, jedoch ein absolut höchstes Maß von Unerschrockenheit und Furchtlosigkeit hat er keinem seiner Helden verliehen, offenbar, weil ihm das der Natur zu widerstreiten schien. Selbst Achill, der Unüberwindliche, erschrickt, als der Speer des Aineias seinen Schild wuchtig trifft,[5] und den Diomedes, der wie kein andrer ein unerschütterliches Gemüt und jene innere Stärke besitzt, die nicht leicht erbeben läßt, überrieselt ein Schauer, als er

[1] *A* 544 ff. — [2] *P* 238 ff. — [3] *P* 629 ff. — [4] *P* 645 ff. — [5] 202.

Hektor unvermutet auf sich zukommen sieht, wenn er sich auch sogleich wieder faßt und mit Seelenruhe den gefährlichen Gegner erwartet.[1] Wenn andre den Regungen der Furcht viel leichter unterliegen, so können sie doch Helden, ja Helden ersten Ranges sein. Denn Heldenmut ist keine Temperamentseigenschaft, der wahre Mut beruht auf Grundsätzen. Der Held soll sich von der Vernunft leiten lassen, die ihm gebietet die Furcht zu überwinden und der Gefahr nicht zu weichen, sondern ihr entgegenzutreten und sie zu übernehmen. Wer diesem Grundsatz treu bleibt und ihn besonders in wichtigen Entscheidungen, wo die Ehre auf dem Spiele steht, nicht verleugnet, der verdient den Namen eines Helden, mag ihn auch menschliche Schwäche einmal anwandeln. Darum gehen tapfere Entschlüsse zumeist aus einem inneren Kampf hervor, einem Widerstreit der natürlichen Furcht mit dem auf Vernunft gegründeten Willen. Die Tapferkeit kann so fast als ein Ergebnis der Erziehung und Gewöhnung erscheinen, und Hektor darf sagen, er habe gelernt tapfer zu sein und stets im Vorkampf zu streiten.[2] Die in der Brust der Helden vor bedeutenden Entscheidungen einander bekämpfenden Herzensregungen, den Streit des Affekts mit der Vernunft hat uns der Dichter wiederholt durch Selbstgespräche, die er den Kämpfenden in den Mund legt, nahegebracht.

Nicht immer siegt in diesem Streit die Stimme der Vernunft. Die Anforderungen, die Homers Helden an sich selbst stellen, sind sehr verschieden. Auch wenn unabweisbare ideale Forderungen ihn in Gefahr und Tod rufen, gehorcht wohl der Schwache dem allmächtigen Trieb zum Leben.[3] So Menelaos, als ihn der Zufall zum Beschirmer des doch im letzten Grunde um seinetwillen gefallenen Patroklos gemacht hat. Da der furchtbare Hektor naht, weicht er zurück. Er ist sich seiner Pflicht wohl bewußt, aber er beschönigt seinen Abfall von den Gesetzen der Heldenehre vor sich selbst durch Erwägungen, die doch nicht das Wesen der Sache treffen.[4] Er redet sich ein, der Gottheit zu weichen, die mit Hektor im Bunde sei; in Wahrheit erliegt sein Pflichtgefühl der menschlichsten Regung des Herzens, dem Trieb der Selbsterhaltung. Ganz anders entscheidet sich Odysseus in einer höchst kritischen Lage, ohne daß doch eine andre Pflicht als das Gebot der Heldenehre ihn zum Ausharren nötigte. Er macht den Zweifeln, die auch sein Herz bestürmen, durch die Erwägung ein Ende, er wisse ja, daß nur die Feigen dem Kampf sich entzögen, wer sich hingegen zu den Besten zähle, der müsse feststehen im Streit, koste es auch das Leben.[1]

[1] *Λ* 345 ff. — [2] *Z* 444 f. — [3] *E* 21. — [4] *P* 91 ff.

Übrigens wird ein Zurückweichen vor dem Feind keineswegs unter allen Umständen für unehrenhaft angesehen. So hochgespannt ist der Ehrbegriff der Zeit und des Volkes nicht. Vielmehr gilt es nach den herrschenden Anschauungen fast als ein Gebot der Klugheit, einem Größeren im Kampfe auszuweichen. Wenn der jugendliche Antilochos aus dem Vorkampf eiligst in den Schutz der Seinen zurückweicht, als ihn Hektor bedroht,[2] wenn Aineias, im Begriff mit Menelaos zu kämpfen, sich zurückzieht, weil sich diesem Antilochos zugesellt,[3] so trifft weder den einen noch den andern ein Vorwurf. Der homerische Held hat ein feines Gefühl für die Grenzen seines eignen Vermögens und weiß sehr richtig Wert und Kraft auch des Gegners zu schätzen. Er vermeidet es, sich nutzlos in einen ungleichen Kampf zu begeben und sein Leben ohne höheren Zweck zu opfern: das entspricht der griechischen Sinnesweise, der alles Zweck- und Planlose zuwider ist. Zeus selbst sendet Hektor den Befehl, er solle dem Agamemnon so lange aus dem Wege gehen, bis dieser verwundet sei,[4] und auch ohne des Gottes Gebot meidet derselbe Held den Aias eine Zeitlang im Kampfe,[5] ja er weicht einmal geradezu vor der furchtbaren Erscheinung dieses gewaltigen Mannes erschreckt zurück.[6] Auch der Trieb zum Leben hat seine Berechtigung. Dem homerischen Helden winken keine Freuden im Jenseits, wenn die Keren ihn dahingerafft haben, wie dem gefallenen nordischen Recken, den die Schlachtjungfrauen zu ewigen Freuden in die Walhalla tragen. Der Abschied vom Leben ist für ihn viel schwerer.

[1] *Λ* 408 ff. — [2] *O* 585 ff. — [3] *E* 571 ff. — [4] *Λ* 186 ff. — [5] *Λ* 542. — [6] *P* 128 f., 166 ff.

Jedoch bis zur Erniedrigung darf die Liebe zum Leben niemals führen. Zu demütiger Bitte wird sich kein Held verstehen, solange er noch im Besitz der Waffen eine andre Sprache zu führen vermag, selbst nicht, wenn bei des Feindes Übermacht seine Gegenwehr ihm keine Rettung verspricht. Einen Augenblick kommt dem Hektor, während er vor dem Tor seinen Todfeind erwartet, der Gedanke, ob es nicht möglich sei, dem Kampf auf Leben und Tod auszuweichen und ohne Waffen mit Achill gütlich zu verhandeln, nicht ihn um sein Leben zu bitten, aber ihm einen für die Achaier günstigen Vertrag anzubieten, doch nicht zum Schaden seines eigenen Volkes. Jedoch verwirft er sogleich diesen Gedanken wieder, weil er sich dadurch seinem Gegner auf Gnade und Ungnade überantworten würde. Und mit Recht, denn diesen Gedanken hat der Kleinmut geboren. Freilich begegnen wir in der Dichtung nicht selten Jünglingen, die sich in banger Todesfurcht an das Mitgefühl des Feindes wenden und um Schonung ihres Lebens flehen, indem sie dafür reiche Gaben in Aussicht stellen. Doch macht der Dichter ein so bedenkliches Verhalten jedesmal durch die eigenartige Situation, in der sich die Bittenden befinden, einigermaßen verständlich. Adrestos, auf der Flucht durch einen Unfall aus dem Wagen geschleudert, liegt hilflos zu den Füßen des Menelaos, als er dessen Kniee umfassend um Erbarmen fleht.[1] So sind auch die Söhne des Antimachos, die sich vergebens an Agamemnons Großmut wenden, durch das Scheuen ihrer Rosse sowohl an der Flucht wie an wirksamer Verteidigung gehindert,[2] und der Priamide Lykaon, der im Kampf mit den Fluten des Skamandros seine Waffen weggeworfen hat, steht wehrlos dem furchtbaren Peliden gegenüber, dessen Mitleid er umsonst wachzurufen sucht.[3] Ihre verzweifelte Lage, die ihnen nicht einmal in ehrenvollem Kampf zu sterben erlaubt, entschuldigt in etwas ihre Schwäche. Ihr Verhalten erscheint uns nicht gerade verächtlich. Auch das Rührende der Situation kommt uns zum Bewußtsein, und wir versagen diesen von dem Entsetzen des Todes gepackten jungen Leuten nicht ganz unser Mitgefühl.

[1] *Z* 37 ff. — [2] *Λ* 122 f. — [3] *Φ* 34 ff.

Aber es leuchtet doch ohne weiteres ein, daß Homer hier keine Helden hat schildern wollen, es sind Durchschnittskrieger, eher weniger, als mehr. Das Weinen und Jammern der Söhne des Antimachos[1] ist weibisch, und daß Lykaon, um dem Tod zu entrinnen, am liebsten seinen Bruder Hektor ganz verleugnet hätte, zeugt von Kleinmut und schwächlicher Gesinnung. Viel verächtlicher ist freilich das Verhalten des Dolon, der mit schlotternden Gliedern, zähneklappernd und bleich vor Furcht unter Tränen die beiden Männer, die ihn im Dunkel der Nacht über die Ebene gejagt und dann durch Speerwurf und gebietenden Zuruf zum Stehen gebracht haben, um sein Leben bittet, für das den Preis des Verrats an seinen Volksgenossen zu zahlen er nicht ansteht. Dolon ist wirklich ein Feigling, dessen Tod wir als verdienten Lohn seiner verräterischen Feigheit empfinden.[2]

In dem von dem Dichter entrollten Weltbild, das ja das blutige Ringen ganzer Völker darstellt, darf auch der Feigling, dürfen Schwächlinge nicht fehlen. Sie dienen den echten Helden als Folie. Aber auch diese, die sich von der Masse der übrigen Krieger glänzend abheben, sind natürlich unter sich sehr verschieden an kriegerischer Tüchtigkeit. Tapferkeit ist die Kardinaltugend der heroischen Zeit, sie ist Tüchtigkeit schlechthin. Darum die feine Abstufung der homerischen Helden nach ihrer Tapferkeit. Wie diese auf physischer Kraft und Gewandtheit, auf natürlichem Mut und auf Heldengesinnung beruht, so gibt die verschiedene Mischung dieser drei Eigenschaften den einzelnen Persönlichkeiten ihren Rang und ihre Stellung. Das Heldenideal ist ohne Zweifel Achilleus, aber als eigentümlichster Typus des homerischen Helden im Unterschied von den nordischen Recken erscheint mir Hektor, dessen wir ja auch bisher in unsren Ausführungen am häufigsten gedacht haben. An Körperkraft übertrifft ihn mehr als einer, den Regungen der Furcht ist er mehr als andre ihm gleichwertig zu achtende Helden unterworfen, ja der Dichter scheint es fast darauf angelegt zu haben, jede Falte seines Herzens, die eine Furchtempfindung birgt, offenzulegen, und doch ist er,

[1] *Λ* 136. — [2] *K* 374 ff.

wenn einer, ein Held. Er gleicht dem edlen, aber nervösen Roß, das tapfer ist und kühn, aber leicht scheut. Wie der riesige Aias, den er selbst zum Kampf herausgefordert hat, in seine Waffen gehüllt auf ihn zuschreitet, da pocht ihm das Herz, und der Dichter verhehlt uns nicht, daß er gern wieder in die Schar der Seinen zurückgewichen wäre, aber — das verbietet ihm die Ehre.[1] Bald sehen wir ihn wirklich einer ähnlichen kleinmütigen Anwandlung erliegen und flüchtig vor Achill dreimal die Stadt umkreisen, wie die Taube gescheucht von dem Adler. Bei dem Anblick des Gewaltigen, den er aus Ehrgefühl vor dem Tor erwartete mit dem durch keine Bitten seiner Lieben zu erschütternden Entschluß, den ungleichen Kampf auf Tod und Leben zu wagen, ist ihm doch auf einmal der Mut entsunken, sein heldenhafter Entschluß zusammengebrochen, und ein unbezwingliches Gefühl jagt ihn durch die Ebene.[2] Aber er ermannt sich zur rechten Zeit, er besiegt die Furcht und stirbt den Tod des Tapferen,[3] würdig der Taten, die uns zuvor mit Bewunderung vor ihm erfüllt haben. Hektor ist ein Held der Gesinnung, der vor allen andern den Tod fürs Vaterland, den er selbst erleidet, als rühmlich, ja als begehrenswert preisen darf.[4]

Braucht sich der homerische Held also einer plötzlichen Anwandlung der Furcht, ja des Eingeständnisses dieser menschlichen Schwäche noch nicht zu schämen, so findet die Äußerung andrer an sich gleich natürlicher Empfindungen doch an dem Heldengefühl ihre ganz bestimmte Grenze. In der männerehrenden Schlacht, vor den Augen des Feindes herrscht ein Gesetz des Schicklichen, dem sich jeder unterwirft. Dieses Gesetz verbietet, wie billig, die Äußerung des Schmerzes bei Verwundungen. Mag die Göttin der Liebe laut jammern, wenn ihr die Haut geritzt wird, mag der unbändige, rasende Ares laut aufbrüllen, als das Unerhörte geschieht und eines sterblichen Mannes Speer sein Götterblut vergießt, was ihnen ansteht, ziemt nicht auch den Erdgeborenen. Auch schwergetroffen hält der Held sein Schmerzgefühl zurück. So unbefangen er sich jedem Seelenschmerz hingibt, hier zeigt er sich gestählt, gehärtet.

[1] *H* 216 ff. — [2] *X* 136 ff. — [3] *X* 304 f. — [4] *O* 494 ff.

Kein Laut der Klage ertönt von seinen Lippen, er zuckt kaum mit dem Auge, wenn das schmerzbringende Geschoß ihn trifft. Nur wenn es ganz unvermutet ihn verwundet, schrickt er zusammen, wie der jüngere Atride, als er von Pandaros' verräterischem Pfeil getroffen wird,[1] oder sein älterer und rauherer Bruder, da ihm Koon von der Seite unvermutet den Lanzenstoß versetzt, der seinem Heldengang ein Ziel setzt.[2] Denn selbst im unbewachten Augenblick die Menschlichkeit ganz zu verleugnen würde unnatürlich erscheinen. Aber auch in solcher Lage faßt sich der Getroffene schnell, und um so schneller, je mehr er Held ist. Überhaupt läßt das Maß der Selbstbeherrschung, das ein Krieger bei der Verwundung bekundet, einen Schluß auf sein Heldentum zu; auch hierin zeigt sich jene Stufenleiter der Tapferkeit, von der eben die Rede war. Tapfere Helden setzen auch verwundet den Kampf noch fort. Den Dichter selbst erfüllt solch ungebrochene Energie mit Staunen.[3] Odysseus, von Sokos' Speer getroffen, nimmt, nachdem er sich überzeugt, daß seine Wunde nicht tödlich sei, erst noch Rache an dem Gegner, ehe er die Lanze aus dem Körper zieht und dem Blute seinen Lauf läßt.[4] Agamemnon achtet gar nicht der Verwundung durch Koon, solange das Blut noch fließt, sondern fährt nur desto schärfer in die Feinde; erst als das Blut gerinnt und die Schmerzen so schneidend werden, wie die Wehen eines Weibes in der Stunde der Geburt, springt er auf seinen Wagen und verläßt die Schlacht.[5] Diomedes vollends läßt sich stehend den Pfeil, der ihn verletzt hat, von seinem Waffengenossen durch die Wunde ziehen, und während das Blut hervorquillt, zeigt er kein andres Gefühl als das der Rache an seinem Feinde.[6] Bald stürzt er sich, einem verwundeten Löwen gleich, mit dreimal so großem Ungestüm wie zuvor auf die Troer.[7] Ein andermal zieht er selbst das Geschoß, das seinen Fuß getroffen, ohne zu zucken, aus der Ferse, wie gefühllos gegen den heftigen Schmerz, der ihn durchdringt, und ob ihn gleich die Wunde zwingt vom Kampfe abzustehen, bleibt ihm doch Gleichmut

[1] *A* 150. — [2] *A* 254. — [3] *H* 263, *A* 255. — [4] *A* 439 ff. — [5] *A* 264 ff. — [6] *E* 111 ff. — [7] *E* 135 ff.

genug, des über seinen Erfolg jubelnden Feindes zu spotten.[1] Denn um keinen Preis will ein Held einem Gegner, zumal einem verachteten, zum Gespötte dienen. Darum verhehlt auch Glaukos, den Schmerz verbeißend, beim Sturm auf die Schiffsmauer die Verwundung, durch die ihn Teukros kampfunfähig gemacht hat, und verläßt unauffällig das Getümmel.[2]

Daß die homerischen Menschen, geneigt jedem Gefühl, das sie beherrscht, Worte zu verleihen, sich auch ihrer Erfolge im Kampfe gern rühmen, oft über die Maßen rühmen, ist ja selbstverständlich. Auch den Fall eines erlegten Feindes begleiten die Krieger nicht selten mit lautem Frohlocken und beißendem, unser Gefühl verletzendem Hohn. Patroklos spottet über die Taucherkünste des Kebriones, als dieser, Hektors trefflicher Wagenlenker, von seinem Speer getroffen, kopfüber aus dem Wagen stürzt.[3] Der rauhe Idomeneus faßt den toten Othryoneus, Priamos' Eidam, der aus Liebe zu Kassandra den Troern zu Hilfe geeilt ist, am Fuße und heißt ihn mit wohlfeilem Spott zu den Schiffen der Achaier folgen, daß ihm dort mit Agamemnons Tochter die Hochzeit ausgerichtet werde.[4] Dazu stimmt denn die Gefühllosigkeit, mit der sterbenden Kriegern ihre Besieger das Los ankündigen, als Beute der Hunde und Vögel auf der Wahlstatt liegen zu bleiben. Es ist das ja nach der harten Sitte der Zeit das Schicksal, das der Sieger den getöteten Feinden auferlegt, ein Schicksal, an das man nur mit Grauen denkt und das darum vom Dichter,[5] wie von seinen Helden[6] gern erwähnt wird; ja es wird geradezu, denn die Zeit liebt starke Ausdrücke, im Sinne des Fallens im Kampfe gebraucht.[7] Aber uns erscheint es doch als eine Härte, wenn Odysseus den sterbenden Sokos daran erinnert, daß die Vögel seinen Leib auf dem Schlachtfeld zerren, ihm selbst aber, wenn er sterbe, die Achaier den Holzstoß aufschichten würden zu ehrenvoller Bestattung.[8] Auch Hektor bedroht den todwunden Patroklos mit gleichem Geschick,[9] und wie Achill jenem dasselbe ansinnt und die flehende Bitte um Schonung seines Leibes grausam

[1] *Λ* 384 ff. — [2] *M* 390 f. — [3] *Π* 745. — [4] *N* 374 ff. — [5] *Α* 4 f. — [6] *Λ* 395. — [7] *N* 831 f. — [8] *Λ* 450 ff. — [9] *Π* 836.

zurückweist, ist allbekannt.[1] Die Leidenschaft der Schlacht erstickt das menschliche Mitgefühl, in den rohen Sitten des Krieges enthüllt sich die ganze Wildheit, die diesem jugendlichen Volke noch eigen ist. Wird doch oft genug in der Ilias als etwas Selbstverständliches erwähnt, daß nach erfolgreichem Kriege die eroberte Stadt mit Feuer zerstört, die Männer getötet, die Frauen und Kinder als Sklaven fortgeführt werden.[2] Und noch schlimmere Drohungen werden in der Erregung des Kampfes von seiten der Belagerer laut, daß den Frauen der Troer Gewalt geschehen solle,[3] ja, daß selbst das Kind im Mutterleibe nicht geschont werden möge;[4] und in nicht minder düsteren Farben malen sich die Belagerten selbst die Greuel der Eroberung aus: laut schreiende Weiber, vom Sieger fortgeschleppt,[5] unmündige Kinder, zur Erde geschleudert[6] oder vom Turm herabgeworfen,[7] der greise König, nackt vor dem Burgtor liegend, von den Hunden gezerrt, die sich an seinem Blut berauschen.[8] Wie sollte da nicht ein unauslöschlicher Haß die Verteidiger der Stadt gegen ihre Bedränger erfüllen und von diesen gleich heftig erwidert werden! So nimmt der Kampf einen ganz persönlichen Charakter an. Ein jeder sieht in dem Gegner seinen Todfeind. Darum gibt es im Kampf keine Schonung. Ein rechter Mann muß nach griechischer Anschauung ebensosehr seines Feindes Feind, wie seines Freundes Freund sein, Böses so gut wie Gutes zu vergelten wissen. So nimmt es nicht wunder, wenn gerade die Helden, die sich gegen die Ihren durch innige Liebe, durch Zartheit und Milde auszeichnen, im Kampfe hart und rücksichtslos erscheinen, denn Haß und Liebe pflegen benachbart zu sein, und wer starker Liebe fähig ist, ist darum auch ein starker Hasser. So Patroklos, so Hektor, dessen Härte in der Schlacht Andromache nicht ohne Stolz rühmt.[9] Des Menelaos Gutmütigkeit gegen Adrestos verweist ihm Agamemnon als unziemliche Schwäche.[10] Auf Beutezügen wird wohl mehrfach Milde geübt, und gefangene

[1] *Χ* 345. — [2] *Z* 414 f., *I* 590 ff., *T* 291 ff. — [3] *B* 354 f. — [4] *Z* 57 ff. — [5] *Z* 465. — [6] *Χ* 63 f. — [7] *Ω* 734 ff. — [8] *Χ* 66 ff. — [9] *Ω* 739. — [10] *Z* 62.

Feinde werden gegen Lösegeld freigegeben oder als Sklaven verkauft.[1] Anders in der Feldschlacht. Da begegnen wir keinem Fall, in dem einem Krieger auf seine Bitte das Leben geschenkt worden wäre. Dagegen vernimmt man wohl die Aufforderung der Führer an die Krieger, sich nicht aufzuhalten mit der Beute, sondern möglichst viele zu töten.[2] Auch das Alter wird nicht geschont; Nestor würde von Hektor getötet worden sein, wenn Diomedes den Greis nicht geschützt hätte.[3] Was dem Feinde gegenüber erlaubt ist, darüber haben die Menschen zu verschiedenen Zeiten verschieden gedacht. Den homerischen Helden erwachsen keine Skrupel bei Handlungen, die unseren Altvorderen sehr bedenklich erschienen wären. Es galt ihnen nicht als unehrenhaft, den waffenlosen Feind zu töten, wie denn in all den oben angegebenen Fällen, wo Krieger die Gnade des Feindes anrufen, diese sich in wehrlosem Zustand befinden. Tragen doch Männer von zweifellos heldenhafter Gesinnung kein Bedenken, selbst Schlafende zu morden. Die Niedermetzelung der schlummernden Thraker[4] wirft keinen Flecken auf den Ehrenschild des Diomedes, vielmehr mehrt das kühne, wohlgelungene Abenteuer seinen hohen Ruhm. So wird es ihm auch keineswegs verdacht, daß er auf diesem seinem Spähergang dem Dolon, den sein Begleiter Odysseus noch eben des Lebens getröstet hat,[5] das Haupt vom Rumpfe schlägt,[6] nachdem er von ihm die gewünschten wertvollen Mitteilungen über die Lagerplätze der Troer erhalten hat. Dem Feind und Verräter gegenüber glaubt er sich durch des Genossen Wort nicht gebunden.

Wenn so der Krieg die ganze Leidenschaft und ursprüngliche Wildheit dieses sonst so gutgearteten Volkes entfesselt, so sind doch Ausbrüche wirklicher Roheit verhältnismäßig selten. Ganz fehlen durften sie in des Dichters umfassendem Weltgemälde nicht; sie gehören zu den Schlachtszenen so gut, wie die rohe Herausforderung des Epeios in die glänzende Schilderung der Wettkämpfe.[7] Ein richtiges Gefühl sagte schon den Griechen dieser Zeit, daß die Bekämpfung eines

[1] *A* 106, *Φ* 78 f. — [2] *Z* 68 ff. — [3] *Θ* 90. — [4] *K* 485 ff. — [5] *K* 383. — [6] *K* 455 ff. — [7] *Ψ* 672 ff.

Gegners mit dessen Tod notwendig ein Ende erreichen müsse, daß es nicht wohlgetan sei, den Toten noch einmal zu töten. Indessen in der Gereiztheit vergessen einige dieses sittliche Gebot. Während Odysseus, von Sokos' Speer getroffen, sich begnügt seine Verwundung durch den Tod seines Feindes zu rächen und seinem Unmut nur durch einige höhnende Worte Luft macht, die er dem Sterbenden zuruft, trennt der leidenschaftlichere Agamemnon in gleichem Falle dem getöteten Koon das Haupt vom Rumpfe.[1] Die gleiche unschöne Rache vollzieht der rohe Aias, des Oileus Sohn, an dem erschlagenen Imbrios aus Wut darüber, daß Hektor ihm einen Gefährten getötet hat, und überbietet den Oberkönig noch dadurch, daß er den Kopf wie einen Ball durch das Getümmel vor Hektors Füße schleudert.[2] Noch empörender ist das Verhalten des Peneleos, der, gleichfalls über den Tod eines gefallenen Freundes erzürnt, einem von ihm getöteten Troer das von seiner Lanze durchbohrte Haupt abschlägt und dessen Landsleuten am Speere höhnisch entgegenhält.[3] Alle diese Fälle dienen dem Dichter zur Charakterisierung einzelner besonders roher Naturen. Viel bekannter aber ist die entsetzliche Mißhandlung der Leiche Hektors durch Achill, dem es doch sonst an Edelmut, ja an Zartheit der Empfindung keineswegs mangelt. Hier geht sie hervor aus einem bis zum Wahnsinn gesteigerten Übermaß der Leidenschaft, die sich mit dem Vollzug gewöhnlicher Rache nicht begnügen mag, die darum in die Barbarei vergangener Zeiten zurückfällt, um sich auszutoben und zur Ruhe kommen zu können. Der Dichter unterläßt es nicht, seinen Abscheu vor solcher Gefühllosigkeit wiederholt auszusprechen.[4] Aber Hektor selbst, überreizt durch die furchtbaren Anstrengungen und Aufregungen der Schlacht und voll tiefer Erbitterung gegen den Mann, der ihm den schon errungenen Sieg aus der Hand gewunden und die Rettung der Stadt von neuem zweifelhaft gemacht hatte, gab ja die Absicht kund, dem erschlagenen Patroklos das Haupt vom Rumpfe zu trennen[5] und es — falls Iris nicht, um Achill zu stacheln, übertreibt —

[1] *Λ* 261. — [2] *N* 202 ff. — [3] *Ξ* 493 ff. — [4] *N* 395, *Ω* 54. — [5] *P* 126 f.

auf einen Pfahl zu spießen.[1] Wenn nun nach Hektors Fall die Achaier herbeieilen und ihre Lanzen in des großen Gegners Leichnam stoßen,[2] so ist das freilich kein Ausbruch sinnloser Wut, wie in den beiden zuvor erwähnten Fällen, aber es ist doch auch ein Akt der Roheit, wenn auch einer kindlichen, vielleicht auf alter Sitte beruhenden Roheit. Es reizt sie, mit dem Speer den Leib des gefürchteten Helden zu ritzen, der noch vor kurzem den Feuerbrand in ihre Schiffe geschleudert hat.

Neben diesen Szenen der Wildheit und Grausamkeit, einer blinden, unbändigen, zur Roheit verführenden Leidenschaft bilden die Züge menschlicher Teilnahme und aufopfernder Treue, die wir zwischen Kampfgenossen überall wahrnehmen, einen höchst erfreulichen Gegensatz. Sie geben den düsteren Schlachtgemälden auch wieder Licht und Wärme. Es herrscht ein echt kameradschaftlicher Geist bei Griechen und bei Troern, wie ihn eben eine lange Kriegsgemeinschaft am leichtesten erzeugt. Zahllos sind die Stellen, die davon Zeugnis ablegen. Bedrängten Kriegern eilen zur rechten Zeit wackere Genossen zu Hilfe. An die Seite des durch Aineias gefährdeten Menelaos stellt sich kampfbereit der junge Antilochos;[3] Diomedes rettet vor dem verfolgenden Hektor den greisen Nestor, der ohne ihn verloren gewesen wäre,[4] und dem von den Troern umringten, verwundeten Odysseus bringen die beiden Aias und Menelaos in höchster Not rettende Hilfe.[5] Den verwundeten Machaon fährt Nestor aus dem Getümmel der Schlacht zu den Schiffen,[6] und des kampfunfähigen Eurypylos nimmt sich Patroklos liebreich an, er geleitet ihn zu seiner Hütte und leistet ihm ärztlichen Beistand.[7] Insbesondere aber gilt es als kameradschaftliche Pflicht, den schwer verwundet oder tot hingesunkenen Genossen zu schützen, und dies um so mehr, je größer die Bedeutung des gefallenen Helden ist. Ohne sich zu besinnen, springt Aineias von dem Wagen, um seinen Kampfgenossen Pandaros mit seinem Leibe gegen den

[1] Σ 176 f. — [2] X 369 ff. — [3] E 565 ff. — [4] Θ 90 f., 99 ff. — [5] Λ 469 ff. — [6] Λ 516 ff. — [7] Λ 809 ff., O 392 ff.

furchtbaren Tydiden zu decken.[1] Als Hektor durch einen Steinwurf des gewaltigen Aias zu Boden gestreckt ist, treten die besten Troerhelden zu seinem Schutze sogleich vor den Bewußtlosen.[2] Erbitterte Kämpfe erheben sich vollends um die Leiche eines Sarpedon oder Patroklos. Das sind nur einige Beispiele der bis zur Aufopferung gehenden Hilfsbereitschaft, zu der sich die Kampfgenossen untereinander verpflichtet fühlen. — Gern vereinigen sich zwei Krieger zu einem kühnen, gefahrvollen Unternehmen, wie Diomedes und Odysseus zu ihrem nächtlichen Abenteuer,[3] oder Aineias und Pandaros zum Kampf mit dem gefürchteten Tydiden.[4] Zwischen einzelnen Helden besteht eine wahre Waffenbrüderschaft, die sie im Kampfe stets zusammenführt. So kämpfen die beiden Aianten niemals weit voneinander, oft Schulter an Schulter gegen den Feind.[5] — Hier sei auch des herzlichen Verhältnisses fürstlicher Krieger zu ihren bevorzugten Gefährten (*θεράποντες, ὀπάονες*) gedacht, die sie aus ihrer Umgebung sich zu trautem Verkehr und steter Begleitung in der Schlacht erlesen, die mit ihnen den Kriegswagen besteigen und die Lenkung der Rosse übernehmen, wie des Diomedes zu Sthenelos, des Idomeneus zu Meriones. Zur Höhe idealer Freundschaft erhebt sich diese Kameradschaft in dem Herzensbund des Achilleus und Patroklos. Homer ist nie schwungvoller als da, wo er die Freundschaft dieser beiden zu frühem Tod bestimmten Jünglinge besingt. Es ist dadurch einer sehr wichtigen und charakteristischen Seite hellenischen Lebens schon in dieser Frühzeit eine großartige Darstellung gegeben. Achills Freundschaft mit Patroklos ist ein Vorbild für die spätere Griechenwelt geworden wie für alle Zeiten.

Neben dieser Freundschaft, die zur eigentlichen Seele der Dichtung wird und den ganzen späteren Verlauf der Handlung bestimmt, scheinen alle übrigen Beziehungen, die Menschen verbinden, selbst die innigsten, die der Blutsverwandtschaft, zurücktreten zu müssen. Doch sind auch sie allseitig beleuchtet. Das ist natürlich, zumal in einer Zeit, wo die staatliche Ordnung

[1] E 297 ff. — [2] Ξ 423 ff. — [3] K 222 ff., 242 ff. — [4] E 218 ff. — [5] N 197 ff., 701 ff.

noch in ihren Anfängen steht, wo noch Geschlecht und Familie, diese Urform alles Gemeinschaftslebens, die gesellschaftlichen Verhältnisse beherrschen, wo deshalb die Bande, die die Verwandtschaft des Blutes um die einzelnen schlingt, lebhafter und wärmer als in späteren Zeiten gefühlt werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß in der Schlacht das Familiengefühl sich besonders als Bruderliebe mächtig erweist. Der Bruder ist der Freund, den die Natur dem Menschen an die Seite gestellt hat, er ist sein natürlicher Kampfgenosse. Gern läßt der Dichter Brüderpaare im Kampfe zusammen auftreten. Sie fahren auf einem Wagen in die Schlacht und finden wohl gemeinsam ihren Untergang, wie die Söhne des Antimachos[1] oder die Priamiden Isos und Antiphos, die schon einmal zusammen Gefahr bestanden, als Achill sie auf den Weiden des Ida traf und band, dann aber für Lösegeld freigab,[2] und die durch solche Gemeinsamkeit als unzertrennliche Genossen erscheinen. Hektor erwählt den bekanntesten seiner Wagenlenker, den wackeren Kebriones, aus der Zahl seiner Brüder[3] und verteidigt seine Leiche mit Heldenmut gegen Patroklos.[4] Auch sonst findet man nicht selten Fälle brüderlicher Hilfsbereitschaft. Deiphobos geleitet seinen Bruder Polites aus dem Kampf zu seinem Wagen, den Hilfsbedürftigen umfassend und stützend.[5] Am schönsten aber zeigt sie sich in der Fürsorge, mit der der gewaltige Aias vor seinen Halbbruder Teukros den mächtigen Schild schützend hält.[6] Ferner treibt Bruderliebe manchen Krieger zur Rache gegen weit überlegene Gegner und dadurch in den sicheren Tod. Im Schmerz um den getöteten Bruder greift der Antenoride Koon Agamemnon an und verwundet ihn, wird dann aber, im Begriff, des Bruders Leiche zu bergen, selbst von dem erzürnten Gegner erschlagen.[7] Ebenso rächt Sokos den Tod seines Bruders an Odysseus, den er kampfunfähig macht, und büßt dies gleichfalls mit dem Tode.[8] So wäre auch Hektor beinahe schon vor der ihm vom Schicksal bestimmten Stunde unter den Händen seines Todfeindes gefallen, als er im

[1] Λ 126 ff. — [2] Λ 101 ff. — [3] Θ 318, Π 738. — [4] Π 755 ff. — [5] Ν 533 ff. — [6] Θ 266 ff. — [7] Λ 248 ff. — [8] Λ 428 ff.

grimmen Schmerz um seinen jüngsten Bruder Polydoros, des Vaters Liebling, den Achill vor seinen Augen niedergestochen hat, diesem, des eignen Lebens nicht achtend, entgegentritt.[1] Rühren diese Fälle hingebender Bruderliebe inmitten rauher Kriegstaten unser Herz, so wird das Gefühl nur um so mehr empört, wenn Athene unter dem Schein echt brüderlicher Hilfeleistung im Augenblick der höchsten Not in Deiphobos' Gestalt Hektor, den brüderlich Gesinnten, ins Verderben lockt.[2]

Brüdern gleich erscheinen auch im Kampf die beiden Lykierfürsten Sarpedon und Glaukos. Sie sind zwar nur Söhne von Geschwistern, doch in edlem Stolz auf ihr ruhmreiches Geschlecht sich des gemeinsamen Blutes voll bewußt. Ihres innigen Verhältnisses zueinander wird noch später ausführlicher gedacht werden.

Doch noch in viel weiterem Umfang sehen wir das Familiengefühl in den blutigen Kämpfen vor Ilios wirksam. Mit dem Gedanken an Weib und Kind ziehen die Troer aus den Toren dem Feind entgegen;[3] die Stadt um ihrer Lieben, der Frauen, Kinder und Eltern, willen zu schützen sind viele Troer bereit, wie Agenor dem Achill versichert.[4] Dadurch erhält der Kampf ein hohes Ziel, die blutige Arbeit des Krieges wird veredelt. Einer hohen Verpflichtung sind sich die Kämpfer bewußt, der Hektor so herrlichen Ausdruck verleiht, indem er den Tod für Weib und Kind, für Haus und Hof als rühmlich, ja als begehrenswert preist.[5] Auch den Griechen fehlt im Kampf eine ähnliche Empfindung nicht. Nestor fordert seine Landsleute zu tapferem Widerstande auf, indem er sie ermahnt an Weib und Kind zu denken und an die Eltern, die toten wie die lebenden;[6] sie sollen sich ihrer wert zeigen, wie ja auch Hektor um seines Vaters hohen Ruhm zu kämpfen begehrt.[7] Wie sich die Liebe zu Weib und Kind bei ihnen plötzlich zu unbezwinglicher Sehnsucht verdichtet und sie mit Allgewalt aus der Versammlung zu den Schiffen treibt, ist früher erwähnt worden. Der Dichter verfehlt aber auch nicht, gelegentlich von den wilden Szenen der

[1] Υ 419 ff. — [2] Χ 226 ff. — [3] Θ 57. — [4] Φ 586 ff. — [5] Ο 494 ff. — [6] Ο 661 ff. — [7] Ζ 446.

Schlacht unsern Blick auf ein stilles häusliches Glück der Kämpfenden zu lenken. Er rührt uns durch die Erzählung, wie die Keren einen erhofften oder eben geschlossenen Ehebund jäh zerstören, durch die Erzählung von Othryoneus, der um die schöne Kassandra, auf Mitgift verzichtend, warb und, indem er sich freudig auf der Troer Seite stellte, sein junges Leben verlor, ehe er die geliebte Braut heimführen durfte,[1] oder von Iphidamas, der mit reichem Gut seine Gattin eben erst erworben, aber des keinen Dank hatte, da er sich zum ehernen Schlaf niederlegte auf die Wahlstatt.[2] Auch macht er den Tod eines Kriegers wohl ergreifender durch den Hinweis auf den Schmerz der Hinterbliebenen. Daß sich die Gattin die Wangen zerkratze im Schmerz um den Tod des Gatten,[3] daß sie mit ihren Klagen des Nachts die Hausgenossen aus dem Schlafe wecke aus Sehnsucht nach dem Verlorenen,[4] das sind Züge, denen wir öfters in unserer Dichtung begegnen. Nirgends aber ist Gattenliebe in ihrer höchsten Steigerung durch die Gefahren des Krieges, die treue Sorge des in den Kampf ziehenden Helden und die Angst des zurückbleibenden Weibes, einfacher und inniger ausgesprochen worden als in dem berühmten Gespräch zwischen Hektor und Andromache, da sie Abschied nehmen am Skäischen Tor. Es gibt keine andre Stelle in der Ilias, die so vernehmlich zu unserem Herzen spricht, es sei denn jene Unterredung zwischen Priamos und Achill am Ende unsrer Dichtung, in der Vater- und Kindesliebe einen gleich wahren und tiefen Ausdruck finden. Von beidem wird später noch die Rede sein. Hier sei nur daran erinnert, daß in diesen wie in einigen ähnlichen durch Hektors Tod veranlaßten Szenen die Grundverhältnisse, die in der Familie beschlossen sind, vielleicht minder schwungvoll, aber nicht weniger tief und eindrucksvoll als Achills Freundschaft mit Patroklos von dem Dichter geschildert sind. Jene ursprünglichsten und natürlichsten Empfindungen der Menschenbrust, die sich im Zusammenschluß der Familie entfalten, Gatten-, Eltern- und Kindesliebe, eheliche Treue, Vaterstolz und Mutterſorge, Elternglück und Elternschmerz, kindliche

[1] *N* 363 ff. — [2] *A* 227, 241 ff. — [3] *A* 393, vgl. auch Σ 122 ff. — [4] *E* 412 ff.

Ehrfurcht und Dankbarkeit, sie alle sind kaum wieder in der Dichtung der Menschheit mit so einfachen Mitteln so rein und zart dargestellt worden; es ist die Natur selbst, die aus diesen Schilderungen zu uns spricht.

Man sieht, aus dem Lärm der Waffen, der die Ilias durchhallt, dringt auch die Stimme der Menschlichkeit laut und vernehmlich genug an unser Ohr. Mit den Kampfschilderungen und Streitszenen, die die männlichen Tugenden, aber auch die ganze Wildheit des damaligen Geschlechts enthüllen, wechseln friedliche Bilder, in denen wir alle Zartheit und Innigkeit der Menschennatur sich entfalten sehen. Der Dichter will nicht nur die vorherrschende Seite des Menschen, seine Selbstliebe, schildern und alle die edlen und unedlen Leidenschaften, die aus ihr entspringen und ihrerseits den Streit gebären, den heilsamen, lebenfördernden wie den verderblichen, lebenzerstörenden: auch die altruistischen Empfindungen der Zeit, die Gefühle der Menschlichkeit finden in seinem Weltbilde ihre Stelle.

Wir können beobachten, wie schon eine feinere Gesittung der Roheit der Zeit zuweilen entgegenwirkt und zarte Regungen der Humanität die entfesselten Leidenschaften für Augenblicke zum Schweigen bringen. Es sind nicht eben viele Beziehungen — abgesehen von jenen ursprünglichen der Blutsverwandtschaft, Geschlechtsliebe und Freundschaft — die ein freundliches Verhältnis zwischen Menschen herzustellen bestimmt sind, aber von edlen Naturen werden sie darum um so höher und heiliger geachtet. Keine gleicht an Wichtigkeit der Gastfreundschaft, von der ein Geist der Duldung und Milde über die ältere, von gegenseitiger Feindschaft erfüllte griechische Welt ausging. Wie diese segensreiche Institution auf das Gemüt einfacher, edeldenkender Menschen einwirkte, davon haben wir in unsrer Dichtung ein sehr bekanntes Beispiel. Mitten im Schlachtgetümmel werden wir durch eine Szene von rührender Pietät überrascht. Zwei Helden, tapfer und stolz, ja im Kampfe wild und ohne Erbarmen, erkennen sich als Gastfreunde von der Väter Zeiten her, erneuen die Gastfreundschaft, tauschen ihre Waffen und geloben sich einander im Kampfe künftig

auszuweichen.[1] Sie haben sich nie zuvor gesehen, aber voll Ehrfurcht vor ihren Vätern, vor der Gastfreundschaft selbst und den Göttern, die sie beschützen, halten sie fest an der einmal geschlossenen Verbindung, auch da das Schicksal sie als Feinde gegeneinander führt. In scharfem Kontrast zu ihrem Verhalten steht freilich die schnöde Verletzung der Gastfreundschaft durch den frivolen Paris. Sie liegt außerhalb der Handlung unserer Dichtung, aber oft genug wird ihrer in derselben gedacht, ist sie doch der Anlaß zu dem gewaltigen Krieg, der um Ilios' Mauern tobt. Daß der Bruch des Gastrechts einen so allgemeinen und so tiefgehenden Unwillen erregte, daß ganz Griechenland sich erhob, die Unbill zu rächen, beweist am besten, in wie hohem Ansehen diese politisch wie ethisch gleich segensreiche Institution bei den damals Lebenden stand. Paris selbst ist übrigens sonst nicht ohne Empfindung für das Verpflichtende genossener Gastfreundschaft; der Tod eines Gastfreundes erfüllt ihn mit Grimm und treibt ihn zur Rache.[2]

Schon die bloße Mahlsgemeinschaft stellt eine durch die Religion geweihte Verbindung her, denn der gastliche Tisch steht unter dem Schutze des Zeus. Auf diese Gemeinschaft beruft sich Lykaon, als Achill ihn wehrlos am Skamandros antrifft. Er habe, sagt er, bei ihm, der ihn einst auf der Bergflur gefangen und in sein Lager gebracht, zuerst fremdes Brot gegessen; deshalb verdiene er Schonung gleich einem Schutzflehenden.[3] Nur in seinem damaligen verdüsterten, keinem humanen Gefühl zugänglichen Gemütszustand verschließt Achill sein Ohr dieser Bitte. Denn eine gastliche Gesinnung, die beliebt macht bei den Menschen, wie es der Dichter von jenem Axylos erzählt, der an der Landstraße ein für alle offenes Haus hatte,[4] fehlt natürlich dem Großdenkenden nicht. Er weiß wohl edle Gastlichkeit zu üben. Obwohl er nicht an Versöhnung denkt, bewirtet er doch die Abgesandten Agamemnons mit großer Herzlichkeit,[5] und mit bewundernswerter Zartheit fordert er den Vater seines Todfeindes auf,

[1] Z 215 ff. — [2] N 660 f. — [3] Φ 74 ff. — [4] Z 14 f. — [5] I 202 ff.

an seinem gastlichen Tisch des Mahles zu gedenken[1] und sich ihm so durch enge, ja heilig geachtete Gemeinschaft zu verbinden.

Achill geht dadurch weit über das hinaus, was er dem Greis zu gewähren schuldig ist. Freilich mußte er ihn schonend und menschlich behandeln, der ja als Schutzflehender zu seiner Hütte gekommen ist in dem Verlangen, seinen Sohn zu lösen. Zeus selbst hatte diesen Entschluß in seiner Seele erweckt in dem bestimmten Vertrauen, Achill werde nicht so sehr von allen guten Geistern verlassen sein, daß er sich an einem Schutzflehenden vergreife.[2] Es ist nur die Volksstimme, der hier der Gott Ausdruck gibt, denn nach der allgemeinen Anschauung der Zeit steht, wer sich mit geziemender Bitte dem Hause eines Mannes naht, unter der Obhut der Götter und verdient seitens des Angerufenen jene ehrfürchtige Scheu, die das Unglück ja jederzeit bei den Menschen gefunden hat. Er hat unter allen Umständen Anspruch auf Schonung seiner Person, aber er darf auch erwarten, daß seine Bitte mit Wohlwollen geprüft und, wenn irgend möglich, gewährt werde. Und in der Tat sucht Achilleus ängstlich alles zu vermeiden, was ihn der Schonung, die er dem unter göttlichem Schutze erschienenen Vater Hektors schuldet, vergessen machen und dadurch zum Frevler gegen Zeus' Gebot werden lassen könnte.[3] Wie er dann das Verlangen des Greises mit Überwindung seiner selbst erfüllt, das gehört zu den bekanntesten und herrlichsten Szenen in unsrer Dichtung. Ganz anders verfährt Agamemnon gegen den flehenden Chryses. Die Worte der Fürsten, die das sittliche Empfinden der Zeit aussprechen, indem sie den Atriden zur Achtung vor dem Schutzflehenden mahnen, bleiben bei dem harten, rücksichtslosen Sinn des Königs wirkungslos. Nicht nur daß er seinem Verlangen nicht nachgibt, er fährt ihn auch mit heftiger Rede an und bedroht ihn in ungeziemender Weise.[4] Welche Bedeutung für die menschliche Ordnung der Dichter der von der Sitte vorgeschriebenen Achtung vor den Schutzflehenden beimißt, kann man daraus erkennen, daß er die beiden erwähnten Szenen an

[1] Ω 599 ff. — [2] Ω 157 f. — [3] Ω 568 ff. — [4] A 25 ff.

den Anfang und das Ende seiner großen Dichtung gestellt hat, daß dort die schnöde Behandlung eines Flehenden nicht nur die schlimmste Strafe von seiten der Götter zur Folge hat, sondern auch den Anstoß gibt zu all dem Unheil, das über das Lager der Griechen hereinbricht, und daß hier die Erhörung der Bitte eines mit zarter Rücksicht behandelten tiefgebeugten Mannes nach den mannigfachen, vielfach ergreifenden Bildern von den Mühen und Schmerzen der armen Sterblichen, die der Dichter an unsern Augen vorübergehen läßt, einen letzten beruhigenden und wahrhaft versöhnenden Eindruck hinterläßt. Die Schonung der Hilfeheischenden, denen die Götter gnädig sind, erscheint dadurch als ein Grundpfeiler der Gesittung damaliger Zeit.

Es besteht jedoch in den beiden genannten Fällen noch ein anderes Pietätsverhältnis zwischen dem Bittenden und dem Mächtigen, dem er flehend naht, ein nur zufälliges, das aber nicht weniger Berücksichtigung verdient. Es ist in dem Unterschied ihrer Lebensjahre begründet. Einem allgemeinen Gefühl entspricht es, daß dem Älteren vor dem an Lebensjahren Jüngeren ein Vorzug eingeräumt werde, indem, wie der junge Antilochos es ausdrückt, die Götter noch immer die reiferen Jahre ehren,[1] oder, wie Iris zu Poseidon sagt, die Erinyen stets auf der Seite des Älteren stehen.[2] Diese höhere Bewertung des auch nur relativ Älteren steigert sich natürlich zur Hochachtung vor dem Alter selbst, seiner höheren Erfahrung und geklärten, leidenschaftslosen Betrachtung der Dinge.[3] Doch mischt sich in die Anerkennung der Vorzüge des Alters ein leises Mitgefühl, das die Schwäche, ja oft Hilfsbedürftigkeit des Greises in dem aufstrebenden Jüngling oder dem in der Fülle seiner Kraft stehenden Manne erweckt. So entsteht jenes Gefühl, das Helena vor Priamos als ehrfürchtige Scheu bezeichnet,[4] ein Ausdruck auch für die Empfindung, die man dem Schutzflehenden entgegenbringt. So begegnet man überall in unsrer Dichtung bei edeldenkenden Menschen nicht nur äußerer Ehrerbietung, sondern wirklicher Ehrfurcht vor dem Alter. Wie jene ein Gebot feinerer Sitte,

[1] Ψ 787 f. — [2] O 204. — [3] Γ 109 f. — [4] Γ 172 (vgl. Φ 75).

so ist diese ein Zeichen wahrer Herzensbildung. Wie die schwärmerische Liebe zu einem Freunde bei den Hellenen, und, wie wir sahen, schon zur Zeit Homers, etwas von dem Kultus mittelalterlicher Frauenminne hat, so darf man die Aufmerksamkeit, die dem hohen Alter bei ihnen erwiesen wird, vielleicht mit der zarten Rücksicht vergleichen, mit der bei uns ritterliche Männer dem schwachen Geschlecht zu begegnen pflegen. Nestor erfreut sich der ihm allgemein zuteil werdenden Ehrungen als einer ihm zukommenden Gabe des jüngeren Geschlechts[1] und tröstet sich damit über den Verlust seiner Jugendkraft. Im Vertrauen auf seine Jahre will Priamos nach Hektors Fall aus der Stadt zu Achill eilen, da er wohl Scheu habe vor seinem Alter und Mitleid mit dem Greise,[2] und als er später sein Vorhaben ausführt, findet er wirklich diese Gesinnung bei ihm. Da er sich dem Jünglinge zu Füßen wirft, springt dieser bewegt von seinem Sitze auf. Die Erinnerung an den eignen geliebten, vielleicht auch hilfsbedürftigen alten Vater[3] läßt ihn vergessen, daß der Erzeuger des Mannes vor ihm liegt, der ihm das größte Leid zugefügt hat, er sieht nur den schwachen Greis, es jammert ihn, wie der Dichter sagt, seines greisen Hauptes und weißen Bartes, und er richtet ihn ehrfürchtig empor.[4] Es ist ein Zeichen roher Gesinnung, die dem Alter geschuldete Ehrerbietung zu verletzen oder gar seiner zu spotten, wie Aias dem Idomeneus lieblos die Schwächen des Alters vorhält.[5] Auch eine so rücksichtslose Natur wie Agamemnon vergißt doch nicht der Ehrerbietung gegen das Alter; vor allen andern Fürsten zeichnet er den greisen Nestor aus.[6] Daß ihm gleichwohl die wahre Ehrfurcht vor dem Alter fremd ist, beweist wiederum sein brutales Verhalten gegen Chryses, auf dessen hohe Jahre der Dichter gewiß nicht ohne Absicht wiederholt hinweist.[7]

Noch einer dritten Pietätsverletzung aber, die ihm fast noch mehr verdacht wird, macht sich der Atride dadurch schuldig: der Mißachtung des Priesters. Es ist das einzige Mal, daß ein Vertreter des Priesterstandes in der

[1] Ψ 647 ff. — [2] X 419. — [3] Ω 486 ff., 507. — [4] Ω 515 f. — [5] Ψ 476 ff. — [6] B 21. — [7] A 26, 33.

Ilias handelnd auftritt, nicht in Ausübung seines Amtes, aber doch versehen mit den Abzeichen seiner Würde.[1] In der homerischen Welt herrscht eine durchaus weltliche Richtung in der Auffassung aller Lebensverhältnisse, sie kennt keinen mächtigen, im Alleinbesitz der Kenntnis ritualer Formen befindlichen Priesterstand. Selbst zu wichtigen religiösen Handlungen, wie der Verrichtung der Opfer bei Verträgen, bedarf man seiner nicht. Nichts liegt also dem homerischen Menschen ferner als eine devote Verehrung desselben. Aber gerade weil der Priester so machtlos ist, den Unbilden dieser waffengewaltigen adligen Herren ausgesetzt, hat er Anspruch auf rücksichtsvolle Schonung und ehrerbietige Behandlung. Steht er doch unter dem besonderen Schutz seines Gottes. Diesen in seinem Diener zu verletzen wird sich der Fromme scheuen. In der Tat sehen wir ja, wie Apoll die Sache seines Priesters gegen Agamemnon aufnimmt und ihm völlige Genugtuung und mehr als Gewährung seiner Bitte erzwingt.

Was von dem Priester gesagt ist, gilt auch für den Seher. Auch er ist ein Liebling des Gottes, von ihm hat er seine Gabe.[2] Aber er ist ebenso schutzlos wie jener gegen Gewalttätigkeiten der Mächtigen. Darum fürchtet Kalchas die Rache des Atriden, als er einen Spruch zu verkünden hat, der diesem nicht genehm sein kann,[3] und wagt erst zu reden, als ihn ein Fürst seines Schutzes versichert hat, auf dessen starken Arm er sich verlassen darf. Freilich entgeht er auch so nicht einer Flut von so heftigen wie unbilligen Vorwürfen von seiten des erzürnten Königs.[4] Es leuchtet aber ohne weiteres ein, daß der Mann, der den Willen der Götter den Menschen kundtut, vor allen andern mit zarter Rücksicht und frommer Scheu behandelt werden sollte, damit er ohne Menschenfurcht zu sprechen vermöge. Denn darin unterscheidet sich der Stand des Sehers von dem des Priesters, daß des ersteren Einfluß weiter reicht, daß er vor wichtigen Entscheidungen, in schwierigen Lagen auch von den Gewaltigen dieser Erde angerufen wird und diese sich seinem Spruche beugen.

[1] *A* 14 f., 28. — [2] *A* 72. — [3] *A* 80 ff. — [4] *A* 105 ff.

Drittes Kapitel.

Tief in der menschlichen Natur begründet ist der Glaube, daß die unsichtbaren Wesen, die in Himmelshöhen walten, dem Menschen durch auffallende Erscheinungen in der ihn umgebenden Natur, besonders durch gewisse Zeichen am Himmel Botschaft senden oder auch durch Ahnungen und Träume zu ihm reden. In der homerischen Welt, wo die Menschen ganz von dem Gefühl durchdrungen sind, daß die Götter aufmerksam und teilnehmend auf sie herabschauen, ja daß sie sich in die gemeinsten menschlichen Händel einmischen, herrscht noch dieser Glaube fast unbeschränkt, und der Dichter hat von diesem wirksamen Motiv aus der Welt des Ahnungsvollen und Wunderbaren einen reichlichen Gebrauch gemacht. Seine Menschen achten auf jeden Wink der höheren Mächte, sie beobachten die Himmelserscheinungen,[1] Donner und Blitz und vor allem den Flug der hoch in den Lüften kreisenden Raubvögel, und finden darin bei ihrem Handeln Warnung und Drohung oder Ermutigung und Verheißung. Besonders in Augenblicken wichtiger Entscheidung ist man geneigt, seine Entschlüsse durch gerade erscheinende göttliche Zeichen (*σήματα, τέρατα*) leiten zu lassen. Kluge Führer wissen diesen Glauben des Volks an Wunderzeichen geschickt für ihre Zwecke zu benutzen. Indem Odysseus die Achaier zum Ausharren vor Ilios zu bestimmen sucht, erzählt er ihnen jene auffallende Begebenheit beim Opfer vor der Abfahrt des Heeres von Aulis, die nach Kalchas' überzeugender Deutung nunmehr ein baldiges Ende des Krieges erwarten läßt,[2] und Nestor beruft sich in derselben Absicht auf die günstigen Zeichen, die Zeus dem Heere bei seiner Ausfahrt durch Blitze gesandt habe.[3] Natürlich sind sie selbst von der Zuverlässigkeit dieser göttlichen Wahrzeichen und ihrer Deutung fest überzeugt. So will auch Hekabe, voll banger Befürchtung bei dem Entschluß ihres greisen Gemahls, zu dem Lager der Griechen zu fahren, sich nur zufrieden geben, wenn diesem vor seiner Ausfahrt ein glückverheißendes Zeichen erscheine, und Zeus sendet ihm

[1] *A* 75 ff. — [2] *B* 299 ff. — [3] *B* 350 ff.

auf sein Gebet einen mächtigen Adler, der ihm Sicherheit und Erfolg verbürgt.[1] Man sieht also, der Glaube der Menschen an die Bedeutsamkeit solcher Zeichen ist wohlbegründet: in dem Reich der Götter, in dem der Dichter so gut zu Hause ist wie auf Erden, bedient man sich ihrer wirklich, um den Sterblichen den göttlichen Willen zu offenbaren. So sehen wir Zeus auch durch Donner und Blitz die Menschen ermutigen oder schrecken und ihren Sinn nach seinem Wunsche lenken.[2] Freilich weiß Homer auch davon zu erzählen, wie der Gott sich dieser Mittel bedient, um die Menschen zu betören. Dem Oberkönig selbst sendet der Göttervater einen trügerischen Traum, in dessen Banne dieser den Achaiern vorschlägt den Kampf zu beginnen, der so ganz anders ausgeht, als der Gott es ihm im Traume vorhergesagt hat. Allerdings ist den Menschen diese Doppelnatur der Träume, deren sich der Gott bald in guter, bald in schlimmer Absicht bedient, nicht unbekannt. Nestor setzt deshalb in die Verläßlichkeit des Traumes, dem Agamemnon so fest vertraut, an sich Zweifel, und nur weil es der König selbst ist, der das Traumgesicht gehabt hat, will er seine Bedenken fallen lassen.[3] Er zweifelt nicht daran, daß die Träume von der Gottheit gesandt werden — auch der Traum kommt von Zeus, sagt Achill[4] —, sondern nur, ob im einzelnen Falle diese den Menschen zum Guten leiten oder zu seinem Schaden verleiten will.

Es gibt aber auch Fälle, wo die Zweifel weiter reichen. Priamos spricht es geradezu aus, daß er der Seherkunst mißtraue. Er sagt zu Hekabe, wenn ein Seher oder Priester ihn aufgefordert hätte, die gefahrvolle Fahrt ins griechische Lager zu unternehmen, so würde er sich sehr besinnen, ja eher dadurch zurückgeschreckt worden sein, aber er vertraue der unmittelbaren Botschaft des Zeus, das heißt doch, der Stimme seines Herzens.[5] Es liegt in der Natur der Sache, daß überall, wo der Glaube herrscht, einmal der Zweifel wach wird. Besonders die Mantik kann nichts Zwingendes haben. Sie ruht auf so unzuverlässigem Grunde, daß der Glaube an sie kein zuversichtlicher sein kann, daß er den

[1] Ω 314 ff. — [2] Θ 133 ff., 170 f. — [3] B 80 ff. — [4] A 63. — [5] Ω 220 ff.

Zweifel in seinem Schoße birgt. Dazu kommt, daß der Deutung ein so weiter Spielraum gelassen ist, daß den Erklärungen der Deuter, besonders wenn es sich um Zukünftiges handelt, etwas so Willkürliches anhaftet, daß freiere Geister dadurch veranlaßt werden können sie abzulehnen, ja sich von der ganzen Mantik abzuwenden. Diese Erwägung dient zur Beurteilung des Verhaltens Hektors, als er sich anschickt, den Graben vor dem griechischen Schiffslager zu überschreiten beim Erscheinen des bekannten Wahrzeichens: des Adlers, der eine Schlange in seinen Fängen hält, dann aber, von ihr gestochen, sie zur Erde fallen läßt und laut kreischend seinem Neste zufliegt. Selbst befangen von dem mächtigen Eindruck, den dieses Zeichen auf unsre Phantasie macht, verwundern wir uns nicht, daß die vordringenden Troer dadurch aufs äußerste erschreckt werden. Sie zweifeln nicht, daß es ein von Zeus gesandtes Wahrzeichen sei, und schenken der einleuchtenden Deutung des klugen Polydamas Glauben, daß es ihnen nach anfänglichem Sieg schlimmen Verlust und Niederlage vorausverkünde. Der Verlauf der Ereignisse gibt den Worten des Deuters recht. Es soll wirklich nach der Absicht des Dichters eine göttliche Warnung für Hektor sein; dieser aber will sich dadurch nicht aufhalten lassen, er leugnet das Bindende der Wahrzeichen, er will sich nicht kümmern um die Vögel, mögen sie nach rechts oder links, nach Morgen oder Abend fliegen, höher gilt ihm die Offenbarung des göttlichen Willens in seiner Brust.[1] Er setzt der Ungewißheit des ängstlich auf göttliche Winke achtenden, befangenen Menschenherzens die Sicherheit entgegen, die dem Manne die wohlerkannte Pflicht verleiht. Homer ist weit davon entfernt, Hektor aus dieser Gesinnung einen Vorwurf zu machen. Stellt er sich auch als Dichter voll und ganz auf den Boden des Volksglaubens, den er wirkungsvoll für seine dichterischen Zwecke benutzt, so erhebt sich doch sein großer, freier Geist hoch über die abergläubischen Vorstellungen seiner Zeit, und er erblickt in ihnen so wenig das Wesen der Frömmigkeit, daß vielmehr gerade Hektor, der so schroff die Verbindlichkeit

[1] M 235 ff.

der Vogelzeichen für das Handeln der Menschen ablehnt, von dem höchsten und vorurteilsfreiesten Richter, von Zeus selbst, als der frömmste aller Helden gepriesen wird, der ihm deshalb besonders lieb im Herzen sei.[1]

Zeus begründet sein Urteil damit, daß Hektor es nie an den schuldigen Opfern habe fehlen lassen, wie ihm ja auch Ilios vor allen Städten wert ist, weil sein Altar dort niemals an Gaben leer war.[2] Auf solche Frömmigkeit führt es Priamos zurück, daß sein Sohn noch im Tode von den Göttern geschützt werde, und er spricht das beherzigenswerte Wort: „Ja, es ist gut, den Unsterblichen die gebührenden Gaben zu bringen."[3] Es ist das der naivste Ausdruck der Gottesfurcht. Durch Darbringung von Gaben, insbesondere durch eifriges Spenden und Opfern, bezeugt der Sterbliche seinen Dank für die Lebensgüter, die die Gottheit ihm spendet. Und diese nimmt jene Gaben gern entgegen, sie erfreut sich der Gesinnung, in der sie ihr dargebracht werden. Die Götter sind eifersüchtig auf ihre Macht und zürnen, wenn der Mensch ihrer vergißt. So hatte einst Artemis wegen Vernachlässigung ihrer Gottheit den Aitolern jenen riesigen Eber gesandt, der ihre Fluren verwüstete.[4] Poseidon verdenkt es den Achaiern, daß sie nach Vollendung der um ihr Lager aufgeführten Befestigung den Göttern keine Hekatomben geschlachtet haben.[5] Doch solche Fälle sind selten. Die homerischen Menschen sind ein frommes Geschlecht, sie lassen die Götter nicht darben. Spenden und Opfer begleiten als fromme Gewohnheit des Einzelnen Dasein, und auch die öffentlichen Altäre ermangeln nicht der Opfergaben. Bei allen wichtigen Ereignissen im Leben der Völker, wo man Grund hat sich der Himmlischen zu erinnern, fallen ihnen zu Ehren die Stiere und Lämmer, vor der Schlacht, bei Verträgen, in gottgesandtem Unglück, damit man ihre Hilfe, ihre Bürgschaft, ihre Versöhnung gewinne.[6] So bringt auch der Einzelne, wenn er des Beistands der Gottheit bedarf, ihr seine Gaben, um sie gnädig zu stimmen; meist jedoch bedient er sich alsdann der Form des Gelübdes, indem er

[1] *Ω* 66 ff. — [2] *J* 44 ff. — [3] *Ω* 425 ff. — [4] *I* 533 ff. — [5] *H* 450. — [6] *B* 421 ff., *Γ* 268 ff., *A* 315 f., 458 ff.

entsprechende Geschenke, eine Hekatombe junger Lämmer, ein jähriges Rind mit vergoldeten Hörnern und dergleichen verspricht für den Fall, daß der Gott seine Bitte erhöre.[1] Natürlich zieht das Vergessen oder die Vernachlässigung eines solchen Gelübdes den schweren Zorn der beleidigten Gottheit nach sich, und weil dies doch öfter vorkommen mochte, ist die erste Frage nach der Ursache eines plötzlich auftretenden unerklärlichen Unheils die, ob etwa ein Gott wegen einer ihm vorenthaltenen Hekatombe grolle.[2]

Der größere oder geringere Eifer in dieser Art der Verehrung der Himmlischen gilt diesen, wie schon angedeutet, als der Maßstab für die Frömmigkeit der Menschen, die sie ihrerseits mit einem entsprechenden Maß ihrer Zuneigung belohnen. Diese Anschauung führt aber leicht zu dem Glauben, daß man durch gewissenhafte Erfüllung seiner religiösen Pflichten einen Anspruch auf den Dank der Gottheit sich erwerbe. Etwas Werkheiligkeit steckt ja in den meisten Menschen. So erinnern denn auch die homerischen Menschen die Götter, wenn sie deren Hilfe anrufen, gern an ihre frommen Werke. Chryses beruft sich, als er Apolls rächenden Arm zum Beistand erbittet, auf den Tempel, den er dem Gott erbaut, auf die Stiere und Ziegen, die er ihm geschlachtet.[3] In der Kampfesnot gemahnt Agamemnon den Schlachtenlenker Zeus daran, daß er auf der Fahrt nach Ilios an keinem seiner Altäre vorübergefahren sei, ohne ihm Opfer von Rindern darzubringen,[4] und in gleicher Bedrängnis gedenkt Nestor der Gaben, die man dem Gott in Argos für glückliche Heimkehr geweiht habe.

So macht sich der selbstgerechte Mensch aus dem, was er im eigensten Interesse oder im Gefühl der den Göttern geschuldeten Dankbarkeit getan hat, ein Verdienst, das diesen dankenswert erscheinen müsse.

Diese Verflachung des religiösen Bewußtseins zeigt sich natürlich auch beim Gebet, das, wie das Opfern, ursprünglich ein Bekenntnis der Abhängigkeit von höheren Gewalten ist,

[1] *J* 119 ff., *Ψ* 872 f., *K* 292 ff., *Z* 308 ff. — [2] *A* 65, *E* 177 f. — [3] *A* 40 f. — [4] *Θ* 238 ff.

deren Beistand der Mensch durch seine Bitte gewinnen will. Die Gewohnheit zu beten beruht in der homerischen Zeit auf der Anschauung von der Menschenähnlichkeit der Götter, daß ihr Sinn so wenig unbeugsam sei wie der der Sterblichen, daß diese durch demütige Bitte auf den Willen der Himmlischen Einfluß zu gewinnen, ihren Sinn zu wenden vermögen,[1] da es ihrem Hoheitsgefühl schmeichelt, als Helfer und Erretter angerufen zu werden. Der homerische Mensch wendet sich deshalb in jeder Lebenslage, in welcher er sich von den unsichtbaren Wesen über ihm bedingt fühlt, an diese mit seinem Gebet. Da sie aber nach Auffassung der Zeit das menschliche Leben bis ins kleinste leiten, da sie nicht nur den Erdgeborenen alles Gute geben, ihnen Kraft und Mut verleihen, sondern auch den Zufall beherrschen, ja die Gedanken und Entschließungen der Menschen nach ihrem Willen lenken, so ist ihre Macht über diese allerdings unbeschränkt und das Abhängigkeitsgefühl der Sterblichen unbegrenzt. Darum sind die Anlässe zum Gebet außerordentlich mannigfaltig. Vor allem natürlich ruft man die Gottheit an in Not und Bedrängnis um Beistand und Rettung, um Befreiung und Erleichterung von Übeln. Als die Troer auf dem Schlachtfeld den furchtbaren Tydiden nicht mehr abzuwehren vermögen, flehen die Frauen feierlich Athene in ihrem Tempel an, sie möge mit ihnen selbst und den unmündigen Kindern Mitleid haben und den Bedränger der Stadt verderben.[2] Mitten im Toben der Schlacht bittet ein hervorragender griechischer Held, der vergebens dem Ansturm der Feinde Widerstand leistet, besonders trostlos, weil ein dichter Nebel Finsternis um ihn her verbreitet, Zeus wenigstens um einen freundlichen Sonnenblick.[3] Wer sich in Gefahr begibt, unterläßt es nicht, durch ein frommes Gebet die Hilfe der Götter herbeizurufen. Vor der Schlacht opfert und betet der Einzelne für sich um glückliche Errettung vom Tode und der Heerführer für alle um Sieg.[4] Aias, im Begriff sich zum gefährlichen Zweikampf mit Hektor zu rüsten, ersucht seine Freunde für ihn

[1] *I* 497 ff., vgl. *O* 203. — [2] *Z* 304 ff. — [3] *P* 645 ff. — [4] *B* 400 f., 411 ff.

zu beten.[1] Auf seinem nächtlichen Gang nach dem troischen Lager vergißt der kluge Odysseus nicht, als er in der Dunkelheit über sich das Geschrei eines Reihers vernimmt, ein Zeichen, das ihm seine Schutzgöttin Athene gesandt hat, diese um Rückkehr nach glücklicher, ruhmreicher Tat anzuflehen, welchem Gebet sein Begleiter, der kühne Diomedes, sich sogleich anschließt[2] — ein Beweis, daß auch der unerschrockenste Held es nicht verschmäht, wenn er einer Gefahr entgegengeht, sich des Beistandes und Schutzes der Gottheit zu versichern. Um so mehr wird der hilflose Greis in ähnlicher Lage schützende Götter anrufen. „Es ist gut, zu Zeus die Hände zu erheben, ob er sich erbarme", sagt Priamos frommen Sinnes zu seiner Gattin,[3] im Begriff die gefährliche Fahrt in das Lager der Griechen zu wagen, um Hektor zu lösen, und er bittet den hohen Gott, des Peliden Sinn so zu lenken, daß er ihn freundlich aufnehme und ihm Mitleid erzeige.[4] Eine ganz ähnliche Bitte richten Odysseus und Aias, am Strande des Meeres hinwandelnd, an Poseidon; er soll ihnen, die gesandt sind, Agamemnons Botschaft Achill zu überbringen, Kraft geben, des stolzen Helden Sinn umzustimmen.[5] Aber nicht nur um Schutz und Sicherheit, um Beistand und Erfolg wird der Gott angerufen: wem Rache das Herz schwellt, der wünscht auch Unheil und Verderben auf den Feind herab, wie der schwergekränkte Priester, der zu seinem Gotte die Hände emporstreckt und ihn bittet, mit seinen Geschossen seine Beleidiger heimzusuchen.[6] So ruft Achill in tiefem Unmut seine göttliche Mutter, daß sie Zeus anflehe, ermöge, um ihren Sohn zu rächen, den Achaiern schwere Niederlage und Schmach von den Troern senden. Jeder lebhaft empfundene Wunsch, dessen Erfüllung von höheren Gewalten abhängt, wird schließlich zum Gebet. „Gib, Vater Zeus, daß den Aias das Los trifft oder des Tydeus Sohn oder den König selbst der goldreichen Mykene", so rufen die Achaier zum Himmel emporschauend, als um den Kampf mit Hektor das Los geworfen wird.[7] Auch aus geringfügigen Anlässen, auch wo man sich

[1] *H* 193 f., 201 ff. — [2] *K* 277 ff. — [3] *Ω* 301. — [4] *Ω* 308 f. — [5] *I* 183 f. — [6] *A* 37 ff. — [7] *H* 177 ff.

auf sich selbst verlassen könnte, erbittet man des Gottes Hilfe. Der Krieger, im Begriff die Lanze zu entsenden oder den Pfeil loszudrücken, bittet wohl um guten Erfolg für seinen Wurf oder Schuß.[1] In den Wettspielen sucht der Kämpfer gern im Augenblick der Entscheidung durch ein kurzes Gebet die Gunst der Gottheit zu erringen.[2] Selbst hier, wo doch die persönliche Tüchtigkeit und Geschicklichkeit erprobt werden soll, verbietet es das Selbstgefühl nicht, die Hilfe von oben anzurufen.

In dem, was der Mensch von der Gottheit erbittet, offenbart sich sein Charakter und die größere oder geringere Reinheit seiner Gesinnung. Es ist ein stolzes Gebet, das Agamemnon nach seiner Entzweiung mit Achill an Zeus richtet, er möge die Sonne dieses Tages nicht untergehen lassen, ehe Ilios genommen und ein Raub der Flammen geworden sei, Hektors nackter Leib aber vom Speer zerrissen im Staube liege,[3] ein ungemessener Wunsch, der des angerufenen Gottes Zustimmung nicht finden kann. Pandaros versucht es sogar in seiner Torheit, da er den Pfeil auf Menelaos richtet, durch ein Gebet — natürlich vergebens — den hohen, reinen Gott, der den Bogen führt, zu bestimmen, ihm bei seinem Eidbruch tätige Hilfe zu leisten.[4] Selbstisch sind die Wünsche der Betenden fast alle. Doch die Höchststehenden unter den Helden sehen wir nicht für sich, sondern für ihre Lieben die Hände zu Zeus erheben. In feierlichem, rührendem Gebet ruft Achill den Gott seiner Heimat an, seinem in den Tod ziehenden Patroklos Ruhm und Heimkehr zu gewähren,[5] und noch ergreifender ist das Gebet Hektors, in dem er seinem unmündigen Knaben für eine ferne Zukunft Heldenkraft und Heldengröße wünscht, der Mutter, wie er so zart und selbstlos sagt, zur Freude.[6] Aber auch diesen Bitten wird wie jenen selbstsüchtigen Gewährung nicht zuteil.

Denn nicht auf die Reinheit der Gesinnung des Betenden kommt es an, ob ihm ein Wunsch gewährt oder versagt wird. Höhere Rücksichten, Absichten der Weltregierung oder Schicksals-

[1] *Γ* 349 f., *Λ* 119 ff. — [2] *Ψ* 770 vgl. *Ψ* 872 f. — [3] *B* 412 ff. — [4] *Δ* 119 ff. — [5] *Π* 233 ff. — [6] *Z* 481.

beschlüsse zwingen wohl den Gott, den Bitten sein Ohr zu verschließen; oft bestimmen ihn dazu auch persönliche Interessen, und zuweilen vermag einen alten Groll, eine heftige Ungnade der Gottheit das inbrünstigste Gebet nicht zu überwinden. So bleibt oft genug ein Gebet ohne jede Wirkung, oder es wird doch die Hauptsache dem Bittenden versagt.[1] Natürlich aber überwiegen die Fälle, in denen der Gott gnädig die Bitte erhört. Und wie sollte es anders sein, da der Dichter sich nicht mit dem Glauben seines Volks in Widerspruch setzen darf, das an der Wirksamkeit des Gebets im allgemeinen nicht zweifelt. Die herrschende Überzeugung spricht in der Dichtung der junge Antilochos in naiver Weise aus, der da meint, Eumelos hätte beim Wagenrennen zu den Göttern beten sollen, dann hätte ihn kein Unheil betroffen und er wäre nicht als letzter zum Ziel gekommen.[2]

Es ist sehr menschlich, daß bei solchem Glauben das Gebet, worauf wir schon (S. 83) hingewiesen haben, oft ganz äußerlich nur als ein Mittel betrachtet wird, sich des göttlichen Beistands zu versichern. Von einer eigentlich religiösen Stimmung des Betenden verspürt man meist sehr wenig. Es genügt zur Frömmigkeit, sich der eignen Unzulänglichkeit stets bewußt zu bleiben und, wie wir es besonders bei Odysseus sehen, jedesmal, wo es nötig ist, zur rechten Zeit die Gottheit anzurufen. Die Frömmigkeit erscheint so fast wie ein Stück Lebensklugheit. Ja, das Gebet nimmt wohl gar den Charakter des Geschäftsmäßigen, eines kaufmännischen Handels an. Es ist oben erwähnt, daß Aias, damit beschäftigt, zum Zweikampf die Waffen anzulegen, die Seinen bittet an seiner Statt zu beten. Schon diese Stellvertretung berührt eigentümlich. Wenn er seine Freunde aber in aller Stille dies tun läßt, damit die Troer es nicht merken,[3] so mutet uns das wie eine echte Bauernschlauheit an, die den Gegner heimlich zu übervorteilen trachtet, und daran kann auch der Umstand nichts ändern, daß der selbstbewußte Held sich sogleich solcher Überlistung schämt und die Genossen offen zu beten auffordert. Neben solcher äußerlichen

[1] *B* 419 f. — [2] *Ψ* 546 f. — [3] *H* 195.

Auffassung religiöser Formen findet man freilich auch jene tiefere Religiosität, die nie vergißt, daß die Himmlischen den Erdgeborenen ein Gegenstand frommer Verehrung sein sollen. Wenn Hektor, aus der Schlacht heimgekehrt, trotz der Bedrängnis der Seinen sich weigert, mit blutbefleckten Händen dem Zeus zu spenden und zu ihm zu beten,[1] so spricht sich darin ein echt religiöses Gefühl aus. Das Händewaschen vor dem Gebet[2] ist ihm keine nichtige Form, über die sich der Freidenkende leicht hinwegsetzen würde, er achtet den tieferen Sinn, der in den heiligen Bräuchen liegt. Seiner Vorstellung von der Würde der hohen Himmelsgötter entspricht es, daß der Mensch sich ihnen nur in Ehrfurcht und Reinheit nahen darf. So haben die Helden unsrer Dichtung ein ganz verschiedenes inneres Verhältnis zur Gottheit; nicht nur ihre Tapferkeit, auch ihre Frömmigkeit bietet einen Maßstab für die Bewertung ihrer Persönlichkeit.

Wahre Frömmigkeit ist Ehrfurcht vor den Himmlischen. Sie findet einen schlichten Ausdruck in den oben angeführten Worten des gottesfürchtigen Priamos: „Es ist gut, zu Zeus die Hände zu erheben, ob er sich erbarme."[3] Die beiden Empfindungen, die den Herzschlag aller Religion ausmachen, Demut und Zuversicht, kommen hier zu Worte. Letztere allerdings bei dem vom Unglück heimgesuchten alten Manne etwas zaghaft. Aber in frischen, kräftigen Naturen wird wohl ein fröhliches Vertrauen auf helfende Götter zur Grundstimmung des Lebens. Diomedes spricht das kurz und treffend in dem bekannten Wort aus, Pallas Athene lasse ihn nicht fliehen;[4] und ein andermal, als er dem verzagten, zur Flucht ratenden Agamemnon erklärt, er werde bleiben, wenn es sein müsse, auch allein, bis Ilios gefallen, begründet er das mit den Worten: „Mit der Gottheit sind wir ja gekommen."[5] Das ist echte Heldenfrömmigkeit. Vorübergehend zeigt sich diese Zuversicht auf den Beistand der Himmlischen, von denen Heil und Sieg, Mut und Kraft kommt, auch bei Hektor; ja, sie nimmt bei keinem Helden einen so großartigen Charakter an wie bei ihm während seines Siegeslaufs. Er wird nicht müde,

[1] *Z* 266 ff. — [2] vgl. *Π* 230. — [3] *Ω* 301. — [4] *Σ* 256. — [5] *Ι* 48 ff.

sich auf Zeus als seinen Schützer zu berufen. Im Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten schreibt er die Erfolge seiner Kraft und seiner Kühnheit dem Einwirken der Gottheit zu und fühlt sich siegend im Bunde mit dem hohen Gott, der der Sterblichen Geschicke lenkt.

Jedoch liegt es in dem Wesen der griechischen Religion, die eine alle Menschen mit gleicher Liebe umfassende, allen hilfreiche Gottheit nicht kennt, daß nicht das unerschütterliche Vertrauen auf der Götter Beistand, sondern die demütige Unterwerfung unter ihren Willen, was er dem Menschen auch auferlege, die erste Erfordernis tieferer Religiosität ist. Der Mensch muß sich bescheiden mit dem Maß von Glück, das die Götter ihm gönnen, so gering es sein mag; „denn so haben die Himmlischen es dem armen Menschen bestimmt, leidvoll zu leben, sie selbst aber sind ohne Sorgen".[1] Das ist der Inhalt jener ergreifenden Unterredung des jungen, aber leiderfahrenen Achill mit dem schwergeprüften Priamos. Selbst wenn ein früher Tod ihm beschieden ist, wird der wahrhaft fromme Mensch ihm mit ruhiger Ergebung ohne Anklagen gegen die Gottheit entgegengehen, wie der Pelide, der dem sterbenden Hektor, da er ihm sein nahes Ende voraussagt, gelassen erwidert: „Mein Geschick werde ich empfangen, wenn Zeus es vollenden wird und die andern Götter."[2] Dieselbe Ergebung in den Willen der Götter, die ihn früher beschützten, nur schmerzlicher, trostloser, tönt uns aus Hektors Worten entgegen, als er sich durch Athenes Trug in die Hand Achills gegeben sieht.[3] Resignation ist auch der Grundton seines berühmten Gesprächs mit Andromache, in dem er der liebenden Gattin seine tiefinnere Überzeugung ausspricht, daß Ilios' Schicksalstag nahe bevorstehe, und dann auf das unabänderliche, jeder menschlichen Einwirkung entzogene Walten des Schicksals hinweist, dem die Sterblichen unterworfen seien.

Wie der fromme Mensch sein Geschick aus der Hand der Gottheit, die des allmächtigen Schicksals Willen erkundet und ausführt, in Demut empfängt, so ist er ihr auch in allem, was sie ihm befiehlt, willigen Gehorsam schuldig.

[1] *Ω* 525 f. — [2] *Χ* 365 f. — [3] *Χ* 297 ff.

Denn wie könnte er den hohen Wesen, die mit Wunderkraft walten, zu trotzen wagen! Den Willen der Götter kann der Mensch nicht wenden, auch der stärkste nicht, denn sie sind viel mächtiger als er. Das ungefähr sind die Worte, mit denen Nestor dem Diomedes zur Flucht vor dem von Zeus begünstigten Hektor rät.[1] So hochgespannt der Helden Selbstgefühl auch ist, so stolz sie ihr Haupt erheben, so hoch sie den Wert ihrer Persönlichkeit anschlagen, wo immer sie sich mit ihresgleichen messen: mit den Göttern wollen sie sich nicht vergleichen, deren Ehre und Macht ist viel höher als die ihre,[2] und so beugen sie sich ihrem Willen in Demut. Zwar weiß die griechische Sage von nicht wenigen zu erzählen, die sich ihres Glücks mit Vermessenheit gegen die Gottheit rühmten oder, auf ihre Geschicklichkeit pochend, diese zu einem Wettstreit herausforderten, oder auch von solchen, die sich, ihrer Kraft überhebend, auch ohne der Götter Beistand, ja wider ihren Willen ihr Ziel erreichen wollten: indessen solchen Fällen von Verletzung der Pietät gegen die Himmlischen begegnen wir in der Ilias kaum, ein so hochfahrender Sinn ist ihren Helden fremd. Nur einmal vergißt sich Diomedes im Blutrausch einen Augenblick gegen Apoll, wird aber durch des Gottes Zuruf rasch zur Besonnenheit zurückgebracht.[3] Selbst Achill, der stolzeste, selbstbewußteste, unbändigste aller Heroen, fügt sich auch im Überschwang der Leidenschaft doch sofort dem Gebot der Göttin, die besänftigend zu ihm tritt. „Euer Wort", so sagt er, „muß man achten, auch im Zorn. Das ist gut. Wer den Göttern folgt, den erhören auch sie."[4] Und seiner Mutter, die ihm Zeus' Auftrag überbringt, er solle Hektors Leib dessen Vater zurückgeben, erklärt er, so schwer der Entschluß ihm werden mag, ohne Zögern: „So sei es, wenn Zeus im Ernst also befiehlt."[5]

In beiden Fällen übt die Gottheit einen sittlichen Einfluß auf den Helden aus, sie führt ihn zurück von der Leidenschaftlichkeit zur Selbstbeherrschung und von der Grausamkeit zur Menschlichkeit. Was bei diesem Bevorzugten, dem Sohn

[1] Θ 143 f. — [2] I 498. — [3] E 432 ff. — [4] A 216 ff. — [5] Ω 139 f.

der Göttin, der Dichter auf das persönliche Eingreifen befreundeter Gottheiten zurückführt, seine Selbstbesinnung und Selbstüberwindung, das soll bei gewöhnlichen Sterblichen der bloße Gedanke an das Dasein und die Gesinnung der Himmlischen bewirken. Stets ihrer Hoheit eingedenk zu sein, ist eine Forderung, die an den besonnenen Menschen gestellt wird. So heißt Priamos den Achill, als er in sein Zelt gekommen ist, Ehrfurcht haben vor den Göttern;[1] und diese Mahnung bleibt von ihm nicht unbeachtet, ängstlich hütet er sich davor, ein Frevler an der Gottheit zu werden, indem er sich an dem Schutzflehenden vergreife.[2] Auch Antilochos, der durch sein nicht einwandfreies Verhalten den Menelaos beim Wettrennen überholt hat, will sich, zum Schwur aufgefordert, nicht gegen die Gottheit versündigen und ist bestrebt sein Unrecht wieder gut zu machen.[3] Die Furcht vor dem Unwillen der Götter ist wie die Scheu vor dem Tadel der Menschen, wovon früher (S. 30) die Rede war, ein wirksamer Antrieb zu besonnenem und gerechtem Handeln.

Die Götter sind die Hüter des Rechts und der Ordnung auf Erden, und auch jene feinere Sittlichkeit, die wir in unsrer Dichtung wahrgenommen haben, steht unter dem Schutz des höchsten Gottes. Das Gefühl für Recht und Unrecht, das die Menschen beseelt, verleihen sie auch ihren Göttern und verlangen von ihnen, daß sie eine strenge Gerechtigkeit üben, die das Gute belohne, das Böse bestrafe. Sie sind erfüllt von dem Bewußtsein, daß ihr Tun und Lassen jenen Wesen, die die Strafgewalt über sie haben, nicht unbemerkt bleibt und sie deshalb die strenge Richtenden fürchten müssen. In einem Gleichnis wird der Strafe gedacht, die Zeus über Menschen verhängt, welche das Recht von ihrem Markte vertreiben, sich um seine Strafaufsicht nicht kümmernd.[4] Aber auch in der Handlung selbst ist oft genug von dem Strafamt der Götter die Rede. Vor dem Zweikampf zwischen Paris und Menelaos bitten Achaier wie Troer den Zeus, er möge den unterliegen lassen, der all das Unheil verschuldet habe.[5]

[1] Ω 503. — [2] Ω 570. — [3] Ψ 591 ff. — [4] Π 385 ff. — [5] Γ 319 ff.

Besonders wird natürlich, wem selbst schweres Unrecht geschehen ist, seiner Überzeugung von der Gerechtigkeit der Himmlischen beredten Ausdruck geben. So bittet Menelaos zu Beginn des eben erwähnten Zweikampfs, ehe er den Speer entsendet, den Zeus um Sieg zur Warnung für die Späterlebenden, den Gastfreund zu hintergehen,[1] und als der Kampf nicht den Verlauf zu nehmen scheint, den er erwartet hat, da bricht das tief in seinem Herzen wurzelnde Gerechtigkeitsgefühl mächtig hervor, so daß er den großen Gott, der die Menschenschicksale lenkt, unmutig ob seiner verderblichen Gesinnung schilt.[2] Dieser Vorgang wiederholt sich später in der Schlacht, wo der Held zuversichtlich die Hoffnung ausspricht, Zeus werde Ilios wegen der verletzten Gastfreundschaft vernichten.[3] Ganz ähnlich ist die Wirkung, die der Vertragsbruch des Pandaros auf die Griechen ausübt. Wenn Zeus auch nicht sofort den Frevel räche, so ruft Agamemnon als ihr Wortführer aus, der Tag werde doch kommen, wo Ilios sinke, wo der Gott, grollend über die Hinterlist, seine dunkle Ägis schüttele gegen die Stadt, deren Männer mit Weib und Kind der Rache verfallen seien.[4] Diese Zuversicht auf die unausbleibliche göttliche Strafe der Vertragsbrüchigen sucht er dann, und ebenso Idomeneus, in der Schlacht bei den Kriegern mit flammenden Worten zu entfachen.[5] Gerade der Meineidige, der ja bei der Eidesleistung die Götter feierlich angerufen hat, ihn aufs schwerste zu strafen, wenn er den Eid breche,[6] untergräbt die festeste Stütze, auf der die menschliche Gesellschaft ruht, und verhöhnt die Majestät der ewigen Wesen, die anzurufen er sich vermessen hat. Darum ist die allgemeine Überzeugung, daß ihm die Götter viel Leid senden im Leben und noch nach dem Tode.[7]

Damit scheint nun aber die Tatsache in Widerspruch zu stehen, daß die Götter selbst die Menschen zu Handlungen verführen, die nach menschlicher Vorstellung ihre Rache heraufbeschwören müssen. Nach dem feierlich beschworenen Vertrag zwischen Achaiern und Troern sucht Athene den Pandaros

[1] *Γ* 351 f. — [2] *Γ* 365. — [3] *N* 624 f. — [4] *Δ* 160 ff. — [5] *Δ* 235 ff., 270 f. — [6] *Γ* 298 ff. — [7] *Τ* 264 f., *Γ* 278 f.

auf, um ihn zum Eidbruch zu verleiten, und ihrem verführenden Wort gelingt es auch, den Harmlosen zu betören.[1] Zur selben Zeit führt Aphrodite die widerstrebende Helene, die nach dem Vertrag ihrem früheren Gatten wieder zugefallen ist, dem schönen Verführer fast mit Gewalt zu erneutem unerlaubtem Liebesgenusse zu.[2] Die Annahme solcher Verführung der Menschen durch die Gottheit ist eine Konsequenz jener Anschauung, deren schon früher gedacht ist, daß sich die Bedingtheit des Menschen von Mächten außer ihm nicht auf äußere Zufälligkeiten und auf das, was wir sein Schicksal nennen, beschränke, sondern daß auch sein Handeln und die innere Welt des Geistes von ihnen mit Zaubergewalt gelenkt werde.[3] Darauf beruht zum großen Teil das Geheimnis des Waltens der menschlich gedachten Götter bei Homer. Wie jeder kluge Gedanke dem Einwirken der Götter zugeschrieben wird,[4] so sind sie es auch, die den Menschen zur Torheit und Unbesonnenheit verleiten, die seinen Verstand trüben, seine Einsicht verdunkeln, daß er das Rechte nicht erkennt. Besonders solche Entschlüsse und Handlungen, die etwas Unbegreifliches haben, ist man geneigt auf Eingebungen der Götter zurückzuführen. Als Glaukos dem neugefundenen Gastfreund seine kostbare Rüstung zum Tausche darreicht, ohne zu bedenken, welch schlimmen Handel er damit macht, da sagt der Dichter, der solche Vernachlässigung des eignen Vorteils nicht zu verstehen scheint, Zeus hatte ihm die Besonnenheit ganz genommen.[5] Ebenso mag eine Täuschung, in der der Mensch zu seinem Schaden dahinlebt, wenn er sie als solche plötzlich erkannt hat, von ihm als eine Verblendung durch die Gottheit aufgefaßt werden. So klagt Agamemnon, Zeus habe ihn in schlimme Betörung verstrickt, da er ihm vorgespiegelt, er werde Ilios zerstören, obwohl dieses Ziel weiter als je gerückt sei.[6] Wie hier die Trübungen des Intellekts, so sind in den oben angeführten Beispielen und anderwärts Verdunklungen des sittlichen Bewußtseins das Werk der die Menschen lenkenden göttlichen Mächte; die Betörung führt dann zu einer Ver-

[1] *Δ* 104. — [2] *Γ* 390 ff. — [3] *I* 183 f., *Ω* 308 f. — [4] *Δ* 55, *Θ* 218. — [5] *Z* 234. — [6] *B* 111 ff.

letzung der moralischen Ordnung, zu Sünde und Unrecht. Wie groß die Macht der göttlichen Betörung, der Ate, auf Erden ist, das geht daraus hervor, daß dieser Verderberin so häufig in den Gesprächen der Menschen gedacht wird. Zweimal wird sie uns dargestellt in treffender Allegorie. Sie ist Zeus' ehrwürdige Tochter, die alle Betörende, die über die Erde hinschwebend der Menschen Häupter berührt, um ihnen Schaden zu bringen;[1] sie ist eigenmächtig und allzu schnell, in ihrem Gefolge schleichen die Bitten, um wieder gut zu machen, was jene verschuldet hat, und wer diesen nicht nachgibt, der verfällt seinerseits zu seinem Schaden der schlimmen Ate.[2]

Von jeher sind die Menschen geneigt gewesen, auf den vollen Besitz des höchsten, aber auch verantwortungsvollsten Gutes, das ihnen zuteil geworden ist, auf den Vollbesitz der Willensfreiheit, zu verzichten. Auch der homerische Mensch beschränkt, indem er den Göttern einen so weitgehenden Einfluß auf seine Entschließungen zugesteht, selbst den Umfang seiner sittlichen Freiheit. Dadurch könnte nun leicht auch seine Zurechnungsfähigkeit aufgehoben erscheinen. Aber das ist keineswegs die Meinung des frei- und großgesinnten Dichters. Ihm sind seine Helden freie Persönlichkeiten, die für ihr Handeln die volle Verantwortung tragen. Jene göttlichen Einwirkungen, die nach dem Volksglauben Macht über den Menschen gewinnen, haben doch nichts Zwingendes; es sind Versuchungen, denen der Mensch seinen freien Willen entgegensetzen kann, keine Nötigungen. Als Aphrodite Helene zum Lager des Paris ruft, da empört sich ihr sittliches Gefühl dagegen,[3] und sie will der Versucherin nicht folgen, ja, in ihrer Entrüstung begegnet sie der Göttin mit bitterem Hohne — das einzige Mal, wo in unsrer Dichtung ein Mensch der den Göttern geschuldeten Ehrfurcht vergißt. Erst durch die Drohung der erzürnten Göttin wird sie bewogen, ihren Widerstand aufzugeben. Aber es ist klar, daß sie das nicht hätte zu tun brauchen. So fehlt denn auch den homerischen Menschen keineswegs das Gefühl der Verantwortlichkeit für ihr Tun und Lassen. Aber freilich versuchen oberflächliche Naturen

[1] *T* 91 ff. — [2] *I* 505 ff. — [3] *Γ* 410 ff.

die im Volke herrschende Anschauung von der Beschränkung des menschlichen Willens durch den übermächtigen Einfluß der Gottheit zur Rechtfertigung ihres Handelns zu benutzen. Solange Agamemnon unter dem Druck der schlimmen Folgen seiner Unbesonnenheit steht, ist auch sein Verantwortlichkeitsgefühl geschärft, und im Bemühen, den Achill zu versöhnen, legt er unumwunden ein Bekenntnis seiner Schuld ab.[1] Nachdem sich sein Gegner aber wieder zur Teilnahme am Kampf entschlossen hat und die Gefahr für die Achaier und für ihn selbst dadurch beschworen ist, möchte sich der selbstsüchtige Fürst am liebsten ganz von der Schuld rein waschen, und er schiebt die Verantwortung für seinen Zwist mit Achill den Göttern zu. Was habe er denn tun sollen, fragt er ganz naiv, da doch der Gott alles, wie er wolle, zum Ziele führe.[2] Während hier die volkstümliche Auffassung von der Bestimmbarkeit des Menschen durch den göttlichen Willen zur Selbstentschuldigung benutzt wird, dient sie edleren Naturen zu nachsichtiger Beurteilung der Handlungsweise andrer. „Nicht du bist mir schuld", sagt Priamos zu Helene, „die Götter sind schuld, die Ilios den schlimmen Krieg haben senden wollen."[3] Aber das ist nicht die Anschauung der schönen Frau selbst, die nicht müde wird, um ihres Fehltritts willen sich anzuklagen und zu verwünschen.[4] Und so sind alle tieferen Naturen weit entfernt, die Schuld für ihre Fehler außer sich zu suchen. Achill verwünscht die Leidenschaftlichkeit, die dem Menschen so leicht eingehe und so schwere Stunden bereite,[5] und Hektor klagt sich an wegen seiner Vermessenheit, die ihn gutem Rat unzugänglich gemacht habe.[6]

Es fehlt also den homerischen Menschen keineswegs das Verantwortlichkeitsgefühl. Ihr Selbstbewußtsein weiß nichts von einer Nötigung von außen, es gibt ihnen die Gewißheit der Freiheit in ihrem sittlichen Handeln. Und ebensowenig, wie der Beistand einer Gottheit, wenn sie ihres Lieblings Kraft und Mut erhöht, dessen Wertschätzung als Helden bei uns zu vermindern vermag, kann ihre Einwirkung auf die

[1] *I* 116. — [2] *T* 86 ff. — [3] *Γ* 164 f. — [4] *Γ* 173 ff., 180, *Z* 344 ff., 356, *Ω* 764. — [5] *Σ* 107 ff. — [6] *Χ* 104.

Entschließungen eines Menschen im Guten oder im Schlimmen unser Urteil über ihn als sittliche Persönlichkeit irgendwie beeinflussen. Darüber hoffe ich noch später einmal in anderem Zusammenhang ausführlicher handeln zu können, wie auch über einen zweiten Punkt, der hier noch gestreift werden muß.

Jenen im Herzen der Menschen lebendigen Glauben an die unparteiische Gerechtigkeit, mit der die Götter ihres Strafamts walten sollen, scheint der Dichter, der doch im Rate der Himmlischen heimisch ist, nicht zu teilen. Nicht nur, daß diese, wie oben bemerkt, selbst die Menschen zum Frevel verleiten, sie empfinden auch nicht immer den tiefen Unwillen gegen den Frevler, den der fromme Wahn des Erdgeborenen ihnen andichtet. Im Zweikampf zwischen Paris und Menelaos rettet Aphrodite ihren Günstling, den schuldigen Paris, aus den Händen seines von ihm schwer beleidigten Gegners.[1] Achill hat trotz der empörenden Mißhandlung, die Hektors Leiche von ihm erfährt, seine Fürsprecher im Olympos;[2] und Ilios fällt, so scheint es, nicht wegen der Frevel des Paris. Zeus opfert es dem Haß zweier unerbittlichen Göttinnen.[3] Gunst und Mißgunst herrschen im Himmel wie auf Erden und unterdrücken oft genug das Gefühl für Billigkeit und Recht. Es ist ja klar, daß den Dichter bei dieser Schilderung der Götterwelt sein unbeirrbarer künstlerischer Instinkt leitete, der ihn mit vollem Rechte warnte, so leidenschaftslose, nur von sittlichen Empfindungen bewegte Götter darzustellen, wie sie das Rechtsbewußtsein der Menschen fordert. Ist er doch auch so weit entfernt, bei der Darstellung der Götterszenen im Olymp stets jene tiefe Ehrfurcht vor der Hoheit der Himmlischen zu bekunden, die allen seinen Helden innewohnt, daß er sie vielmehr mit überlegenem Humor, ja oft mit feinem Spotte und selbst mit derbster Satire schildert. Aber wenn er so die Götter mehr nach unweisem Gutdünken, als nach den strengen Normen des Rechts handeln läßt, gewinnt das Bild des Lebens in seiner Dichtung eine neue Wahrheit. Denn wo gäbe es auf Erden eine so prompt und sicher treffende Vergeltung, daß sie das Herz befriedigte? Wie oft sehen

[1] *Γ* 374 ff. — [2] *Ω* 25 ff. — [3] *Δ* 30 ff.

wir das Recht unterliegen und das Unrecht triumphieren! Auch der homerische Mensch empfindet das wohl, und Agamemnon gibt, als er seine Überzeugung ausspricht, daß der Vertragsbruch sich schwer an den Troern rächen werde, doch dem Zweifel Ausdruck, ob dies so bald geschehen werde.[1]

Gleichwohl weiß der Dichter auch dem sittlichen Gefühl, das eine strenge Gerechtigkeit von den ewigen, die menschlichen Geschicke lenkenden Mächten fordert, völlig Genüge zu tun. Und wie dürfte er, der ein ideales Bild des Lebens aufstellt, Wahrheiten verleugnen, die in der Ideenwelt der Menschheit ein sich stets neu erzeugendes, unvergängliches Leben führen! Finden doch diese ideellen Wahrheiten am letzten Ende auch in der Welt der Wirklichkeit Bestätigung und Gewähr. So sehen wir denn die Gerechtigkeit, die der Mensch bei den Göttern oft vergeblich sucht, gleichwohl in seinem Schicksal mit Ernst und Strenge walten. Zwar weist der Dichter darauf niemals ausdrücklich hin, aber dem aufmerksamen Leser drängt sich diese Wahrnehmung von selbst unzweifelhaft auf. Es besteht in unsrer Dichtung ein inneres Verhältnis zwischen Schuld und Schicksal der Menschen. Um von Pandaros und Dolon zu schweigen, deren Tod wir als die notwendige Strafe, wenn auch nicht Folge, ihrer Frevel empfinden, wie steht Hektors Fall in ursächlicher Verbindung mit seiner Selbstverblendung, und wie furchtbar fällt Achills maßloser Groll auf sein eignes Haupt zurück! Nicht immer sind die Folgen einer Tat so traurig. Zuweilen löst die Beziehung zwischen Schuld und Sühne ein fröhliches Lachen aus. Wir sehen mit Behagen, wie beim heiteren Spiel dem Streit- und Schmähsüchtigen sein Mund recht unfein gestopft wird.[2] Aber bei der in der Ilias vorherrschenden Tragik sind solche Fälle selten. Die Regel ist, daß der Mensch schwer büßen muß für das, was er verbricht. Auch eine geringe Verfehlung bringt Tod und Verderben über den Edlen. Damit wir Patroklos' Tod nicht als ganz unverdient empfinden, muß er eine, wenn auch noch so leichte, Schuld begehen. Und nicht der Schuldige allein hat zu büßen, ein ganzes Volk kann in seine Schuld mit

[1] *Δ* 160 f. — [2] *Ψ* 774 ff.

hineingezogen werden. Die rohe Selbstsucht des Atriden wird zum Unglück für sein Volk, durch schlimme Seuche wird es für seines Oberhirten Frevel gestraft. Dessen heilloser Zwist mit Achill bringt dann Niederlage und schweren Verlust den Achaiern, wie Hektors Vermessenheit den Troern. Vor allem aber rächt sich die schnöde Verletzung der Gastfreundschaft furchtbar an der Stadt, die den Schuldigen in ihren Mauern birgt und schützt. Nicht nur durch den langjährigen Krieg: es ist kein Zweifel, daß Ilios' Stunde bald schlagen wird. Nicht nur Menschen, Freund wie Feind, sprechen das aus tiefinnerster Überzeugung aus, auch Götterzeichen weisen darauf hin, und in den Gesprächen der Himmlischen wird des Schicksalstages der unglücklichen Stadt mit Bestimmtheit gedacht. Kann es eine größere Gewißheit geben? So tritt uns schon in dieser Frühzeit der Menschheit auf dem Boden der Sage jene ernste geschichtliche Wahrheit entgegen, die eine stete Mahnung für die Mächtigen dieser Erde sein sollte: Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi.

Man könnte die Ilias ein Lied von der Nemesis nennen. Um dieses ihres Charakters willen mag sie, die einen unerschöpflichen Gehalt und echten Lebenswert für alle Zeiten hat, eine besonders hohe erzieherische Bedeutung für das Geschlecht gehabt haben, dem sie zuerst gesungen worden ist. Ihre strenge Moral wird auf das empfängliche Herz und die bewegliche Einbildungskraft der damals Lebenden ihres Eindrucks nicht verfehlt haben. Denn noch fehlte es in dieser gesetzlosen Zeit an Schwergewichten, um die Selbstsucht und die Leidenschaften der Menschen daniederzuhalten, wenn anders wir aus den im Epos herrschenden Zuständen einen Schluß auf die Sittlichkeit jener Zeit ziehen dürfen. Eben erst hat dort die Ordnung der Gewalt den Boden abgerungen, eben erst ist ein Grundstock sittlicher Begriffe zu Macht und Ansehen gelangt, die dem eigensüchtigen Streben heilsame Schranken setzen. Aus einer noch ganz jungen Vergangenheit weiß uns der Dichter von Taten blinder Wut und zügelloser Leidenschaft zu erzählen, die selbst der heiligsten Banden, die Menschen verknüpfen, nicht mehr achten. Eine Mutter verflucht ihren

Sohn, der nun seinerseits, unbekümmert um das Geschick der nächsten Angehörigen, seine gewaltige Kraft dem Kampf mit den Feinden seines Volkes entzieht.[1] Ein Vater spricht eine schwere Verwünschung aus gegen seinen Sohn, was in diesem den sündhaften Gedanken wachruft, sich zu rächen und seine Hand mit Vaterblut zu beflecken.[2] So furchtbaren Freveln begegnen wir nun in der Handlung der Dichtung selbst nicht mehr. In der verständigen Unterordnung unter eine geheiligte Sitte, unter deren Schutz die neuen Ordnungen gestellt sind, hat der Mensch angefangen, die Tugend des Maßhaltens, der weisen und besonnenen Selbstbeschränkung zu erlernen. Aber noch immer ist die Ordnung leicht zu erschüttern, noch immer ist die Hybris die Sünde der Zeit. Noch ist Totschlag kein seltenes Vergehen.[3] Im Gefühl seiner Kraft durchbricht der Mensch die ihm gezogenen Schranken, der Eigenwille spottet des fremden Rechts, der Übermut vergißt der Schonung der Schwachen, Hilfsbedürftigen. In dem Widerstreit zwischen den sittlichen Anschauungen der Gesamtheit, die den Einzelnen emporheben und zugleich zügeln, und der natürlichen Selbstsucht mit ihren der Ordnung widerstrebenden Begierden, die ihn herabziehen und mit sich fortreißen, ist die Sittlichkeit der Zeit beschlossen. In diesem Widerstreit bewegen sich die sittlichen Probleme, die uns in den nun folgenden Einzeldarstellungen beschäftigen werden.

[1] *I* 565 ff. — [2] *I* 453 ff. — [3] *Ω* 480 f., *I* 632 f., *Ψ* 87 f.

II. Darstellung einzelner Charaktere.

A. Die Helden der Griechen.

1. Achilleus.

Keine glänzendere Gestalt ist je von eines Dichters Phantasie erschaffen worden als der Heldenjüngling, der im Mittelpunkt der Handlung unsrer Dichtung steht, Achilleus, der Sohn des Peleus und der Thetis. Eine Göttin ist seine Mutter, sein Vater ein Sterblicher. Schon dieser Zug der Sage kündet an, was wir als das eigenste Wesen dieses Menschendaseins empfinden, was uns vorschwebt, wenn wir Achills Namen aussprechen: seine göttergleiche Erscheinung mit der unbändigen Kraft[1] und der dämonischen Leidenschaft und auf der anderen Seite sein leidvolles Geschick und seinen frühen Tod.

Von allen Helden, die vor Ilios' Mauern um Ruhm und Ehre stritten, reicht keiner auch nur von ferne an seine gewaltige Persönlichkeit heran, die fast das Heroenmaß überschreitet. Mit der ihm eignen Leichtigkeit der Charakteristik weiß der Dichter, obwohl er seinen Helden erst zuletzt am Kriege tätigen Anteil nehmen läßt, doch von vorne herein die Überzeugung von dessen unbedingter kriegerischer Überlegenheit, die ja die Voraussetzung für die ganze Entwicklung der Handlung ist, in uns zu erwecken. Wir erfahren, daß Achills Arm es gewesen ist, der die Troer in ihren Mauern eingeschlossen hielt,[2] ehe der unselige Zwist im feindlichen Lager sie mit neuem Mut erfüllte, daß er durch kühne Beutezüge den Schrecken seines Namens verbreitet hat und daß dreiundzwanzig blühende Nachbarstädte seiner Kraft erlegen sind.[3] Seine hervorragende Tüchtigkeit ver-

[1] *A* 280, *Z* 100. — [2] *I* 352 ff. — [3] *I* 328 f.

mag selbst Agamemnon im heftigsten Zorn nicht in Abrede zu stellen,[1] und auf sie weist Nestor, indem er zur Versöhnung mahnt, bedeutsam hin.[2] Nachdem sich dann der Held grollend vom Kampf zurückgezogen hat und eine Weile unserm Gesichtskreis entrückt ist, während andre Helden in den Vordergrund treten, von deren Taten der Dichter mit vollen, satten Farben ein prächtiges Gemälde entwirft, verblaßt sein Bild deshalb in unsrer Erinnerung nicht, denn es strahlt uns immer wieder aus den Reden von Freund und Feind wie aus einem Spiegel mit ungeschwächtem Glanz entgegen. In ihrem Gedächtnis leben Achills Taten fort, und seine Größe bleibt der Maßstab, an dem alles Große gemessen wird. Ein Troer faßt den gewaltigen Eindruck, den die wilde Tapferkeit des Diomedes bei den Seinen hervorruft, bezeichnend in die Worte zusammen, man habe selbst vor Achill nicht so gezittert wie vor jenem.[3] Vor Hektors furchtbarer Stärke weiß Agamemnon seinen Bruder nicht nachdrücklicher zu warnen als durch die Bemerkung, selbst Achill habe es gescheut, im Kampfe ihm zu begegnen.[4] Als dann Patroklos in seines Freundes Waffenrüstung plötzlich in der Schlacht erscheint, bringt die bloße Vermutung, Achill nehme wieder teil am Kriege, Verwirrung in die Reihen der Troer.[5] Einen ähnlichen, nur noch größeren Schrecken rufen dann nach Patroklos' Fall das Erscheinen des Helden selbst — er tritt unbewehrt an den Rand des Grabens — und sein machtvoller Kriegsruf hervor.[6] Die Feinde brechen den Kampf ab und überlassen die Leiche des erschlagenen Helden, die sie schon im Begriffe waren zu erbeuten, den Gegnern. Was hier als ein plötzlich überwältigendes Gefühl die Troer überkommt, spricht in der darauf folgenden nächtlichen Beratung der besonnenste von ihnen als tiefernste Überzeugung aus. Polydamas rät, da durch Patroklos' Tod Achills baldiges Erscheinen unzweifelhaft geworden, sich unter Verzicht auf alles Errungene wieder wie ehedem in die Mauern der Stadt zu verschließen.[7] Es ist das allgemeine

[1] *A* 178, 290 — [2] *A* 280, 284. — [3] *Z* 99. — [4] *H* 113. f. — [5] *II* 278 ff. — [6] Σ 215 ff. — [7] Σ 254 ff.

Bewußtsein, das nur von Hektor und den von ihm mit fortgerissenen Troern eine Zeitlang zu ihrem Verderben vergessen wird: dieser Feind ist unbesiegbar, die Wucht seiner Tapferkeit wirft jeden Widerstand nieder. Großartiger konnte das Eingreifen des Helden in den Kampf nicht vorbereitet werden.

Hinter den hochgespannten Erwartungen, die diese indirekte Charakteristik erregt, bleibt nun die Darstellung der Kämpfe nicht zurück, die gegen Ende der Dichtung Achill noch vorbehalten sind. Kaum scheint es möglich, die glänzende Schilderung der zuvor erwähnten Taten der Heroen zu überbieten, aber des Dichters Phantasie hat zur Verherrlichung seines Haupthelden eine ganz neue Art von Kämpfen aufgespart, in denen neben der überwältigenden Gestalt des einen alle übrigen Helden verschwinden. Wir können sie nicht im einzelnen verfolgen. Die Schlacht ist jetzt nicht mehr ein Ringen annähernd gleicher Kräfte um den Sieg, sondern ein blindwütendes Morden, das nur für kurze Zeit unterbrochen wird durch den grandiosen Kampf des Unbezwinglichen mit den entfesselten Wassern der Flußgötter und das seinen Abschluß findet in der dem Götterliebling vorbehaltenen Erlegung des feindlichen Vorkämpfers. Die Flucht Hektors, der, weil es seine Ehre ihm gebietet, ihn festentschlossen zum Todeskampf erwartet, um dann doch beim Anblick des Gewaltigen von einem furchtbaren Grausen fortgerissen zu werden, ist eine letzte großartige Manifestation der dämonischen Größe dieses Heldenjünglings. Nicht um Hektor herabzusetzen, zu Achills Verherrlichung ist diese ergreifende Szene erfunden.

Kriegerische Tüchtigkeit galt in der heroischen Zeit als erste Mannestugend, und so ist sie auch für Achill die grundlegende Eigenschaft, ohne die seine Persönlichkeit nicht zu verstehen wäre. Welches Bild müssen wir uns von seiner Erscheinung danach machen! Durch gelegentlich hingeworfene Bemerkungen kommt der Dichter noch unsrer Phantasie zu Hilfe. Wir erfahren, daß keines Achaiers Rüstung dem Peliden passen und nur der gewaltige, vielgepriesene Turmschild des Aias ihm genügen würde,[1] daß Patroklos, als er Achills

[1] Σ 192 f.

Rüstung anlegte, doch seine Lanze zurückließ, weil nur er diese zu schwingen vermochte.[1] Den Riegel am Hoftor seiner Lagerhütte schieben drei Männer vor und zurück, Achill aber handhabt ihn allein.[2] Und mit dieser gewaltigen Kraft verbindet er die größte Gewandtheit, die ihn befähigt, es den schnellsten Helden im Laufe zuvorzutun.[3] Dem verdankt er ja seinen bekanntesten Beinamen. Aber er ist nicht nur der größte, stärkste, gewandteste, sondern auch der schönste von allen Helden. Selbst den gepriesenen Nireus überstrahlt er an Schönheit des Leibes.[4] Dem Eindruck seiner gewaltigen, jugendlich schönen Erscheinung kann sich selbst Priamos, dem er so tiefes Weh bereitet hat, nicht entziehen, er muß ihn ansehen und seine göttergleiche Bildung bewundern.[5] Seine mächtige Stimme, wenn er sie zum Kriegsruf erhebt, klingt ehern, wie Trompetenschmettern, weithin durch das Getöse der Schlacht.[6] Aber er versteht auch zum Klang der Leier von Ruhmestaten der Helden zu singen und erleichtert im Unmut sein Herz durch die Macht der Töne.[7] Und wie ihm allein von den Fürsten des Sängers Kunst verliehen ist, so eignet ihm auch die phantasievolle Sprache des Dichters. Durch die strömende Fülle der Bilder, der Gleichnisse unterscheidet sich seine Rede von der aller übrigen Personen unsrer Dichtung.[8] Als Cheirons Zögling endlich ist er vertraut mit der Kraft heilbringender Kräuter, und er vermag es, die Kunst der Ärzte auszuüben.[9] So hat die Natur ihren ganzen Reichtum von Gaben über ihn ausgegossen. Der alle überragende Held ist zugleich der geistvollste, vielseitigste und, im Sinne jener Zeit, gebildetste unter allen seinen Landsleuten.

Aber diese herrliche Menschenerscheinung ist einem frühen Tode verfallen. Erfüllt es uns immer wie Wehmut, wenn wir das Schöne dem strengen Gesetz erliegen sehen, das ihm auf Erden bestimmt ist, so rührt uns Achills Geschick um so mehr, weil er als Sohn der Göttin volle Gewißheit hat über

[1] *H* 140 ff. — [2] Ω 453 ff. — [3] Ψ 791 f. — [4] *B* 673 f. — [5] Ω 629 f. — [6] Σ 219 ff. — [7] *I* 186 ff. — [8] *I* 323 ff., *H* 7 ff. Σ 109 f., Ω 527 ff. — [9] Δ 831 f.

ein Los, das freilich jeder, der um hohen Ruhm kämpft, vor Augen haben muß. Indem er gleich nach seinem ersten Auftreten diesen Gedanken schmerzlich ausspricht, sehen wir von Anfang an den Lebenswürdigen im Banne des Todes.[1] Doch nicht hierin allein liegt die Tragik seines Loses. Nicht nur daß der Schatten der Todesahnung schon früh seine Seele umdüstert, es bleibt ihm auch in seinem kurzen Leben nichts erspart, was edlen Menschen das Schicksal als Schwerstes auferlegen mag. Was Menschenbrust in ihren Tiefen schmerzvoll erregt, der Götterjüngling muß es erleben, durchkosten. Ergreifend ist seine Klage, wie die seiner Mutter, daß ihn, den zum frühen Tode Bestimmten, auch noch die schwerste Kränkung treffen muß.[2] Und dann folgt auf die Schmach der Verlust des Liebsten, was er auf Erden besitzt. Wahrlich sein Lebenslenz ist kein sonniger, Nachtfröste und Rauhreif zerstören die Blüten seines Glücks.

Diese Ehrenkränkung und dieser Seelenschmerz sind die beiden Hebel der Handlung, sie sind zugleich die Ausgangspunkte für die Entfaltung des großartigen Charakters unseres Helden, von dem wir bisher nur die Außenseite kennen gelernt haben, die körperlichen und geistigen Gaben, die ihm die Natur verschwenderisch verliehen, nicht seine inneren Eigenschaften, sein eigentliches Wesen, das nicht minder großartig von dem Dichter aufgefaßt ist und das nur ein Kenner wahrhaft großer Menschennatur so gestalten konnte. Da ist nichts Niedriges, nichts Gemeines; alles zeugt von einem edlen, großen Herzen. Freilich, es erscheinen auch Züge, die uns seinen angeborenen Edelmut oft vergessen lassen, Taten geschehen, die uns zuweilen mit Abscheu und Entsetzen vor ihm erfüllen; aber auch sie sind nicht nur als Offenbarungen einer ungewöhnlichen Kraft staunenswert, sondern sie werden geadelt durch die wahrhaft hochherzige Gesinnung, aus der sie hervorgehen. Es sind Fehler der Maßlosigkeit, die ihre dreifache Begründung hat in der urwüchsigen Kraft des ganzen Zeitalters, dem die homerischen Helden angehören, in dem stürmischen Charakter des Jünglingsalters, in dem Achill

[1], [2] *A* 352 ff., 414 ff.

steht, und vor allem in der Überkraft seiner eignen heroischen Natur. Es sind die tiefen Schatten, die dieser Lichtgestalt erst ihre volle sinnliche Wahrheit verleihen, und uns die Tragik seines Lebensschicksals zugleich erträglicher machen.

Achills Edelsinn tritt uns sogleich in der Szene entgegen, durch die ihn der Dichter in die Handlung einführt. Ihn jammert die Not des Heeres, das den Pfeilen des ergrimmten Gottes erliegt. In der Hoffnung, es lasse sich vielleicht die Ursache des Zornes der Himmlischen ermitteln und eine Abwehr des Unheils finden, beruft er die Versammlung des Heeres, was doch dem Oberkönig vor allem obgelegen hätte, der die Schuld trug an dem Untergang des Volkes. Als nun Kalchas, der den Grund des göttlichen Zornes wohl nennen könnte, zu sprechen sich nicht erkühnt, weil ihm die Gemütsart des Mächtigen, gegen den er sich wenden müßte, nur zu wohl bekannt ist, da nimmt der Held, frei von jeder Menschenfurcht, den Seher in seinen Schutz. Und mit der gleichen Unbefangenheit tritt er dem König entgegen, als dieser für das von ihm zum Wohle der Gesamtheit verlangte Opfer die unbillige, weil ohne Ungerechtigkeit nicht durchführbare, Forderung auf Ersatz stellt. Da aber sein Widerspruch nur den Erfolg hat, daß der selbstsüchtige Fürst um so mehr auf seinem Sinne besteht und, was man ihm weigert, mit Gewalt sich verschaffen zu wollen erklärt, sei es auch die Ehrengabe des Peliden selbst oder eines andern der Edelsten, da braust der leicht erregbare, jede Ungerechtigkeit hassende, von hohem Selbstgefühl erfüllte Jüngling in heftigem Zorne auf, und gewohnt, rückhaltlos zu sagen, was er denkt und empfindet, hält er seine Vorwürfe nicht zurück und droht im Gefühl erlittener Kränkung den Übermütigen zu verlassen. Der Zwist erreicht seinen Höhepunkt, als der König, gereizt durch die selbstbewußte Sprache seines Gegners, das, was er zuvor als bloße Möglichkeit angedeutet hat, nunmehr mit Bestimmtheit ankündigt, er werde jenem das Mädchen nehmen, das die Achaier ihm als Ehrenpreis zuerteilt hatten. Diese Drohung muß das hochgespannte Ehrgefühl des Helden, den schon der Gedanke an die Möglichkeit, daß sie ausgesprochen

werden könnte, in tiefster Seele verletzt hat, tödlich treffen. Aber in der Glut wildester Leidenschaft bleibt er Herr seiner selbst, bleibt er gerecht. Der Versuchung, den Schimpf an dem Verhaßten blutig zu rächen, widersteht er — der Dichter macht uns den inneren Kampf seiner Seele durch das Zwiegespräch mit Athene anschaulich — er begnügt sich, indem er nur durch Schmähworte seinem erregten Herzen Luft macht, in stolzem Selbstbewußtsein den Schwur zu tun, daß man dereinst umsonst die Blicke sehnsuchtsvoll nach ihm richten werde. Und so weit geht er in seiner Selbstüberwindung, daß er erklärt, er werde um die Sklavin nicht kämpfen, da sie ihm die nähmen, von denen er sie als Geschenk erhalten. Er betrachtet die Sache lediglich vom Standpunkt der Ehre. Jeden andern Besitz würde er mit blutiger Tat verteidigen, wenn der König ihn anzutasten wagen sollte. Das erklärt er nachdrücklichst; denn man soll ihm nicht als Furcht auslegen, was er nur aus der zartesten Empfindung für Ehre zuläßt und in dem Bestreben, alles Unrecht dem Gegner zuzuschieben. Dementsprechend beträgt er sich mit höchster Mäßigung gegen die Herolde, die der unbesonnene Fürst entsendet, seine Drohung wahr zu machen. Der Großgesinnte läßt die unschuldigen Werkzeuge des königlichen Willens nicht entgelten, was nur ihrem Herrn zur Last fällt.

Als dann aber Briseis mit den Boten des Königs ungern dahin gegangen ist, sehen wir ihn die Einsamkeit aufsuchen. Am Strande des Meeres läßt er sich nieder, und sein Blick schweift über die unermeßliche See. Tränen entfallen seinen Augen. Wir verstehen, was in seinem Innern vorgeht. Selbst den Herzlosen drückt Undankbarkeit nieder, und unverdiente Kränkung stimmt ihn weich. Dieser Jüngling aber, dem soeben im Angesicht des ganzen Heeres eine schwere Beleidigung, ein harter Undank widerfahren ist, besitzt ein ungemein reiches Gemüt und ist für jede zarte Regung der Seele empfänglich. Ruhm und Ehre sind ihm des Lebens höchste Güter. Hat er doch, wie wir später aus seinem eignen Munde erfahren,[1] zwischen Ruhm und Leben zugunsten des

[1] *I* 410 ff.

ersteren entschieden, indem er ein kurzes Leben mit herrlichem Nachruhm wählte, da es ihm freistand, ein langes, friedliches, aber ruhmloses Leben zu führen. Darum muß ihm, der das hohe Bewußtsein in sich trägt, der beste zu sein von allen Achaiern und mehr getan zu haben als die andern alle, die erlittene Mißachtung heißen Schmerz im Busen erregen. Das Gefühl der Schmach, verstärkt durch die Gewißheit eines frühen Todes, entlockt ihm die bitteren Zähren und macht ihn des Trostes bedürftig. Wie menschlich ist das alles gedacht und gefühlt! Aber wer vermöchte ihn zu trösten, der zu stolz ist, vor Menschen andre als heroische Empfindungen zu zeigen, der selbst vor dem trautesten Freunde diese zartesten Regungen seiner Seele verschließt! Die göttliche Mutter taucht aus dem Schoß des Meeres empor, und wir sehen sie bald — ein wunderbar ergreifendes Bild! — den Helden, vor dem alle zittern, wie ein Kind herzen und trösten.

Aber dieser Trostbedürftige würde nicht Achilleus sein, wollte er sich in wehmütiger Resignation dem Schmerz seiner Seele hingeben. Daß ihm Leid geschieht, erweckt seinen Zorn. Seine ganze Natur lehnt sich empört auf gegen die ihm widerfahrene Beschimpfung. Zugleich mit dem tiefen Weh, das sein Herz erfaßte, ward in ihm der Gedanke an künftige Vergeltung geboren. Athene hat diesen, so stellt es der Dichter dar, zuerst ausgesprochen und ihn dadurch von der sofortigen Befriedigung seines aufwallenden Rachgefühls abgehalten. Dieser Gedanke hat ihn, wie schon berichtet, in der Hitze des Streits die Fassung bewahren lassen und ihm das stolze Wort eingegeben, die Achaier würden noch seiner mit Sehnsucht gedenken. Jetzt spricht er der Mutter den Wunsch aus, es möge ihm Genugtuung werden durch den Sieg der Troer, es möge Agamemnon durch Leiden zur Erkenntnis seiner Betörung kommen. Thetis trägt des Sohnes Wunsch dem höchsten Gotte vor, und dieser nickt mit dem Lockenhaupt Gewährung. Aber die Erfüllung des Versprechens kann der Natur der Sache nach nur ohne jedes Zutun des Gekränkten erfolgen. Untätig muß der Tatendurstige seine Tage verbringen, unbefriedigt im

tiefsten Herzen, das sich sehnt nach Kampfruf und Schlacht.[1] Sich zu zerstreuen, singt er von dem Ruhm der Helden,[2] aber seine Gedanken kehren immer wieder zu dem zurück, was ihm widerfahren ist, „es wälzt sich die ewige Betrachtung des Geschehenen um sein Haupt". So nährt er von Tag zu Tag den finsteren Groll, der nach seinem eignen Geständnis in der Menschenbrust wächst wie wirbelnder Rauch.[3]

Inzwischen entscheidet das Schlachtenglück für die Troer. Es kommt die Stunde, wo die Griechen in Bedrängnis sich seiner erinnern und die edelsten Männer des Heeres zu ihm entsenden, um ihn zu versöhnen durch überreiche Sühnegaben, die ihm der Beleidiger anbieten läßt. Aber Achill muß die angetragene Versöhnung ausschlagen, will er sich nicht selbst untreu werden. Daß ihm eine glänzende Genugtuung zuteil wird, daß durch die Sendung seine verletzte Ehre völlig wiederhergestellt wird, hat für ihn keinen Wert mehr, da er, wie er mit stolzer Befriedigung sagt, einer höheren und einer dauernden Ehre gewürdigt ist durch die Fügungen des Zeus.[4] Sein Rachgefühl, das immer brennender geworden ist, will befriedigt sein. Von Anbeginn hatte er unzweideutig die Absicht ausgesprochen, in der Stunde, wo die Griechen seiner bedürften, sich ihnen zu entziehen.[5] Wie könnte da ein Wille wie der seine durch freundliche Worte, zumal die die Not gelehrt hat, und durch noch so viele Gaben umgestimmt werden! Aber er weiß auch jetzt sehr wohl zwischen Sache und Person zu unterscheiden. Die Gesandten empfängt er höflich, ja mit Herzlichkeit und erfüllt ritterlich die Forderungen der Gastlichkeit. Doch hindert ihn das nicht, ihnen mit aller Entschiedenheit auf ihre Ansprachen zu antworten. Er bleibt fest auf seinem Sinne. Die meisterhafte Rede des klugen Odysseus sowohl wie die herzbewegende Bitte des alten Phoinix fallen völlig zu Boden. Höchst charakteristisch ist insbesondere die Erwiderung auf des ersteren Rede. Indem er mit der Erklärung des höchsten Hasses gegen alle Unwahrhaftigkeit beginnt, erhält seine Absage, die unmittelbar darauf folgt, die

[1] *A* 491 f. — [2] *I* 189. — [3] Σ 109 f. — [4] *I* 607 ff. — [5] *A* 240 ff. 338 ff.

Bedeutung eines unabwendbaren Entschlusses. Zugleich bürgt dieses Wort für die Aufrichtigkeit der später dargelegten Empfindungen. Es ist vor allem das tiefe Gefühl des Unrechts, das man ihm, der zu jeder Aufopferung bereit war, angetan hat, was jenen Entschluß hervorruft. Zugleich erfahren wir — und dies späte Geständnis ist besonders rührend — daß Agamemnon durch die Entführung der Briseis nicht nur seinen Stolz beleidigt, sondern auch seinem Herzen wehe getan hat. Vorher hatte er von seiner Neigung sich nichts merken lassen. Nicht zum zweitenmal will er sich dem Undank des Atriden aussetzen. Die Fürsten mögen sehen, wie sie Hektor von den Schiffen abwehren, der sich früher kaum aus Troja hervorwagte. Die Aussicht auf den Ruhm, ihn zu töten, kann ihn nicht locken, er will mit Hektor nicht kämpfen. Vielmehr kann man ihn am nächsten Tage auf dem Meere der Heimat zufahren sehen. Was er dorthin mitnimmt und was er dort vorfindet, ist ihm genug. Der Sühnegaben, die ihm geboten sind, bedarf er nicht, ja sie wären ihm zuwider, weil sie von dem kommen, den er noch immer aus vollstem Herzen haßt. Nicht die Schätze von Orchomenos, vom hunderttorigen Thebe können ihm die Schmach aufwiegen, die er erlitten. Auch die Hand der Tochter Agamemnons, vereinigte sie selbst die Vorzüge der Aphrodite und Athene, verschmäht er; eine Gattin, die ihm gemäß ist, wird er in der Heimat finden. Weil ihm seine Heldenlaufbahn durch Kränkung der Ehre verleidet ist, malt er sich den ruhigen Genuß des Lebens, des kostbarsten von allen Erdengütern, aufs schönste aus. Jetzt ist er geneigt dem langen, ruhmlosen Leben den Vorzug vor dem ruhmvollen, kurzen zu geben.

Die Rede ist ein Meisterstück der Ethopoiie. Alle Empfindungen, die des Helden Herz in den letzten Tagen bewegten, zittern in ihr nach. Immer wieder wird die Entwicklung seiner Gedanken durch die Erwähnung des ihm zugefügten Schimpfes und durch Ausbrüche der Leidenschaft unterbrochen;[1] immer wieder klingt das Bewußtsein seines Werts und die

[1] *I* 316 f., 336, 344 f., 367 f., 375, 392.

Befriedigung über die Wendung der Dinge durch, woran sich sein beleidigter Stolz aufrichtet.[1] Vor allem aber bezeichnend ist es, daß er in vollem Ernst „Gesinnungen vorträgt, die ihm nur durch die augenblickliche Lage und durch seine Leidenschaft angezwungen sind und nicht die seinigen bleiben können", so, was er von dem Wert des Lebens sagt. Um Achill bleiben zu können, muß er aufhören, wie Achill zu empfinden. Dasselbe gilt von seinem Entschluß, nach Phthia heimzukehren. Er hatte, wie bemerkt, gleich zu Beginn seiner Erzürnung damit gedroht,[2] aber seine kriegerischen Neigungen und die Erwartung der Genugtuung hielten ihn an dem Schauplatz seiner Heldentaten zurück. Nun, da er eine solche erlebt, denkt er gewiß seinen Entschluß auszuführen. Aber bald darauf verrät er doch, daß es ihm im innersten Herzen nicht Ernst damit ist; in seiner kurzen Erwiderung auf Phoinix' mahnende Rede bemerkt er, morgen wollten sie beide überlegen, ob es besser sei abzufahren oder zu bleiben.[3] Und in den Worten, die er an den dritten Sprecher, den Telamonier Aias, richtet, sieht er bereits von der Heimkehr ganz ab und läßt die Möglichkeit seiner erneuten Teilnahme am Kampf, allerdings sehr bedingt — falls Hektor es wagen sollte, die Schiffe der Myrmidonen anzugreifen — in der Ferne erscheinen.[4]

Wenn der Dichter so mit großer Feinheit ganz leise auf einen möglichen Umschwung in der Stimmung des Peliden hindeutet, so kommt dies doch den Abgesandten keineswegs zum Bewußtsein. Vielmehr ist der Eindruck, den Achills ganzes Verhalten auf sie macht, der einer völligen Absage. Niedergeschlagen kehren sie, nachdem Achill mit feinem Taktgefühl, aber unzweideutig, das Zeichen zum Aufbruch gegeben,[5] zu dem Rate der Fürsten zurück. Noch zuletzt gegen Aias hatte Achill mit allem Nachdruck seinen Haß gegen Agamemnon ausgesprochen und nicht ohne heftige Erregung gesagt, es schwelle ihm jedesmal der Zorn das Herz, wenn er daran denke, wie jener ihn behandelt habe.[6]

[1] *I* 321 ff., 348 ff, 417 ff. — [2] *A* 169 ff. — [3] *I* 619. — [4] *I* 650 ff. — [5] *I* 620 ff. — [6] *I* 646 ff.

Gleichwohl ist die Entsendung der Abgeordneten nicht ganz ergebnislos. Das, was Achill ersehnt hatte, daß die Achaier umsonst sich seiner erinnern würden, ist eingetroffen. Eine solche Stunde mußte sein Rachgefühl — und dieses richtete sich auch gegen die Gesamtheit der Griechen, weil sie dem Atriden nicht entgegengetreten waren — erleben. Es ist klar, daß eben dadurch sein Herz versöhnlicher, wenn auch nicht gegen den Urheber der Beleidigung, gestimmt werden mußte. Nun wird ihm auch die Untätigkeit, zu der ihn seine Rachbegier verurteilt, immer unerträglicher. So sieht er am folgenden Tage von dem Heck des Schiffes aus mit lebhafterer Teilnahme dem Kampfe zu, der wiederum für die Achaier einen so unglücklichen Verlauf nimmt. Er verschließt nun nicht mehr gänzlich sein von Natur dem Mitleid geöffnetes Herz der Not seiner Landsleute. Ein deutliches Zeichen seines erwachenden Mitgefühls ist die Entsendung des Patroklos zu Nestor und Machaon.[1] Und als dann der Freund in dem Augenblick, da die Bedrängnis der Achaier aufs höchste gestiegen ist, zurückkehrt und in tiefer Erregung ihm bittere Vorwürfe wegen seiner gefühllosen Härte macht, da braust er nicht auf — jeder andere freilich würde durch solchen Vorhalt ihn nur noch mehr in seinem Trotz bestärkt haben — sondern er wiederholt nur, wie entschuldigend, die Gedanken, die ihn Tag und Nacht verfolgen, von dem Unrecht, das ihm durch den Raub der Briseis geschehen,[2] will aber nun das Vergangene ruhen lassen, habe er doch nicht im Sinne gehabt unablässig zu zürnen, vielmehr dem Groll zu entsagen, wenn Kampf und Kriegsgeschrei zu seinen Schiffen dringe.[3] Aber er ist noch keineswegs innerlich frei, noch lebt der Haß gegen den Atriden in ihm unvermindert fort,[4] ja er nimmt am Schluß seiner Entgegnung einen so übertrieben wilden Ausdruck an, wie man ihn wohl in einem früheren Stadium seines Grolles erwarten durfte, jetzt aber kaum noch versteht.[5] So scheut er sich noch in Person auszuziehen, und es ist ihm seines Freundes Vorschlag sehr willkommen, ihn an seiner Statt

[1] *A* 602 ff. — [2] *II* 52 ff. — [3] *II* 60 ff. — [4] *II* 76 f. — [5] *II* 97 ff.

zu entsenden; auch willigt er gern darin ein, daß derselbe sich in seine göttlichen Waffen hülle. Doch kommt ihm dabei der Gedanke, daß durch des Freundes Hilfe sein späteres Eingreifen entbehrlich werden könnte. Noch aber lastet auf ihm die Vorstellung, daß seine Ehre ja noch nicht wiederhergestellt sei; er sieht einer weiteren Genugtuung von seiten der Griechen entgegen[1] und will dereinst als ihr Retter gefeiert sein. Gewiß gönnt er auch dem ausziehenden Freunde Ruhm und Ehre,[2] aber doch nur so weit, daß er ihn selbst nicht verdunkle und ihm die Ehre kürze.[3] Deshalb gibt er ihm die ganz bestimmte Weisung, er solle die Troer aus dem Schiffslager drängen, dann aber umkehren und sie nicht über den Graben verfolgen. Seine Teilnahme für die bedrängten Landsleute ist nun schon so sehr gewachsen, daß, als von dem Schiffe, um das Aias und Hektor so heiß gestritten, die helle Lohe aufflammt, er selbst es ist, der ungeduldig zum Aufbruch mahnt und die Myrmidonen zu schnellerer Rüstung antreibt.[4]

Bald sehen wir Patroklos dahinziehen den Weg zum Ruhm und zum Tod. Achills Halbheit, die Folge seines selbstischen Empfindens, wird dem Freund zum Verderben. Indem er diesen entsendet, gibt er ihn den Wechselfällen des Krieges preis. Wohl kommt ihm dieser Gedanke. Auch deshalb heißt er ihn nicht über das Schiffslager vordringen, damit nicht ein Gott, der die Troer liebe, ihm im Kampfe begegne, wenn er deren Stadt gefährde. Als Patroklos dann hinausgezogen ist der Gefahr entgegen und Achill in seinem Zelt allein zurückgeblieben ist, beschleicht ihn doch eine bange Sorge um den Freund, und er betet zu dem heimischen Zeus um Ruhm für ihn und glückliche Heimkehr. Aber der Gott gewährt nur die erste Bitte. Ein neues Unheil steht Achill bevor, das ihn in den tiefsten Tiefen seiner Seele erschüttern muß, das ihn viel schwerer treffen wird als der Verlust seiner Ehre, denn diese kann wiederhergestellt werden und wird ihm glänzend wiederhergestellt, den toten Freund aber kann niemand wieder zum Leben erwecken.

[1] *A* 609 f. — [2] *II* 84 f, 241 ff. — [3] *II* 89 f. — [4] *II* 126 ff.

Bisher war der Liebe Achills zu Patroklos in keiner Weise gedacht. Der Dichter bedurfte ihrer für die Handlung nicht. Nun aber, wo sie der Haupthebel für die weitere Entwicklung der Ereignisse wird, schildert er sie mit der ihm eignen Kraft psychologischer Darstellung. Sie kündigt sich an in der zärtlichen Sorge, mit der er, den hochheiligen, nur selten zur Spende benutzten Becher in Händen, für den Gefährdeten betet.[1] Doch in ihrer ganzen Tiefe enthüllt sie sich erst, als er ihn verloren hat. Ganz so wie Andromache bei Hektors Tod ist Achilleus völlig ahnungslos, als Patroklos fern von den Schiffen fällt; er lebt der frohen Zuversicht, sein Freund werde heil zu ihm zurückkehren.[2] Erst als er die Achaier flüchtend den Schiffen zueilen sieht, überkommt ihn eine schlimme Ahnung, die Nahrung findet durch ein Wort, das ihm einst seine Mutter vertraut — beim Auszug des Patroklos war es ihm nicht in den Sinn gekommen — es werde der beste der Myrmidonen noch vor ihm in den Staub sinken. Verzweifelnd ruft er aus: „Gewiß ist tot des Menoitios Sohn", und ein leiser Ton des Unwillens klingt aus seinen Worten, daß er seinem Befehle nicht gehorsam gewesen sei.[3] Aber was ist die bangste Ahnung gegen die Gewißheit! Als Antilochos erscheint und ihm nun dasselbe Wort, das er selbst in beängstigender Ungewißheit ausgesprochen, aus fremdem Munde bestätigend entgegenschallt, trifft es ihn mit voller Wucht wie etwas ganz Unerwartetes und raubt ihm die Fassung. Mechanisch vollzieht er jenen uralten, wohl in der Menschennatur begründeten, Brauch der Trauer, ergreift mit beiden Händen den Staub der Erde und streut ihn über Haupt und Kleider, wirft sich zu Boden und rauft das Haar. Wahrer, tiefer Schmerz macht verstummen. So hat der Pelide zuerst kein Wort, keine Tränen; nur ein schmerzvolles Achzen, ein tiefes Stöhnen entringt sich seiner Brust. Antilochos faßt seine Hände, damit er sich im Übermaß des Schmerzes nicht etwa ein Leid antue. Erst als die Mutter aus der Meeresgrotte herbeieilt, die Vertraute seiner Schmerzen, und, sein Haupt umfassend, jammernd nach dem Grund seines

[1] *II* 225 ff. — [2] *P* 401 ff. — [3] *Σ* 13 f.

Leides fragt, da löst sich der ungeheure Krampf, und er findet wieder Worte, die sein Herz erleichtern.

Der namenlose Schmerz, dessen elementare Gewalt der Dichter so schlicht und so natürlich darzustellen versteht, läßt uns mit einem Male die Tiefe der Empfindung erkennen, mit der Achill seinen Freund geliebt hat. Bei ihm aber ist jedes starke Gefühl auch dauernd. Wie einst der Unmut seine dunklen Schwingen immer wieder von neuem um sein Haupt schlug, daß er ihm nicht entrinnen konnte, so nimmt des Freundes Tod jetzt all sein Dichten und Trachten gefangen. Er gibt sich ganz seinem Schmerze hin, will nur ihm leben. Aber der Schmerz wird in Achills Busen ein verderbliches Zürnen,[1] das zu Taten treibt. Die Wolke des Grams, der seine Seele umnachtet, entlädt sich in furchtbaren Wettern. Gleich als er die Nachricht von Patroklos' Tode empfing, ist in ihm der Gedanke der Rache aufgeblitzt. Das erste, was er ausspricht, als er wieder Worte findet, sein Leid zu klagen, ist das Gelöbnis: Hektor muß fallen.[2] Dies Gelöbnis legt er auch, sobald des Freundes Leiche aus der Schlacht zu seinem Zelte gebracht ist, vor diesem selbst ab, die mörderischen Hände auf seine Brust legend, und verspricht ihm außerdem, „erzürnt über seinen Tod", zwölf Troerjünglinge auf seinem Scheiterhaufen zu schlachten.[3] So weiht er sein Leben der Rache, einer Rache, die maßlos ist wie sein Schmerz.

Vordem hatte die Begier, die Kränkung zu rächen, ihn zur Untätigkeit verdammt und nur seinen Trotz, die Unbeugsamkeit seines Willens erwiesen; nunmehr ruft die gleiche Rachbegier seine gewaltige Kraft auf, der Schmerz wird ihm die Quelle männlicher Taten. Um sich in die Schlacht zu stürzen, entsagt er dem Groll gegen Agamemnon; sein Haß gegen diesen wird verzehrt von der stärkeren Flamme des Hasses gegen den gemeinsamen Feind.[4] Erbarmungslos wütet er; die Leichen der gemordeten Troer stürzt er so massenhaft in die Fluten des Skamandros, daß sich der Gott darob aufs höchste erzürnt. Niemand findet Gnade vor ihm, auch der Wehrlose nicht, der sich seiner Großmut anvertraut. Vor

[1] Σ 337, Ψ 23. — [2] Σ 91 ff., 114 f. — [3] Σ 333 ff. — [4] Σ 111 ff.

allem Hektor gegenüber, als er den lange Gesuchten endlich erreicht hat, schweigt jedes menschliche Empfinden. Weit weist er den Vertrag von sich, den dieser ihm vorschlägt, um seinen toten Leib vor Mißhandlung zu schützen. So wenig zwischen Mensch und Löwe, Wolf und Schaf von Vergleich die Rede sein könne, so wenig könnten Todfeinde wie sie miteinander verhandeln. Für die Bitte des zu Tode Getroffenen, seinen Leichnam seinen Eltern gegen hohes Lösegeld zurückzugeben, hat er nur schneidenden Hohn. Selbst wenn Priamos seinen Leib mit Gold aufwiegen wollte, würde er nicht vor dem Schicksal bewahrt bleiben, von Geiern und Hunden zerfleischt zu werden. Demgemäß verfährt er auch. Das Schlimmste ersinnt er, den Toten zu mißhandeln. Mit durchbohrten Füßen an seinen Wagen gebunden, wird Hektor von ihm durch die Ebene geschleift, daß das edle Antlitz durch Staub und Kot gezogen wird, dann jagt er mit ihm dreimal um die Leiche des Patroklos und wiederholt auch nach dessen Bestattung mit dem Frührot jedes Tages diese grausige Handlung an seinem Grab, um dann den geschändeten Toten auf dem Angesicht liegen zu lassen, den Hunden und Vögeln zum Raube. Das sind entsetzliche Taten, die uns das Blut in den Adern erstarren machen. Voll Mitgefühl für den Mißhandelten schauen die Götter dem Frevel zu und verhehlen nicht ihre tiefe Entrüstung gegen den Mann, der ohne Erbarmen und sittliches Gefühl in seiner Wut die stumme Erde schände.[1]

Was die Himmlischen hier aussprechen, ist des Dichters eigenste Empfindung, er selbst schaudert vor den Untaten, die er seinen Helden verrichten läßt. Er hat ihn sich entwickeln lassen nach dem Gesetz seiner Natur und den Voraussetzungen der Handlung. Nun ist der Großangelegte, Edelgesinnte zum Unmenschen, zum Wüterich geworden, nicht anders, wie in der Nibelungensage die holde Kriemhild zur Unholdin wird. Man könnte fragen, ob nicht doch die Schilderung dieses Hasses und dieser Rachbegier übertrieben erscheine, ob nicht dem unbändig-leidenschaftlichen Charakter Achills Elemente beigemischt seien, die ihn von diesem Äußersten der Rache

[1] Ω 44, 54.

hätten zurückhalten müssen. Die Selbstbeherrschung und hohe Mäßigung, die in seinem Streit mit Agamemnon bei aller Unbeugsamkeit hervortraten, und sein Gerechtigkeitssinn, um nicht zu reden von den zarten Empfindungen der Menschlichkeit, die bei ihm, anfangs nur angedeutet, gegen Ende der Dichtung immer reicher zutage treten, sie hätten, sollte man denken, vor einem solchen Ausbruch blinder Wut den Helden schützen müssen. Wer Homer und die Wahrheit der psychologischen Entwicklung seiner Personen kennt, weiß, daß solche Zweifel niemals berechtigt sind, sie müssen uns vielmehr dazu führen, nur noch tiefer die Motive der handelnden Personen zu ergründen und sie ganz verstehen zu lernen.

Gewiß, nichts liegt dem Wesen Achills ferner als unnütze, rohe Grausamkeit. Er übte die Pflicht der Menschlichkeit an dem erschlagenen Feinde. Andromaches Vater Eetion, den er bei Erstürmung der Stadt Thebe getötet hatte, beraubte er nicht der Waffen, sondern verbrannte ihn mit diesen und errichtete über seiner Asche ein hohes Grab.[1] Er zeigte sich auch in der Schlacht milder, als es der Sitte der Zeit entsprach. Er selbst spricht das aus, als in dem Kampf nach Patroklos' Tode der Priamide Lykaon, einst sein Gefangener, seine Kniee umschlingt und unter Berufung auf die einstige Mahlsgemeinschaft und der Schutzflehenden heiliges Recht um Schonung fleht. Ehe Patroklos sein Geschick erfüllte, erwidert er dem Jüngling, habe er gern die Troer geschont und viele lebend gefangen und verkauft, jetzt aber dürfe keiner dem Tode entrinnen, den ein Gott in seine Hände gebe, am wenigsten einer der Priamossöhne. Und nun regt sich doch in seinem Herzen die angeborene Großmut, und es überkommt ihn etwas wie Mitgefühl mit dem Jüngling, der sich seiner Gnade anvertraut, und er redet ihm, da er ihn in den Tod schickt, freundlich zu: „So stirb auch du, Lieber! Was jammerst du deshalb? Siehe, auch Patroklos mußte sterben, der doch viel besser war, als du; und auch ich, der Göttin Sohn, bin einem frühen Tode verfallen."[2] Der so spricht, hat von Natur keine Lust an Mord und Blutvergießen. Und auch

[1] Z 416 ff. — [2] Φ 99 ff.

Rachgier spricht nicht eigentlich aus diesen Worten. Sie lassen vielmehr erkennen, daß ihr Urheber unter dem ungeheuren Zwang einer unabweisbaren Pflicht zu stehen glaubt. Als er dem Lykaon das Schwert in den Nacken stößt, ihn dann am Fuße ergreift und in den Fluß schleudert und, von dieser Arbeit erregt, sich in sarkastischer Rede gegen den Toten ergeht, schließt er diese mit den Worten: „Schlimmer Tod soll euch treffen, bis ihr alle den Tod des Patroklos gebüßt habt, den ihr mordetet, dieweil ich fern war."[1] Das ist es: das Blut des Patroklos heischt das Blut seiner Mörder. Hartherzigkeit erscheint seinem Rächer als Pflicht, Mitleid mit dem Feind als Verrat am Freunde. Und wie um Agamemnons willen das ganze griechische Heer, das doch nur geringe Schuld trug am Verlaufe des Zwistes, leiden mußte, so wird jetzt mit Hektor das ganze troische Heer in das Verderben gezogen. Des Patroklos' Psyche zu erfreuen, müssen zahllose Troer fallen. Alles geschieht zu des Freundes Ehre. So maßlos sein Schmerz war, so maßlos ist sein Bestreben, ihn zu ehren. Dies ist das einzige, was ihn erfreuen kann. So gewinnt er selbst vorübergehend Freude an dem, was seinem Wesen sonst zuwider war. Es ist, als ob er seinen ungeheuren Schmerz übertäuben wolle durch die grausame Lust, dem Freunde immer neue Opfer darzubringen. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, gewinnt auch die Mißhandlung Hektors eine andre Beleuchtung. Wenn er die Leiche immer wieder um das Grab des Freundes schleift, so treibt ihn dazu nicht nur die natürliche Rachsucht, sondern mehr noch der Gedanke, dessen Seele etwas Wohlgefälliges zu tun. Die Pietät gegen den Freund ist der Schlüssel für das Verständnis der Handlungsweise Achills. Er fühlt sich zu all den Ausschreitungen, zu denen ihn sein maßloses Temperament fortreißt, innerlich — unbewußt — nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet. Als er nach all den Gräueln, die er angerichtet, in das Lager zurückkehrt, tritt er an den Toten heran, legt die mörderischen Hände wieder auf seine Brust und ruft ihn an: „Freue dich, Patroklos, auch in des

[1] Φ 133 ff.

Hades Behausung, denn alles vermag ich nun zu erfüllen, wie ich es dir früher gelobt."[1]

Die Maßlosigkeit der Rache wird noch durch das stille Bewußtsein erhöht, daß er an dem Tode seines Freundes die Schuld trägt, wie das in den Worten, die er dem toten Lykaon nachruft, angedeutet ist. Freilich, auch Patroklos selbst ist durch seinen Ungehorsam an seinem Untergang schuld. Das wirft ihm Achill, wie schon früher bemerkt ist, in der Erregung, als ihn die bange Ahnung überkommt, der Freund sei in der Schlacht gefallen, schmerzlich vor.[2] Aber als ihm diese Ahnung zur Gewißheit wird, da verstummt jeder Vorwurf gegen den Freund — man beachte diesen feinen Zug! — und nur Worte der Selbstanklage werden laut, daß er ihm in der Stunde der Gefahr nicht nahe gewesen, daß er bei den Schiffen geweilt, eine unnütze Last der Erde.[3] Was er damals durch seine Untätigkeit verschuldet, das will er nun durch Einsetzen seiner ganzen Tatkraft sühnen. Hat er ihm damals nicht die Feinde ferngehalten, die ihm das Leben nahmen, so will er sie jetzt um so massenhafter vernichten dem Toten zu Ehren.

Indessen nicht nur durch die furchtbar großartige Rache sucht er die Seele des Freundes zu erfreuen, sondern auch durch alle erdenklichen Zeichen tiefempfundener Trauer. Seinem Seelenschmerz sich hinzugeben ist für Achill, wie wir es auch beim Vollzug der Rache wahrgenommen haben, so gut ein natürliches Bedürfnis wie Forderung der Pietät. Alles, was an Lebensgenuß und Lebensfreude erinnern könnte, wird ihm nun verhaßt. Keine Speise, kein Trank darf ihn erquicken, ehe er Rache genommen hat; ja, er möchte — man sieht auch daran wieder die Überspanntheit seiner Wünsche — daß das ganze Heer der Achaier gleich ihm nüchtern in den Kampf ziehe.[4] Selbst als er sich und der Seele des Freundes durch sein verderbliches Rasen Befriedigung verschafft hat, folgt er, aus dem Kampf heimgekehrt, nur widerstrebend den Fürsten zum Mahle, dem „verhaßten"; seinem Körper die Wohltat des Bades zuvor zu gönnen, kann man ihn auch jetzt noch

[1] Ψ 19 ff. — [2] Σ 12 ff. — [3] Σ 98 ff. — [4] T 206 f.

nicht, solange der Freund noch unbestattet daliegt, bestimmen.[1] Nach dem Mahle aber, als die Fürsten sich zur Ruhe in ihre Zelte begeben, legt sich der Pelide mit einer großen Zahl seiner Myrmidonen unter freiem Himmel am Meeresgestade nieder.[2] Die Behaglichkeit des Lagers wäre ihm ein Hohn auf seinen Schmerz und eine Mißachtung des noch nicht zur Ruhe gekommenen Freundes. In tiefen Schlaf versunken infolge der übermenschlichen Anstrengungen des Tages — die vorhergegangene Nacht hatte er unablässig den Toten beweint[3] — erblickt er die Seele des Patroklos, sie fordert vorwurfsvoll schleunige Bestattung.[4] Was kann eindrucksvoller den ungeheuren Druck dartun, den auf Achills Seele die Verpflichtung ausübt, dem Freunde zu leisten, was er ihm schuldig ist, und seine liebende Sorge, er tue ihm mit alledem nicht genug, als wenn des Patroklos Psyche ihm dabei den Vorwurf macht, er habe ihn vergessen, er habe wohl für ihn während seines Lebens gesorgt, aber tue das nun nicht mehr nach seinem Tode! Und doch hat er keinen andern Gedanken als den Freund und dessen Ehrung! Sein Bild ist in ihm immer lebendig, es umschwebt ihn, wenn er untätig bei den Schiffen weilt, und folgt ihm in die Schlacht. Als er Hektor erlegt hat, kommt ihm wohl einen Augenblick der Gedanke, diesen Sieg auszunutzen und Troja unter dem Eindruck des Schreckens zu nehmen, aber die eitle Ruhmbegier sinkt sogleich in sich zusammen bei dem ernsten Gedanken, daß der Freund noch bei der Lagerhütte der Bestattung harre. Da legt er das Gelöbnis der Treue ab, er wolle den Freund nimmer vergessen, so lange er unter den Lebenden wandle, und wenn im Hades sonst Vergessenheit herrsche, so werde er doch auch dort seiner stets gedenken.[5] Treue über den Tod hinaus! Darum verlangt des Patroklos Psyche, als sie dem Achill im Schlafe erscheint, daß eine Urne dereinst beider Gebeine umschließe, auf daß sie, wie im Leben von Kindheit an, auch im Tode immerdar vereint seien.[6]

[1] Ψ 35 ff. — [2] Ψ 59 ff. — [3] Σ 354 f., T 4 f. — [4] Ψ 69 ff. — [5] X 385 ff. — [6] Ψ 83 ff.

Die feierliche Bestattung, die Achill seinem Freunde ausrichtet, nimmt, wie alles, womit er ihn zu ehren bestrebt ist, einen außergewöhnlichen, einzigartigen Charakter an. Abgestorbene Formen uralten Seelenkultes, die die milderen Sitten einer fortgeschrittenen Zeit fast in Vergessenheit gebracht, werden von ihm zu neuem Leben erweckt, um den Abgeschiedenen fast göttlich zu verehren. So mischen sich grausige Bräuche mit den unschuldigen Gepflogenheiten wehmütiger Pietät. Er weiht dem Toten sein blondes, wallendes Haupthaar und gibt es ihm in die Hände,[1] er schlachtet vier seiner Rosse und zwei Lieblingshunde und legt sie auf den Scheiterhaufen, und auch jene zwölf Troerjünglinge, die er lebend gefangen, müssen nun bluten, um mit dem Freunde verbrannt zu werden.[2] Die ganze Nacht hindurch, während der Holzstoß flammt, spendet er unablässig und ruft die Psyche des „armen" Patroklos.[3] Erst, als gegen Morgen die Flamme erlischt, sinkt er, der noch einmal alle Empfindungen des Schmerzes und der Rache durchlaufen, erschöpft an der Brandstätte in tiefen Schlaf nieder.[4]

Wenn wir alles zusammenhalten: den Schmerz um den schwärmerisch geliebten Freund, das natürliche Gefühl der Rache gegen seinen Mörder, das quälende Bewußtsein eigner Schuld an seinem Untergang, die Forderungen der Pietät, all dieses von dem leidenschaftlichen, der stärksten Empfindungen fähigen Jüngling in der Tiefe seiner Seele ins Ungemessene gesteigert, so wird man auch die Szenen aufgestachelter, wilder Leidenschaft, zu denen Achill fortgerissen wird, begreifen und in ihrer psychologischen Notwendigkeit verstehen. Ja, ich darf wohl sagen, wer sich ganz in diese Seele zu versetzen vermag, wird dem Großgesinnten sogar während seines Rasens weniger zürnen, als ihn bedauern, der Taten tut, bei denen ihm selbst nicht wohl zumute ist. Wie ein Wahnsinn kommt es über ihn, der ihn treibt. Aber sein edles, tiefes Gemüt bricht immer wieder hervor. „Niemals läßt der Dichter Achills von Wut entstellte Züge ihrer angeborenen Schönheit verlustig gehen."

[1] Ψ 141 ff. — [2] Ψ 171 ff. — [3] Ψ 217 ff. — [4] Ψ 231 ff.

Ein Gesichtspunkt ist bei dieser Betrachtung noch ganz außer acht gelassen, der doch für die Beurteilung des Verhaltens Achills nach Patroklos' Tode von der größten Bedeutung ist. Man darf nicht vergessen — und der Dichter sorgt dafür, daß es nicht geschieht — daß Achill, indem er den Troern Verderben bringt, selbst den Weg des Todes geht, und zwar mit dem vollen Bewußtsein im Herzen, daß er durch seines verhaßten Gegners Vernichtung sich selbst den Untergang herbeiführt. Als er nach Patroklos' Fall seiner Mutter den Entschluß ankündigt, unverzüglich den Freund zu rächen, warnt ihn diese tiefbekümmert mit den Worten: „Sogleich nach Hektor ist auch dir der Tod bestimmt." Er aber erklärt, er könne nicht unter den Lebenden weilen, wenn jener nicht zuvor seinem Speer erlegen sei.[1] Dies ist also das Verhältnis: er will nicht leben unter der Bedingung des Verzichts auf Rache, und er kann nicht leben nach dem Schicksalsspruch, wenn er diese Rache vollzieht. So ist freigewählter Tod sein Los. Dieser Gedanke der eignen baldigen Vernichtung mag vielleicht ein weiterer Erklärungsgrund für sein verderbliches Rasen sein — etwas Ähnliches spricht er in der Begegnung mit Lykaon aus — jedenfalls aber wird unser Mitgefühl mit ihm, der, Tod bringend, selbst das Zeichen des Todes auf der Stirne trägt, ungemein gesteigert. Zugleich erregen die Hochherzigkeit seines Entschlusses und die Gelassenheit, mit der er dem gewählten Geschick entgegengeht, die höchste Bewunderung.

Es ist dies das einzige Mal, daß Homer dem Wunderbaren, dem er durch Einführung der Götter einen so breiten Raum in seiner Dichtung gewährt, Einfluß auf sittliche Entschließungen seiner Helden einräumt. Denn wo sonst Götter auf das Handeln der Sterblichen einzuwirken scheinen, ist doch in Wirklichkeit nur von ganz natürlichen Seelenvorgängen die Rede, die der dichterischen Phantasie durch göttliche Einwirkungen bedingt erscheinen. Hier aber ist der psychologischen Entwicklung wirklich ein übernatürliches Element beigemischt. Achills Entschluß steht unter der Voraussetzung

[1] Σ 90 ff.

einer Kenntnis von Dingen, die Menschen wohl ahnen, niemals aber mit Bestimmtheit voraus wissen können. Wir werden indes dem Dichter nur dankbar sein, daß er diesen Weg eingeschlagen hat, der es ihm ermöglicht, dem Charakterbild des Göttersohnes den letzten und entscheidendsten Zug heroischer Größe hinzuzufügen.

Man könnte vielleicht geneigt sein, das Gewicht der Entschließung Achills, den Freund unter Hingabe des eignen Lebens zu rächen, abzuschwächen durch den Hinweis darauf, daß ihm ja schon zu Beginn der Dichtung sein früher Tod bekannt sei.[1] Er habe mithin schon früher die Wahl getroffen, die ihm, dem Sohn der Göttin, vor allen andern freistand, zwischen einem langen, ruhmlosen und kurzen, aber ruhmreichen Leben. Ich will dem nicht entgegenhalten, daß man Züge, die der Dichter gelegentlich nach dem Bedürfnis der Situation verwendet, nicht allzusehr pressen dürfe; denn hier steht allerdings ein Moment in Frage, das für die ganze Handlung von Wichtigkeit ist. Jedoch trifft jene Auffassung von einer von Achill bereits getroffenen Wahl zwischen Ruhm und langem Leben kaum zu. Als er aus der Heimat auszog, erhofften er sowohl wie sein Vater seine glückliche Rückkehr,[2] und noch als er die Gesandten der Griechen in seinem Zelte empfing, stand es ihm frei, heimzukehren, um in Phthia dereinst sich eines ruhigen Alters zu erfreuen. Jener Zug der Sage hat nur die Bedeutung, daß Achill als Sohn der Göttin mit Bestimmtheit weiß, was ein jeder, der hohen Ruhm vor Augen hat, freilich erwarten muß, daß des Ruhmes Preis ein früher Tod ist, und daß er nach seiner ganzen Auffassung des Lebens diesen Preis zu zahlen kein Bedenken trägt. Die eigentliche Entscheidung aber fällt erst jetzt unter dem Eindruck einer für ihn unabweisbaren Pflicht und hat den vollen Wert eines neuen, folgenschweren Entschlusses. Der Gedanke an den Ruhm, den ihm Hektors Erlegung verschaffen muß, tritt jetzt weit zurück, wenn er auch bei einem Achill nicht völlig verschwinden kann.[3]

[1] *A* 352, 416. — [2] *Ψ* 144 ff. — [3] *Σ* 121 ff., *N* 207.

Man wird auch nicht einwenden, daß der Verzicht auf das Leben Achill nicht schwer falle, weil ihm dieses durch den Tod des inniggeliebten Freundes verleidet sei. Zwar erzählt, wie erwähnt ist, der Dichter, Antilochos habe dem Peliden, als ihn jene plötzliche Nachricht niederwarf, die Hände festgehalten, damit er sich nicht das Leben nehme. Aber das geschah während seiner ersten Verzweiflung. Und in diesem ersten Schmerze äußert Achill selbst, daß ihm die Freude an der Genugtuung, die ihm Zeus gewährt, nun ganz vergällt sei;[1] aber von da bis zu einem Wegwerfen des Lebens, weil es den Wert verloren, ist doch ein weiter Schritt. Die Lebensfreudigkeit der homerischen Menschen, zumal eines Helden von der Lebenskraft und Selbstliebe Achills, ist viel zu stark, um einen solchen Gedanken ernstlich bei ihm aufkommen zu lassen. Indem er den Tod für den Vollzug der Rache hinzunehmen bereit ist, weiß er, daß er mit dem vollen Werte zahlt.

Gleichwohl geht er dem nahenden Geschick mit bewundernswerter Seelenhoheit entgegen. Doch klingt zuweilen ein Ton der Wehmut durch sein Tun und Reden. Man glaubt wohl einen unterdrückten Seufzer zu vernehmen, daß er so jung dem Leben entsagen und seinen Tod in der Fremde finden soll. Doch niemals wird dadurch seine heroische Fassung beeinträchtigt. Als er der Mutter erklärt, er wolle hingehen, den Mörder des Freundes zu suchen, fügt er mit ruhiger Entschiedenheit hinzu, sein Leben stelle er dem Willen der Götter anheim, zu sterben sei der Menschen Los, und selbst der gewaltigste von allen, des Zeus Sohn und Liebling Herakles, sei dem Geschick erlegen.[2] Aber an der Bahre des Freundes, wo der ganze Schrecken des Todes ihn überkommt, mischt sich in den Schmerz um jenen doch der Jammer, daß auch sein Blut das troische Land röten und daß ihn fern von der Heimat fremde Erde aufnehmen werde.[3] Im Begriff, in den Kampf zu ziehen, empfängt er eine neue, wunderbare Bestätigung des nahen Todes durch sein Roß Xanthos. Mit leisem Vorwurf fragt entgegnend der Held, warum das göttliche Roß ihm verkünde, was er doch schon wisse, den

[1] *Σ* 80. — [2] *Σ* 114 ff. — [3] *Σ* 329 ff.

Tod fern von den lieben Eltern; lassen könne er deshalb doch nicht vom Vernichtungskampf gegen die Troer.[1] Der Todesgedanke begleitet ihn in die Schlacht; durch eine entzückende Betrachtung des eignen baldigen Geschicks spendet er in wunderbarer Vereinigung von Seelengröße und Wehmut dem Lykaon Trost, da er ihn in den Tod sendet.[2] Noch einmal wird er dann durch die prophetischen Worte des sterbenden Hektor an sein kommendes Schicksal gemahnt, Ort und Stunde und die Vollzieher desselben werden ihm genannt. Er aber erwidert, in dem Augenblick, da er die Rache vollstreckt und dadurch sein eignes Schicksal besiegelt hat, mit erhabener Gelassenheit: „Wohl, du bist tot; ich aber werde mein Geschick empfangen, wenn Zeus es will und die andern Götter."[3] Er betrachtet sich nunmehr als dem Geschick verfallen. Er hält es nicht für einen Raub an dem heimischen Flußgott, sein Haupthaar, das sein Vater diesem für den Fall glücklicher Rückkehr gelobt, dem toten Freunde zu weihen. Das schlichte Gebet an den Gott, der seines Vaters Gedanken nicht erfülle,[4] hat etwas Hinreißendes. Da er den Haarschmuck dem Toten in die Hände legt, erregt er bei den Seinen unermeßlichen Jammer. Gleichmütig vermag er nun, eingedenk der Worte, die Patroklos' Psyche im Traume zu ihm gesprochen, Bestimmungen über das Grab zu treffen, das ihm die Überlebenden aufrichten sollen, als handle es sich um einen unbeteiligten Dritten. „So den Todesgedanken klaren und festen Herzens überwinden, ist letzte, entscheidende Menschengröße."

Diese Seelenruhe angesichts des Todes, die höchste Offenbarung menschlicher Tapferkeit, vollendet das Bild heroischer Größe, das des Helden ungeheure Kraft, seine ungebändigte Leidenschaft, die Tiefe seiner Empfindung in Liebe und in Haß, sein gewaltiger Wille in uns hervorrufen. Aber damit begnügt sich der Dichter nicht. Die Darstellung des höchsten Heldenideals erschöpft nicht Achills reiche Natur. Wir sollen nicht bloß erfahren, was für ein Held er war, sondern auch, welch edler, herrlicher Mensch er gewesen ist. Wie er nicht

[1] *T* 420 ff. — [2] *Φ* 108 ff. — [3] *Χ* 365 f. — [4] *Ψ* 140 ff.

bloß durch Taten des Sängers Lied geweckt hat, sondern auch selbst in den Stunden der Muße zur Leier den Ruhm der Helden singt, so wird er nicht immer von gewaltigen Leidenschaften beherrscht und fortgerissen, sondern es schlummern in seiner Brust auch die zartesten, menschlichsten Empfindungen, die nach Entfaltung drängen. Durch das übermenschliche Pathos, in das ihn erst die Kränkung, dann der Tod des Freundes versetzt hatten, waren sie zurückgehalten worden. Gleichwohl sind wir immer wieder einzelnen echt menschlichen Zügen bei ihm begegnet. Nun führt der Dichter unseren Helden zu jener Zartheit und Milde zurück, die ihm vor der furchtbaren Erregung seiner Leidenschaften eigen waren; und indem er dadurch über seine heldenhafte Persönlichkeit einen eignen Zauber ausgießt, löst er zugleich durch die darauf beruhende Weiterentwicklung der Handlung alle noch in dieser bestehenden Dissonanzen und benimmt uns die Bitterkeit, die des edlen Troers Mißhandlung durch den Rasenden in uns erregen mußte.

An dem erlöschenden Scheiterhaufen des Patroklos war Achilleus ermattet hingesunken, und ein traumloser Schlaf hatte ihn befallen.[1] Er hatte nun dem Freunde alles erfüllt, was er ihm versprochen. Nach dem furchtbaren Rasen, nach der Überspannung aller seiner Kräfte sinkt seine Seele zu wehmütiger Ergebung herab. Das Gefühl des eignen baldigen Todes verstärkt diese Stimmung schmerzlicher Resignation. Nun heißt er die Achaier in weitem Ringe niedersitzen, um den Wettkämpfen zuzuschauen, die nach der Sitte der Zeit eine Fürstenbestattung beschließen. Auf den düsteren Teil der Totenfeier folgt nun der heitere, die Reihe fröhlicher Wettspiele, und die ernste Klage muß dem Frohsinn und der Lebenslust im Heere weichen. Von dem Veranstalter der Spiele selbst fordert es jetzt die Pflicht gegen den Toten, seinen Schmerz zu bezwingen. Wohl weilen noch seine Gedanken immerdar bei ihm, dem die ganze Feier gilt, aber er gedenkt seiner doch nicht mehr mit Jammern, sondern nur mit jener stillen Wehmut, die nunmehr sein ganzes Wesen

[1] *Ψ* 231 f.

verklärt.[1] Und schon hat er wieder ein Lächeln für die naiven Äußerungen des liebenswürdigen Antilochos,[2] desselben, der Zeuge seines ersten leidenschaftlichen Schmerzensausbruches war. Als Festgeber muß Achill die Pflichten des Wirtes erfüllen. Schon früher hatte er seinen gastlichen Sinn bewiesen, als er die Abgesandten des Heeres trotz seiner Abneigung gegen jeglichen Vergleich mit ausgesuchter Höflichkeit, ja Auszeichnung empfing und bewirtete. Jetzt aber hat der Dichter vollste Gelegenheit, unsers Helden ganze ritterliche Gastlichkeit, seine Höflichkeit, seine Noblesse, seinen feinen Takt, kurz alles, was die Blüte geselligen Verkehrs hervorruft und schon damals hervorgerufen hat, vor unsern Augen zu entfalten. Mit fürstlicher Freigebigkeit setzt er die Preise für die Wettkämpfe aus und vermehrt und erhöht sie nach Bedarf in deren Verlauf, damit bei den Wechselfällen des Spiels keiner verstimmt oder nicht ganz befriedigt von dannen gehe.[3] Mit feinem Takt löst er die bei den vielfachen Gemütserregungen, die die Agonistik mit sich bringt, nur zu leicht sich einstellenden Verwicklungen, schlichtet hier mit leisem Tadel durch seine Autorität einen ausbrechenden Wortstreit[4] und findet dort bei seinem lebhaften Gefühl für Billigkeit den Ausgleich zwischen der hervorragenden Tüchtigkeit und dem ausnehmenden Mißgeschick eines Kämpfers.[5] Er vergißt in zarter Rücksicht auf das Alter nicht des hochverdienten Mannes, der allein von den Fürsten nicht mehr an den Wettkämpfen teilzunehmen vermag; damit auch er ein Angedenken an Patroklos in seinem Zelte habe, überreicht er Nestor eine Gabe und hört des redseligen Alten lange Dankesrede geduldig bis zu Ende an.[6] Seine Liebenswürdigkeit erstreckt sich auf jedermann. Dem einst so verhaßten Atriden gegenüber zeigt sie sich in höflicher Anerkennung seiner höheren königlichen Stellung, die er einst in der Leidenschaft, wie ihm Nestor tadelnd vorhielt,[7] zu sehr außer acht gelassen hatte. Indem er ihm, der wohl zu besondrer Ehrung des Toten sich persönlich zu einem Wettspiel erhoben hat, den

[1] Ψ 280 ff., 618 ff. — [2] Ψ 555 f. — [3] Ψ 558 ff., 795 f. — [4] Ψ 490 ff. — [5] Ψ 534 ff. — [6] Ψ 616 ff., 652. — [7] A 277 ff.

ersten Preis ohne vorherigen Kampf zuerkennt, gibt er dem Könige den Vorzug, und durch die Begründung seines Schiedsspruches mit des Völkerhirten allbekannter Überlegenheit im Speerwurf nimmt er zugleich sehr fein den ihm einst[1] zu Unrecht gemachten Vorwurf kriegerischer Untüchtigkeit zurück.[2] Erst jetzt gewinnt es den Anschein, daß die unter dem Zwange äußerer Umstände geschlossene Versöhnung beider auch innerlich vollzogen ist.

Diese friedlichere Stimmung des Helden nach den wilden Ausbrüchen einer hochgespannten Leidenschaft bereitet uns vor auf die abschließende unübertreffliche Szene, wo wir ihn besänftigt, zum Mitgefühl geneigt, ja in Tränen menschlichster Rührung erblicken. Zwar stachelt er sich nach schlaflos zugebrachten Nächten in der Frühe des Morgens zu neuer Grausamkeit gegen Hektors Leichnam auf, zwar findet ihn Thetis, am zwölften Tage von Zeus zur Vermittlung gesandt, noch immer seufzend und den Freuden des Lebens entsagend,[3] aber die Kraft der Leidenschaft ist doch gebrochen. Ruhig hört er das Gebot der Götter, Hektors Leiche zu lösen, an und fügt sich ihm sogleich.[4] Die Wehmut, in die der wilde Schmerz sich aufgelöst, gibt sein Herz für sanftere Regungen wieder frei, und die tiefe Empfindung des eignen Unglücks macht es auch für das größere des Feindes empfänglich. Als der vielgeprüfte Vater seines einstigen Todfeindes erscheint, um dessen geschändeten Leib loszukaufen, begegnet er ihm mit größter Zartheit der Empfindung. Wie der Greis sich vor ihm niederwirft, seine Kniee umfaßt und die Hände küßt, die ihm so viele Söhne erschlagen haben, da erschüttert dieses Übermaß des Jammers sein Herz, und die Sympathie weckt das Bewußtsein des eignen Leides stärker in seiner Brust. Seine Tränen fließen; in neuerwachtem Schmerze weint er zugleich um den toten Freund und zugleich in sehnsüchtigem Gedenken um den fernen Vater, den er nie wieder schauen soll, an dessen hilfloses Alter ihn Priamos, Mitleid heischend, erinnert hat. Milde hebt er diesen vom Boden auf, voll Ehrfurcht vor seinem weißen Haar. Selbst des Trostes

[1] A 225 ff. — [2] Ψ 890 ff. — [3] Ω 123, 128 ff. — [4] Ω 139 f.

bedürftig, vermag er, gerührt durch das größere Elend, das jenen betroffen hat, den Tiefgebeugten zu trösten durch eine aus der Tiefe eines leidgewohnten Herzens geschöpfte Betrachtung über der Sterblichen trauriges Los und durch den Vergleich mit seinem eignen Vater, dem seine göttliche Gemahlin nur *einen* Sohn geboren habe zu kurzer Lebensblüte. Zum letztenmal gedenkt er hier seines frühen Todes fern von der Heimat im troischen Lande, wo er, wie er fast schwermütig sagt, ihm und seinen Kindern zuleide weile.[1] Welch ein Wandel muß in seinem Innern vorgegangen sein, daß der einst im Hasse Unersättliche solche Worte zu sprechen vermag, und noch mehr, daß er ihnen entsprechend handelt. Denn nachdem die Mägde Hektors Leichnam gewaschen — auf Achills Befehl abseits, damit der Alte nicht, wenn er den geschändeten Leib seines Sohnes nackend sähe, von Schmerz ergriffen werde — und nachdem sie ihn gesalbt und in schöne Gewänder gehüllt haben, legt er selbst diesen Leib, der noch die Spuren seiner grenzenlosen Wut trägt, fürsorglich auf die Bahre und hebt den so Gebetteten mit Hilfe der Genossen auf den Wagen. Dies ist das Größte, was zu tun er über sich zu gewinnen vermochte. Werden wir uns da noch wundern über das, was er Priamos selbst Liebes erweist, wenn er ihm freundlich zuredet, der Speise zu gedenken nach Niobes Beispiel, die das Geschick noch härter getroffen als ihn, wenn die Mahlsgemeinschaft beide auch innerlich näher bringt, ja eine herzliche Zuneigung den Peliden zu dem Vater seines einstigen Todfeindes erfaßt, so daß er mit ihm scherzt[2] und ihn „lieber Greis" anredet? Dies alles ist mit außerordentlicher ethischer Feinheit geschildert, wir müssen den gottbegnadeten Dichter bewundern, der eine so reine Sittlichkeit in seine Schöpfung ausströmen lassen konnte. Welch reiches und zartes Gemüt verleiht er seinem Helden zu seiner Größe! Aber er bekundet seinen ungemeinen psychologischen Feinsinn auch dadurch und erweist sich als wahren Herzenskündiger, daß er auch unter dem besänftigenden Einfluß menschlichster Gefühle Achill nicht aufhören läßt Achill zu

[1] Ω 542. — [2] Ω 649 ff.

sein, der reizbare Jüngling, der so rasch ist zum Zorne. Auch jetzt, wo die Seele des Helden still und ruhig vor uns ausgebreitet liegt und nur sanfte Empfindungen ihre Oberfläche kräuseln, kündet doch zuweilen ein leises Grollen die nie ganz schwindende Gefahr des Sturmes an, der einst die furchtbar prächtigen Wogen der Leidenschaft erzeugte. In seiner schmerzlichen Ungeduld, den teuren Leichnam zu sehen und zu umfangen, hatte Priamos, sobald er sich von Achills freundlicher Gesinnung überzeugt hatte, voreilig ihn gebeten, doch vor allem den Toten zu lösen. Der Zweifel an seiner Willfährigkeit, den er darin zu erkennen glaubt, das Bestreben, ihn zu drängen zu dem, was er von selbst zu tun gesonnen ist, weil es der Götter Wille, wir könnten auch sagen, das Gebot höchster Sittlichkeit von ihm fordert, machen den leidenschaftlichen, eigenwilligen Jüngling heftig auffahren und reißen ihn zu Drohungen hin, die den Greis aufs höchste erschrecken müssen.[1] Er selbst ist sich dieser Erregbarkeit sehr wohl bewußt. Jenen Befehl, die Leiche Hektors, ehe sie gebadet und gekleidet ist, den Augen des Vaters fernzuhalten, hatte er nicht bloß aus Rücksicht auf dessen Gefühle erteilt, sondern zugleich in der Besorgnis, wenn derselbe sich beim Anblick der mißhandelten Leiche gegen ihn erzürne, möchte ihn selbst der Zorn übermannen und er sich an dem Bittenden vergreifen. Man erkennt ja wohl, was diese Reizbarkeit des Jünglings gerade im gegenwärtigen Augenblick so gewaltig erhöht. Sie ist ein Symptom eines in der Tiefe seiner Seele noch nicht völlig gelösten Zwiespalts. Noch gibt es dort Kräfte, die dem Willen der Götter widerstreben, noch sind jene wilden Triebe nicht ganz gebändigt, die ihn einst beherrschten. Er fürchtet sie zu wecken; ein leiser Anstoß könnte genügen. Es quält ihn vor allem der bange Zweifel, ob es denn wohlgetan sei, dem Freunde das Versprechen zu brechen, das er ihm gegeben, seines Mörders Leichnam Hunden und Vögeln zum Fraß zu überlassen. Rührend ist es, wie er in diesem Zwiespalt seines Herzens die Psyche des Freundes bittet, ihm nicht zu grollen, wenn sie im Hades vernehme, daß er Hektors

[1] Ω 560 ff.

Leiche seinem Vater zurückgegeben, da er ihm reiche Lösegaben gebracht habe.[1] Diese Begründung mag im ersten Augenblick wundersam erscheinen. Wir wissen, wie geringen Eindruck Agamemnons Sühnegaben auf Achill einst machten. Niemand wird annehmen, daß der materielle Wert der troischen Lösegaben den Helden zur Rückgabe Hektors bestimmt habe, ja auch nur von irgendeinem Einfluß auf seinen Entschluß gewesen sei. Gleichwohl legt er selbst auf ihre Darbringung den größten Wert.[2] Er bedarf ihrer gewissermaßen zur Rechtfertigung seinem abgeschiedenen Freunde gegenüber, der deshalb auch seinen Anteil an ihnen erhält. Es muß der Schein aufrecht erhalten werden, daß Hektor regelrecht nach der Sitte der Zeit losgekauft worden sei. So besitzen diese Lösegaben auch einen ideellen Wert ähnlich dem der Ehrengaben, die zu Beginn unsrer Dichtung eine so verhängnisvolle Rolle spielten. Nicht wenn Priamos seinen Leib mit Gold aufwöge, so hatte Achill dem sterbenden Hektor zugerufen, würde er ihn zurückerhalten, und ähnlich hatte er den Abgesandten Agamemnons erklärt, nicht für die Schätze von Orchomenos und Thebe werde er sich mit diesem versöhnen. Beidesmal hatte er schließlich hier die gebotenen Sühnegaben, dort das Lösegeld angenommen und der Bitte nachgegeben. Aber während damals die edleren Regungen seines Herzens seinen Starrsinn nur halb bezwungen hatten und das Schicksal mit schmerzhaftem Mittel eingriff, ihn ganz zu brechen, gewann diesmal seine bessere Natur allein den Sieg über seine Wildheit. Die furchtbaren Erlebnisse haben ihn veredelt und geläutert. Er sorgt nun auch noch für Hektors würdige Bestattung, indem er seinem Gaste von Agamemnon einen angemessenen Waffenstillstand zu erwirken verspricht, um den Toten nach Gebühr zu beweinen, denn er sei ihnen vieler Tränen wert. So erhebt er sich das letzte Mal, wo er Hektors in der Dichtung gedenkt, zu einer Anerkennung seines Wertes, den er übrigens auch früher niemals, wie den Agamemnons, herabgesetzt oder gar verächtlich gemacht hatte.

[1] Ω 591 ff. — [2] Ω 139.

Der Waffenstillstand, den Achill den Troern verschafft, bedeutet für ihn selbst noch eine kurze Lebensfrist, deren er sich in heiterer Gelassenheit erfreuen mag. Die Überwindung seiner selbst hat auf sein Gemüt befreiend gewirkt. Es erscheint ihm nicht mehr als ein Unrecht gegen den geliebten Toten, wenn er sich wieder den unschuldigen Genüssen des Lebens hingibt. In der Nacht, da er Priamos beherbergt, ruht er zum erstenmal wieder an der Seite der Briseis. So geht er gelassen dem Tag entgegen, an dem ihn Paris und Phoibos Apollon am Skäischen Tore verderben sollen.[1] Dieser Schicksalstag liegt außerhalb des Rahmens, der die Handlung unsrer Dichtung umspannt. Aber er wird bald kommen, daran können wir nicht zweifeln, und er wird Schmerz und Sehnsucht erregen bei den Menschen, die nun schauen werden, was das Traurigste ist auf Erden: die herrlichste Menschenblüte vor der Zeit geknickt.

Als Jüngling lebt Achill im Gedächtnis der Nachwelt. Der Jugend Vorzüge geben seiner Persönlichkeit ihren Zauber, der Jugend Fehler werfen auf sie die tiefen Schatten. Diese erscheinen bei der Überkraft seines Wesens als Maßlosigkeit, als ein Überschreiten der dem Einzelnen durch Ordnung und Sitte gezogenen Schranken, jene als Empfänglichkeit für alle Eindrücke und als Trieb zur Betätigung aller Kräfte, mit denen ihn die Natur fast zu verschwenderisch ausgestattet hat. Einseitigkeit, die Stärke der geringer Begabten, liegt ihm fern, er strebt nach universaler Entfaltung. So enthüllt sich uns sein Charakter in immer neuen Kontrasten.

Die selbstischen Triebe, die die Natur als wirksamste Lebenskraft in alle ihre Geschöpfe gelegt hat, erscheinen bei ihm, dessen ganzes Wesen Kraft ist, zuweilen in fast erschreckender Stärke. Aber er hat, ehe der Zwist im Lager entstand, seine gewaltige Kraft willig in den Dienst der Gesamtheit gestellt und sich zu jeder Aufopferung bereit gezeigt. Und er besitzt das Bedürfnis zärtlicher, schwärmerischer Liebe. Jedoch so stark seine Zuneigung zu dem Freunde ist, der sich

[1] Χ 359 f.

ihm zu eigen gegeben hat, so gewaltig ist sein Haß gegen den Beleidiger, gegen jeden, der seinem Herzen wehe tut. Denn sein Selbstgefühl ist hochgespannt und äußert sich gern in herrlicher Kraft; und doch ist er — wie alle wahrhaft großen Männer — bescheiden und der Grenzen seines Vermögens sich wohl bewußt. So ist er auch im Verkehr höflich, taktvoll und von feinen Sitten, aber seine empfindliche Eigenliebe braust zu raschem Zorne auf, wo man ihm die schuldige Rücksichtnahme versagt. Indessen, reizbar wie ein junger Löwe und furchtbar in seinem Grimm, bleibt er gerecht und läßt niemanden als den Schuldigen seinen Zorn entgelten. Jede Kränkung, jeden Seelenschmerz empfindet er tief, tiefer wie die andern, und die Heftigkeit der Gefühle wirft ihn wohl ganz darnieder. Er, der unnahbar ist in der Schlacht, ein Schrecken seiner Feinde, wirft sich trostbedürftig wie ein Kind an den Busen seiner Mutter. Aber aus dem Übermaß des Schmerzes erhebt er sich rasch zur Abwehr und zu maßloser Rache. Sie zu üben, spricht er den Gesetzen der Menschlichkeit Hohn und ist doch im tiefsten Grunde seiner Seele edel und zarter Empfindung fähig. Erbarmungslos durchbohrt er dem flehenden Jüngling die Brust und bleibt dabei menschlich, ja liebenswürdig. Sein Wille ist unbeugsam bis zum Starrsinn. Ungerührt von der Not seiner Landsleute entläßt er die ehrenvollste Gesandtschaft, aber er zerfließt in Tränen der Sehnsucht nach dem in der Ferne weilenden alten Vater und öffnet dem Mitleid sein Herz, als der Erzeuger seines Todfeindes vor ihm erscheint. Er gibt ihm dessen Leichnam bereitwillig gegen Lösegaben zurück. Den Besitz irdischer Güter weiß er zu schätzen, mit Unwillen bemerkt er, daß ihm die Beute nicht nach Verdienst zugeteilt werde; doch mit Verachtung weist er die ihm angebotenen überreichen Sühnegaben zurück. Die Herrlichkeit des Lebens preist er in einer Stunde überschwenglich, um zu einer andern in seinem beweglichen Geiste einer Betrachtung Raum zu geben, die des Lebens Wert tief herabsetzt. Und so schwankt er je nach der Stimmung, ob er dem Ruhm, ob dem Leben den Vorzug geben solle. Jedoch entschlossen wirft er dieses weg, als Freundschaft und Pflicht

es ihm gebieten. Dem Tod geht er mit wahrer Seelengröße entgegen; das hier und da hervorbrechende melancholische Bewußtsein seines kurzen Lebens kann ihm die heroische Fassung nicht rauben.

Eine wunderbare Vereinigung von rauher, ja wilder Größe und zarter Menschlichkeit zeigt seine Persönlichkeit, Heroismus und Humanität sind in ihm gepaart. Es scheint, als ob der Dichter das Heldenideal einer vergangenen Zeit mit dem Menschenideal des gesitteten Zeitalters, in dem er selbst seine unsterbliche Dichtung schuf, in Achilleus habe verbinden wollen. Das sind keine unvereinbaren Gegensätze. Alle jene Kontraste und scheinbaren Widersprüche lösen sich auf in einer tiefgefaßten Einheit. Diese erscheint in Achills Charakter als Reichtum, Adel, Kraft und Größe. Alles, was dem entgegensteht, alles Schwächliche und Kleinliche, alles Beschränkte und Engherzige, alles Gewöhnliche oder gar Gemeine hat der Dichter dieser königlichen Natur ferngehalten. Alle Eigenschaften unseres Helden haben ihre Wurzeln in der Eigenart einer großen Seele. Auf Achill schaute Aristoteles, als er in seiner Ethik die Naturanlage der *μεγαλοψυχία* entwickelte.

---

2. Patroklos.

So reich das Charakterbild Achills mit Einzelzügen ausgestattet ist, so einfach, wenn auch scharf umrissen, ist die Zeichnung, die der Dichter von seinem Freunde entworfen hat. Das darf nicht wunder nehmen, denn Patroklos ist in dem großen Epos nur eine Nebenfigur. Er hat keine eigenen Interessen, Achills Sache ist auch die seine. Sein höchster Wunsch ist es und sein Ruhm, seines Freundes Freund zu sein. Als er die Grenzlinie überschreitet, die seinem Handeln die Freundschaft zieht, und der Versuchung erliegt, selbständig in den Gang der Ereignisse einzugreifen, verfällt er sogleich der rächenden Nemesis.

Darum steht er zuerst ganz in dem tiefen Schatten, den des Peliden gewaltige, vom hellen Sonnenlicht der Poesie

bestrahlte Persönlichkeit wirft. Der Dichter hat es gewagt, ihn als stumme Person in die Handlung einzuführen und geraume Zeit als solche neben dem Haupthelden hergehen zu lassen. Wir vernehmen kein Wort aus seinem Munde, aber immer ist er an Achills Seite, stets ist er seines Winks gewärtig. Er schreitet mit dem Gekränkten aus der Versammlung[1] und übergibt in seinem Auftrage den Herolden Agamemnons die geforderte Sklavin.[2] Er sitzt dem Freunde still gegenüber, als dieser in seiner Einsamkeit durch den Gesang von Heldenliedern sich zu zerstreuen sucht.[3] Bei der Bewirtung der Gesandten ist er ihm zur Hand[4] und befolgt mit raschem Verständnis auch den verstohlenen Wink des Gebieters.[5] Aber er mischt sich nicht zur Unzeit in das Gespräch, bescheiden hält er sich zurück und ergreift als einziger unter den Anwesenden das Wort nicht. In der Nacht ruht er mit ihm in demselben Gemach.[6] Als der Pelide noch am Kampfe teilnahm, besorgte er für ihn den Verkauf der Kriegsgefangenen,[7] wie denn überhaupt die Kriegsbeute seiner Obhut anvertraut scheint.[8] Gewohnt, mit Pünktlichkeit jeden Auftrag Achills zu erfüllen, wagt er, zu Nestor entsandt, aus Scheu vor dem ungeduldig seiner Rückkehr harrenden Freunde nicht, den Sitz, den ihm der Alte anbietet, einzunehmen, und hört, zu ehrfürchtig vor dem Alter, um es zu kränken, stehend die lange Erzählung des redseligen Greises an.[9] In der Antwort, die er diesem gibt, tritt die zarte, fast ängstliche Rücksichtnahme auf jeden Wunsch des Peliden, dem er Dankbarkeit und Gehorsam schuldet, deutlich hervor.[10] Wir empfinden sein Verhältnis zu ihm als selbstlose Hingebung und neidlose Unterordnung.

Aber Patroklos wäre nur ein treuer, seinem Herrn vertrauter Untergebener und würde den Namen eines Freundes nicht verdienen, wenn er im Verkehr mit ihm aus Scheu vor dem leicht Erregbaren immer die eigne Meinung unterdrückte. Hatte doch gerade sein Vater Menoitios ihm beim Abschied von der Heimat in gerechter Würdigung des Naturelles beider Jünglinge als Lebensaufgabe bezeichnet, auf den Heißblütigen, Übergewaltigen einzuwirken, ihm zu raten, ihn zu leiten und verständig zu ihm zu reden; und er hatte ihm verheißen, jener werde ihm wohl zum Guten folgen.[1] Für solche Einwirkung ist der Zeitpunkt gekommen, als sich Achill durch sein maßloses Zürnen ins Unrecht setzt und schuld wird an der Not der Achaier, von der Nestor eine so lebhafte Schilderung entwirft. Patroklos entzieht sich seiner Pflicht nicht. So tief er die Kränkung Achills mitgefühlt hat, seine furchtbare Leidenschaftlichkeit und seinen gewaltigen Starrsinn kann er nicht billigen. Schon in den Worten, die er an Nestor richtet,[2] ist ein schonend ausgesprochener Vorwurf gegen den Freund nicht zu verkennen. Als er dann aber zu diesem zurückgekehrt ist, hält er kein Gefühl vor ihm zurück. Er, der aus Zartgefühl beim Empfang der Gesandten geschwiegen, um sich nicht auf ihre Seite zu stellen, spricht jetzt über Achills Härte Worte des Tadels aus so herb und bitter, wie sie kein andrer, selbst Phoinix nicht, hätte wagen dürfen. Ein Grausen überkommt ihn vor ihm, den nicht Sterbliche gezeugt, der vom gefühllosen Meer und harten Fels stamme, und schaudernd ruft er aus: „Nie möge ein solcher Groll mich erfassen!“[3] Und, wunderbar! seine Worte rufen nicht den Zorn, nicht einmal den Widerspruch des Reizbaren hervor. Es erfüllt sich seines Vaters Menoitios Wort. Achill fügt sich in diesem entscheidenden Augenblicke der Bitte dessen, der sich sonst immer ihm willig untergeordnet hat. Er entsendet ihn auf seinen Wunsch mit den eignen Waffen in den Kampf.

Nun lernen wir Patroklos auch als einen Helden von nicht geahnter Größe kennen. In der höchsten Not erscheint er den Achaiern als Retter. Auf eine für die Troer furchtbare Weise findet Achills Gebet Erhörung, Hektor möge erkennen, ob sein Gefährte auch allein zu kämpfen verstehe oder ob seine Hände nur dann furchtbar seien, wenn er an seiner Seite in den Kampf ziehe. Sein Erfolg ist durchschlagend. Neben Achill nur der Zweite, tritt er, während dieser ruht, in die Reihe der allerersten Helden. Aias, der sich noch bis zuletzt als der Heros des unüberwindlichen Widerstandes bewährt

[1] *A* 307. — [2] *A* 345 ff. — [3] *I* 190 f. — [4] *I* 201 ff. — [5] *I* 620. — [6] *I* 666. — [7] *Ψ* 746 f. — [8] vgl. *T* 295 ff. — [9] *Λ* 646 ff. — [10] *Λ* 649.

[1] *Λ* 785 ff. — [2] *Λ* 653 f. — [3] *Π* 30 ff.

hat, wird ganz von seiner vordringenden Kraft in Schatten gestellt. Mögen immer zu diesem raschen Sieg des mit seinen Myrmidonen frisch in den Kampf stürmenden Helden die Ermattung der Troer und ihre durch Achills Rüstung bewirkte Täuschung und Bestürzung das Ihrige beitragen: an dem gänzlichen Umschwung des Kriegsglückes bleibt doch seiner persönlichen Tüchtigkeit noch Anteil genug. Aber so hell sein Stern erstrahlt, so rasch erbleicht er. Patroklos zieht aus nur, um zu sterben. Wohl rast seine Hand auch, da ihm der Freund nicht zur Seite steht, aber nur dessen Nähe hätte ihm den Tod abzuwehren vermocht. Ohne ihn ist er den tückischen Mächten preisgegeben, die in der Schlacht auch den Tapferen bedrohen. Er muß dem feindlichen Vorkämpfer Sieg und Leben lassen. Freilich, daß er dem Schicksalsspruch erliege, muß der Troergott selbst in den Kampf schreiten und ihn betäuben, es muß ein troischer Krieger ihn meuchlings verwunden, damit Hektor einen nicht ganz rühmlichen Sieg über ihn gewinne. So mag er immer sterbend sich rühmen, wären ihm zwanzig wie Hektor im Kampfe entgegengetreten ohne des Gottes Beistand, sie wären ihm alle unterlegen.

Erst nach seinem Tode wird Patroklos wahrhaft lebendig und wirkt entscheidend auf die Handlung ein. In dem Freund ersteht ihm der Rächer; diesem folgt sein Schatten in das Getümmel der Schlacht und ruht nicht, bis sein Mörder dessen rächendem Arm erlegen ist. Was er selbständig nicht vermocht hatte, einen dauernden Umschwung herbeizuführen, das erreicht er als Freund seines Freundes; was dem Lebenden nicht vergönnt war, das gewährt das Schicksal dem Toten.

Erst nach seinem Tode erfahren wir auch, was Patroklos allen gewesen ist und wodurch er sich aller Liebe erworben hatte. Allgemein ist der Schmerz um ihn. Wie wird der junge Antilochos durch die Kunde von seinem Fall erschüttert,[1] wie malt sich in den abgerissenen Worten, mit denen er Achill die Trauerbotschaft bringt, sein ungeheuchelter Schmerz!

[1] *P* 694 ff.

Einen besonders ergreifenden Ausdruck aber gibt diesem Schmerz Briseis, als sie heimkehrend zu dem Zelte Achills dessen Freund, den sie in blühender Kraft verlassen, tot, vom Speer zerrissen wiederfindet. Sie wirft sich über seine Leiche und jammert, Brust, Hals und Wangen zerfleischend, laut um ihn. Sei er ihr doch in seiner Milde alle Zeit ein Tröster gewesen. In der schweren Stunde, als ihr Gatte und ihre Brüder getötet worden und ihr selbst das schwere Los der Knechtschaft zugefallen sei, habe er ihr gütig zugeredet, sie ihre Tränen trocknen heißen und in ihrem Herzen die Hoffnung erweckt, Achill werde sie einst nach Phthia als seine Gattin heimführen. Darum werde sie nie ablassen ihn zu beklagen, den stets Freundlichen.[1] Das ist ein Bekenntnis, mit dem auch der andern Urteile übereinstimmen. Im Kampf um seine Leiche ruft Menelaos in Besorgnis, sie werde den Feinden in die Hände fallen, den mitkämpfenden Freunden zu, jetzt möge man der Güte des armen Patroklos gedenken, der sich in seinem Leben jedem liebreich erzeigt habe.[2] Und ein Troer, der Priamide Lykaon, der wohl aus Erfahrung über ihn sprechen darf, da er einst als Gefangener in Achills Zelt geweilt hatte, nennt ihn vor diesem seinen gütigen, starken Gefährten,[3] Worte, in die auch der untrügliche Kenner des menschlichen Herzens, Kronion, sein Urteil über den Helden zusammenfaßt.[4] So hat ihn uns auch der Dichter handelnd gezeigt. Wir gedenken der Hilfsbereitschaft, mit der er trotz der inneren Nötigung, die ihn von Nestor zu Achill zurücktrieb, dem ihm begegnenden verwundeten Eurypylos Beistand und Pflege leistete,[5] wir gedenken der tiefen Erregung seiner Seele, die in einem Tränenstrom sich verriet, als er Achill von der Not der Achaier berichtete.[6] Herzensgüte bei gewaltiger Kraft ist der Grundzug seines Wesens, der Zug, der seine Eigenart unter allen griechischen Helden vollkommen feststellt. Aus dem seelenvollen Blick seiner Augen, deren Schönheit der Dichter

[1] *T* 282 ff. — [2] *P* 670 ff. — [3] *Φ* 96. — [4] *P* 204. — [5] *Λ* 841 ff. — [6] *Π* 2 f.

nicht absichtslos rühmt,[1] strahlt die ihm angeborene Milde und Freundlichkeit.

Es sind vorzugsweise weibliche Züge, die Patroklos von den andern Helden der Achaier unterscheiden: seine Hingebung an den Freund, sein Mitgefühl mit den Leidenden, seine Hilfsbereitschaft, kurz die natürliche Güte seines Herzens, aus der alle diese Eigenschaften fließen. Man darf wohl gerade hieraus die schwärmerische Zuneigung sich erklären, die Achill für ihn hegt. Auf einen so entschieden heroischen Charakter wie den seinen muß gerade die Weichheit in dem Wesen seines Freundes eine besondere Anziehungskraft ausüben. Zwar ist Achills universale Natur selbst der zartesten Empfindung fähig, und Milde und Güte sind seinem Wesen nicht fremd, aber gerade darum liebt und bewundert er bei seinem Freunde die schöne Entfaltung von Eigenschaften, die bei ihm selbst doch immer wieder seine angeborene Selbstsucht und wilde Heldengröße unterdrücken. So haben seine Gefühle für Patroklos etwas von der Neigung, die den Mann zu dem Weibe hinzieht.

Doch noch in andrer Weise weiß der Dichter die einzigartige Freundschaft zwischen den beiden Jünglingen zu begründen. Schon als Knaben nahm Peleus den Sohn des ihm befreundeten Menoitios in sein Haus auf und machte ihn zum Spielgenossen (θεράπων) des eignen Sohnes.[2] So wuchsen die beiden in vertrautestem Verkehr wie Brüder auf, gewohnt, keinen Gedanken voreinander zu verbergen, und ihre gegenseitige Liebe wurde wie die von Brüdern stark und innig, zugleich aber ruhte auf ihr der zarte Duft der Romantik, der den Herzensbund nicht blutsverwandter Menschen so anziehend macht. Die schöne Zeit im menschlichen Leben, in der die junge Menschenknospe sich erschließt, den Übergang vom Knaben- zum Jünglingsalter, wo ein edles Herz für alles Große empfänglich ist und in überwallender Empfindung den Gleichgesinnten sucht, diese schöne Zeit haben sie gemeinsam verlebt und genossen.

[1] Ψ 66. — [2] Ψ 84 ff.

Noch einen Zug motivierender Charakteristik nehmen wir hierbei wahr. Wir hören nämlich, Menoitios habe damals den jungen Patroklos aus seiner Heimat entfernt, weil dieser beim Würfelspiel einen Knaben im Zorn, ohne es zu wollen, erschlagen hatte.[1] Das scheint zuerst dem Bilde zu widersprechen, das wir uns von dem allzeit freundlichen Jüngling gemacht haben. Aber wenn wir der Anregung nachgehen, die uns der Dichter dadurch gibt, so erhalten wir doch wieder neue, unerwartete Aufschlüsse. Es soll nicht besonders betont werden, daß sich dadurch die Dankbarkeit und der Gehorsam erklären, die Patroklos dem Hause des Peleus schuldet; wichtiger ist die Perspektive, die wir für die Entwicklung seines Charakters gewinnen. Auch ihm war ursprünglich die rasche Leidenschaftlichkeit nicht fremd, deren verhängnisvolle Wirkung Achill durch schweres Leid auf der Höhe seines Lebens kennen lernte. Aber für ihn war das Verderbliche des Zornes, der den Menschen bemeistert, eine Jugenderfahrung. Jugendeindrücke pflegen tief im menschlichen Gemüt zu haften, und so lernte er früh die schlimme Leidenschaft bezähmen, und seiner natürlichen Güte gesellte sich als Frucht einer frühen, ernsten Lebenserfahrung Besonnenheit. Indessen die angeborene Erregbarkeit verblieb seiner Seele; sie zeigt sich bei ihm in der Lebhaftigkeit aller edleren Empfindungen, so in der Art, wie er sich über Achills Starrsinn bei der Not seiner Landsleute innerlich empört. Vor allem aber findet jene Handlungsweise, die seinen Untergang herbeiführt, durch diesen vom Dichter spät erwähnten Charakterzug noch nachträgliche Begründung. Im Übermaß des Eifers für die gute Sache läßt er sich hinreißen, dem gemessenen Befehl des Freundes, umzukehren, sobald er die Troer aus dem Schiffslager vertrieben, zuwiderzuhandeln und dem unverbrüchlichen Gesetz, das er sich gemacht, seinen Willen dem des Freundes unterzuordnen, untreu zu werden.

So fällt unser Held nicht ohne eigne Schuld. Dadurch wird das schmerzliche Gefühl, daß gerade die liebenswerte

[1] Ψ 85 ff.

Seite seines Charakters, sein Mitgefühl für die Bedrängnis seiner Landsleute, es sein muß, was seinen frühen Untergang herbeiführt, in etwas gemildert. Der Dichter, der in seiner naiven Auffassung der Dinge den letzteren Zusammenhang zwischen Charakter und Schicksal des Helden scharf beleuchtet,[1] ruft uns doch auch die andre Seite des Verhältnisses nachdrücklich in Erinnerung. Es klingt wie schneidender Hohn, wenn Hektor dem sterbenden Menoitiaden zuruft, gewiß habe ihm Achill aufgetragen, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis er Ilios erstürmt und ihn selbst getötet habe.[2] Gerade das Gegenteil ist der Fall. Daß er gegen den Willen des Freundes Ilios zu nehmen gedenkt, kostet ihm Sieg und Leben.

3. Agamemnon.

Patroklos' edle Persönlichkeit und sein trauriges Geschick haben ihn zum Liebling aller gemacht, die Homers Epos lesen, und der Dichter selbst, so sehr er, wie bekannt, mit scheinbarer Kälte und Unempfindlichkeit jedes persönliche Gefühl für seine Helden zurückhält, läßt doch ihm gegenüber seine Teilnahme bisweilen unzweideutig erkennen, indem er ihn wie einen ihm persönlich Nahestehenden freundlich anredet.[3] Darum kann eine dem selbstlosen Freunde Achills in allem so völlig entgegengesetzte Natur wie die seines selbstsüchtigen Gegners Agamemnon die Sympathie des Dichters nicht besitzen. Aber mag dieser auch den rücksichtslosen Beleidiger des Peliden nicht eben lieben, mag er als Mensch Partei ergreifen für den Gekränkten, als Künstler hegt er keinen Groll, ist er gerecht gegen alle Gebilde seiner Hand, er gibt einem jeden seiner Helden, was ihm zukommt. So hat er dem Atriden viele Züge verliehen, die sein Bild unsympathisch machen, und er mußte es tun; aber er ist weit entfernt, ihn deshalb auch, wozu der zürnende Achill eher geneigt ist, in allem andern herabzusetzen oder gar verächtlich

[1] *Π* 46. — [2] *Π* 838 ff. — [3] *Π* 787 (vgl. *Λ* 604).

zu machen. Er bleibt ihm immer der Fürst der Völker, er hat ihn möglichst geschont und, wo er irgend konnte, königlich ausgeschmückt.

So ist der Atride in seiner äußeren Erscheinung eine überaus prächtige Figur. Wir sind Zeugen, wie er sich in seine kostbaren Waffen hüllt, wie er das uralte, prächtige Zepter in seiner Hand bewegt.[1] Wie der führende Stier in der Herde weidender Kühe, so zeichnet er sich aus im Heere der Achaier und ihrer Führer.[2] Dreier Götter verschiedenartige Schönheit muß dazu dienen, unsre Einbildungskraft anzuregen, ein würdiges Bild des Königs zu erschaffen. An Haupt und Augen gleicht er dem Zeus, an Breite der Brust und Schultern dem Poseidon und dem Ares in der Schlankheit des Leibes.[3] Seine Gestalt vor allen andern lenkt des Priamos Blicke auf sich, als er vom Skäischen Torturm das Heer der Achaier überschaut. Wohl überragen andre Helden ihn an Leibeslänge, aber noch nie glaubt der Greis einen Mann gesehen zu haben, so schön und stattlich, wie ihn, eine wahrhaft königliche Erscheinung.[4] Helena, die ihn über des Helden Persönlichkeit belehrt, sagt rühmend, er sei beides, ein guter König und gewaltiger Lanzenschwinger.[5]

Dies letztere ist in der Tat im ganzen Heere anerkannt. Deshalb beten, als von den Helden, die zum Zweikampf mit Hektor sich bereit gefunden haben, die Entscheidung des Loses angerufen wird, die Achaier zu Zeus, es möge das Los den Aias treffen oder des Tydiden Sohn oder den König des goldreichen Mykene selbst. Als einen der ersten Helden des Heeres bewährt er sich auch wirklich im Kampf. Man gewinnt eine große Meinung von seiner Tapferkeit und seinem Vermögen, wenn man ihn nach dem vergeblichen Versuch, Achill zu versöhnen, in die Schlacht begleitet und auf seinem Heldengange Zeuge ist, wie ein Paar von Kriegern nach dem andern vor ihm in den Staub sinkt. Er kämpft wie ein Löwe. Zwei herrliche Gleichnisse[6] bringen uns im Bild des

[1] *Λ* 16 ff., *B* 100 ff. — [2] *B* 480 f. — [3] *B* 478 f. — [4] *Γ* 169 f. — [5] *Γ* 179. — [6] *Λ* 113 ff., 172 ff.

Königs der Tiere die unbändige Kraft und Mordlust des königlichen Kriegers nahe. Seine Tapferkeit hat einen besonders stürmischen Charakter. Wie das Feuer prasselnd in den Wald fällt und seine Glut nach allen Seiten verbreitet, so stürzt er in die Reihen der Feinde.[1] Allen voran will er kämpfen.[2] Den leidenschaftlichen Streiter meidet selbst Hektor, von einer göttlichen Stimme gewarnt. Als er bereits durch einen unvorhergesehenen Angriff verwundet ist, kämpft er noch fort mit Lanze, Schwert und mächtigen Steinen. Erst als das Blut der Wunde gerinnt, springt er auf seinen Wagen, um zu den Schiffen zurückzufahren. Gegenüber solcher Betätigung seiner Kraft und seines persönlichen Mutes, die auch sein Gegner Hektor nach des Fürsten Abgang voll anerkennt,[3] kann uns der Vorwurf der Feigheit, den ihm Achill im Vollgefühl der eignen kriegerischen Überlegenheit in einem Augenblick höchster Erregung macht,[4] nicht beirren. Nimmt er doch selbst nach seiner Aussöhnung mit dem König diesen Tadel mit feinem Takt gewissermaßen wieder zurück, wenn er bei der Leichenfeier des Patroklos die Kraft und Geschicklichkeit des Königs im Speerwurf als unerreicht unter den Achaiern anerkennt[5] (S. 127).

Also ein trefflicher Lanzenschwinger, ein hervorragender Kriegsheld ist ohne Zweifel der Atride. Aber dürfen wir auch in das Lob einstimmen, das seine einstige Schwägerin seinen Herrscherfähigkeiten zollt? Ist er wirklich ein guter König? Wenn wir bedenken, wie viel Unheil er über das ihm anvertraute Volk durch seine Schuld bringt, müssen wir es wohl verneinen. Gleich sein erstes Auftreten in der Dichtung zeigt ihn uns als einen Verderber seines Volkes. Es ist der bleibende Eindruck, den wir von dem Völkerhirten empfangen.

„Ein Vater, ein Priester Apolls, ein schonungswürdiger, unantastbarer Greis kommt unter dem Schutze seines Gottes, um seine geraubte Tochter zu bitten. Er spricht weder Mitleid noch Erbarmen an, er will sie nur, und zwar überreichlich,

[1] *A* 155 ff. — [2] *A* 217. — [3] *A* 288. — [4] *A* 225 ff. — [5] *Ψ* 890 f.

loskaufen. Seine kurze Bitte ist so geziemend, so artig, daß sich alle Achaier für ihn verwenden. Aber welche harte, ungeziemende Antwort gibt der König dem flehenden Alten. Herrisch weist er ihn fort von den Schiffen, heißt ihn eilen, wenn ihm sein Leben lieb sei, und droht ihm mit seinem Zorne, wenn er ihm je wieder begegne." Wie scharf ist in dieser kurzen Szene die ungerechte Selbstsucht, der Grundzug im Wesen des Fürsten, gezeichnet! Wo sein Interesse im Spiele ist, kann er nicht billig urteilen. Weil ihm des Priesters Verlangen ein Opfer zumutet, sieht er darin schon eine Provokation, und erregt ruft er ihm zu, er solle ihn nicht reizen.[1] Daß die Fürsten sich für ihn verwenden, macht ihn nicht willfähriger, vielmehr steigert es nur seinen Unwillen zum Grimme. Rücksichtslos setzt sich seine Eigenliebe dem Wunsche aller Geronten entgegen. Je mehr er im Innern dunkel empfinden muß, wie ungerecht sein Standpunkt ist, mit um so schrofferer Beleidigung begegnet er dem Priester. Ihn hält nicht die Rücksicht auf das Alter des Mannes von schmählicher Kränkung zurück, auch nicht der Gedanke, daß er der Vater des Mädchens ist, das sein Wohlgefallen in so hohem Grade erregt hat, daß er sie selbst seiner ehelichen Gemahlin vorzuziehen geneigt ist.[2] Welches Licht fällt dadurch auch auf sein Verhältnis zum Weibe, das ihm nur der Gegenstand sinnlicher Begierde, ein mehr oder weniger wertvoller Besitz ist! Die Züge von Härte und Roheit, die uns hier gleich zu Beginn im Charakterbild des Königs entgegentreten, finden wir später auf dem Schlachtfeld wieder. Es ist doch kein Zufall, wie wir früher (S. 67) schon ausführten, daß gerade er es ist, der sich mehrmals eines um Mitleid flehenden, wehrlosen Feindes nicht erbarmt. Zwar billigt der Dichter es ausdrücklich, daß er den Adrestos niederstößt, als ihn sein gutherziger Bruder schonen will,[3] aber das leidenschaftliche Wort, das er dabei spricht, selbst der Knabe im Mutterleibe dürfe dem Tode nicht entrinnen,[4] zeugt doch von einer roheren Gesinnung. Noch mehr gilt dies von seinem Verhalten gegen die Antimachossöhne, von deren Bitten er

[1] *A* 32. — [2] *A* 113 f. — [3] *Z* 62. — [4] *Z* 58 f.

nicht nur ungerührt bleibt — das kann man ihm nach ihres Vaters Frevel nicht verdenken — sondern deren toten Leib er noch mißhandelt und verstümmelt[1] ohne jede Spur jener tiefsittlichen Empfindung, daß es nicht schön sei, noch über den Tod hinaus den Haß fortzusetzen. So schlägt er auch dem Koon, der ihn verwundet hat, im Zorne das Haupt vom Rumpfe.[2] Dadurch wird im Bilde Agamemnons der Zug gemütloser Grausamkeit ohne Zweifel verstärkt, den ihm jene herzlose Behandlung des Priesters von vornherein gegeben hat.

Aber nicht nur herzlos ist diese Behandlung, sondern auch höchst unbesonnen. Denn auch den Gott beleidigt der König in seinem Priester. „Apoll steigt vom Olymp herab, seine Pfeile fliegen, die Menschen sterben, die Holzstöße flammen. Doch er, der durch sein Verhalten das Verderben der Völker geworden ist, macht sich keine Gedanken, ob er vielleicht an ihrem Untergange schuld sei, noch sucht er Mittel dagegen." Ja, als in der Versammlung des Heeres der weise Seher den Grund enthüllt und als Mittel, den Zorn des Gottes zu versöhnen, die unentgeltliche Rückgabe des Mädchens bezeichnet, da fällt er, statt sein Unrecht zu erkennen und den Fehler bereitwillig wieder gut zu machen, düsteren Sinnes und zornfunkelnden Auges mit Schmähworten über den unschuldigen Seher her und erhebt alsdann die unbillige Forderung, daß man ihm als Ersatz für Chryseis sogleich eine andre Ehrengabe verschaffe, was doch nicht angeht, weil die ganze Beute bereits aufgeteilt ist. Als Achill ihm dies vorhält, wird er dadurch nur zu der weitergehenden Forderung veranlaßt, daß man ihm irgendeines Fürsten Ehrengabe zuweise, damit nicht er allein einer solchen entbehre. Durch eine heftige Entgegnung Achills, der schon vorher seinen Groll dadurch erregt hat, daß er den Seher in seinen Schutz genommen, läßt er sich dann zu der Unbesonnenheit hinreißen, dem Peliden in bestimmtester Weise anzukündigen, er werde dessen Sklavin Briseis sich zueignen, welches unbefugte Machtwort er auch wirklich, nachdem er doch Zeit zu besserer Überlegung gehabt hat, vollführt. Ein folgenschwerer Fehler, den

[1] *A* 145 ff. — [2] *A* 261.

besten der Achaier durch eine nicht wieder gut zu machende öffentliche Beschimpfung sich zu entfremden!

Finden wir in diesem seinem Verhalten in der Versammlung dieselbe ungerechte Gesinnung wie in seinem Benehmen gegen den Priester, derzufolge er seinen Unmut an Unschuldigen ausläßt, so tritt hier noch stärker als dort die tiefere Ursache seines Handelns hervor, sein königlicher Dünkel. Es erscheint ihm unerträglich, daß er, der Fürst der Heerscharen, allein ohne Ehrengabe sein solle; er meint, sein königliches Ansehen müsse darunter leiden.[1] Deshalb wird er sich seines Unrechts gar nicht bewußt. Das Übermaß des Stolzes verwehrt ihm eine vorurteilslose Betrachtung der Dinge, der Hochmut verwirrt seinen Sinn, daß er nicht zu unterscheiden vermag, worauf er als Herrscher zu halten hat und worauf er als Mensch verzichten muß. Immer ist er geneigt, seine Person an Stelle der Sache zu setzen. Es gibt für selbstsüchtige Naturen keine größere Verführung als die Macht, dem fürstlichen Dünkel entschwindet der Maßstab für das Urteil. So verfällt der König der Ate, der Verblendung. Er vermag nicht voraus zu blicken, noch zurück, daß die Völker ihm wohlbehalten bei den Schiffen kämpfen, so sagt Achill.[2] Und weil er mit der Rücksichtslosigkeit, die wir an ihm kennen, und seiner leidenschaftlichen Energie seine Gedanken in Taten umsetzt, erwächst aus der Ate die Hybris, der die Strafe auf dem Fuße folgt.

Zunächst freilich kommt dem König seine heillose Verblendung noch keineswegs zum Bewußtsein. An der Spitze des gewaltigen Heeres, dessen Anblick auf Priamos einen so tiefen Eindruck macht, daß er nicht Worte genug findet, das Glück des Führers all dieser Scharen zu preisen, fühlt er sich stark und sicher genug, selbst des tapfersten seiner Helden entraten zu können. Daher hat er nur Hohn zur Antwort, als dieser ihm im Verlauf ihres Zwistes ankündigt, seine Sache von der der Achaier trennen zu wollen. „Bei mir sind noch andre, die mich ehren werden", ruft er aus, „vor allen aber der Ratspender Zeus."[3] Ein Wort königlichen

[1] *A* 118 f., 133 f. — [2] *A* 343 f. — [3] *A* 174 f.

Selbstgefühls, das er bald als schweren Irrtum erkennen soll! Denn der Götterkönig gibt nicht ihm, dem Fürsten der Völker, sondern dem königlich Gesinnten die Ehre; er nimmt den Beleidigten in seinen Schutz. Um Agamemnon zu strafen, benutzt er eben seinen Dünkel und gibt seinen stolzen Hoffnungen im Traume eine feste, greifbare Gestalt und scheinbare Gewähr. Er nährt in dem Fürsten den verderblichen Wahn, er könne Achill zum Trotz Ilios an einem Tag im Sturme nehmen; und so tut derselbe unter dem Banne des trügerischen Traumgesichts in der Morgenfrühe den Geronten seine Absicht kund, das Heer gegen die Stadt zu führen und zuvor dessen Kriegslust und Anhänglichkeit an ihn zu prüfen. Obwohl nun der Erfolg dieser Prüfung ein ganz andrer ist, als er erwartet hat, und die, wie er meinte, herrliche List völlig mißrät und obwohl nur durch des klugen Odysseus Eingreifen eine Katastrophe abgewandt wird, läßt sich der Atride doch durch dieses bedenkliche Zeichen keineswegs warnen und in seinen kühnen Hoffnungen beirren. Beim Opfer vor der Schlacht gibt er in dem Gebet an den Kroniden, seinen Verderber, diesen Hoffnungen den stolzen Ausdruck, der Abend solle nicht nahen, ehe er des Priamos Palast mit Feuer zerstört und Hektors Chiton an seiner Brust mit dem Speere zerrissen habe.[1] So führt der verblendete Fürst seine Völker in einen Kampf, der, statt mit Trojas Eroberung zu enden, schließlich zu einer entschiedenen Niederlage der Seinen führt.

Die schlimmen Folgen seiner Unbesonnenheit üben eine unerwartete Rückwirkung auf den König aus. Wie kontrastieren mit jenem stolzen Gebet an Zeus vor Beginn des Kampfes die schmerzlichen Worte, die er in der Bedrängnis der Schlacht unter Tränen an den schicksalwägenden Gott richtet, sein Vorwurf, er habe ihn getäuscht, und die demütige Bitte, er möge wenigstens seinen Achaiern das Leben retten, sie nicht ruhmlos von den Händen der Troer hinmorden lassen.[2] Dementsprechend erscheint er nach der verlorenen Schlacht verzagt und seinen Mitteln mißtrauend, wie er sie

[1] *B* 412 ff. — [2] *Θ* 236 ff.

vorher überschätzt hatte. In dieser niedergedrückten Stimmung macht er den schimpflichen Vorschlag der Flucht, der von Diomedes so energisch zurückgewiesen wird. Daß er denselben Vorschlag, den er einst in dünkelhafter Verblendung nur ausgesprochen, um das Heer zu prüfen, jetzt in bitterem Ernste wiederholt,[1] gehört zu den vom Dichter gewählten Kunstgriffen, um scharf und nicht ohne Ironie eine Situation zu beleuchten. Eine völlige Wandlung hat sich im Gemüt des Fürsten vollzogen. Kleinmütig legt er nunmehr im Rat der Geronten ein rückhaltloses Bekenntnis seiner Schuld ab, und in dem Bestreben, wieder gut zu machen, was er verfehlt, kann er sich nicht genug tun im Aufzählen von Gaben aller Art, durch die er den Beleidigten zu versöhnen gedenkt. Freilich verfehlt dieses reiche Angebot seine Wirkung bei diesem gänzlich, der Versuch, ihn umzustimmen, schlägt fehl; und so sehen wir denn den Völkerhirten in der Stille der Nacht ruhelos auf seinem Lager, verzweifelnd, mit sich selbst zerfallen; seufzend rauft er sich die Haare, wenn er hinschaut zu den Lagerfeuern der Troer und dann wieder zu den Schiffen der Achaier.[2] „Es erfolgt dann jenes Umherwandeln in tiefer Nacht, da der Schlaflose die ihm untergebenen Fürsten wecken muß, um für seine Ratlosigkeit bei ihnen Trost zu suchen."

Wer wollte die Wahrheit dieser Charakteristik verkennen! Der Umschlag von Übermut und stolzer Zuversicht zu Niedergeschlagenheit und Kleinmut, von Hoffart und Prahlsucht zur Demut und Bescheidenheit, den wir bei Agamemnon wahrnehmen, ist die folgerichtige Entwicklung seines Charakters bei dem plötzlichen Wechsel der Verhältnisse. Denn sein Selbstbewußtsein ruht nicht auf dem berechtigten Gefühl eignen hohen Wertes, das in jeder Lebenslage Sicherheit verleiht, sondern es schöpft seine Kraft aus seiner königlichen Stellung, seiner Macht, seinem Reichtum, aus dem, was er hat, nicht aus dem, was er ist. Darum wird es, als seine Grundlagen ins Wanken kommen, von Grund aus mit erschüttert. Wie aber dann der Gedanke an seinen fürstlichen Reichtum

[1] *I* 26 ff. = *B* 139 ff. — [2] *K* 9 ff.

ihn auch wieder aus seiner Selbsterniedrigung aufzurichten imstande ist, zeigt sich, als er nach Aufzählung der überreichen Geschenke, die nur er, der König des goldreichen Mykene, zu bieten vermag und an deren überzeugender Kraft er nicht zweifelt, seine Rede nachdrucksvoll mit der Forderung schließt, Achill möge sich überwinden und sich ihm unterordnen, der so viel älter und königlicher sei — Worte, die der kluge Odysseus dem Peliden auszurichten nicht für gut hält. Anderseits fehlt es auch nicht an Anzeichen, die schon vor seinem Zusammenbruch erkennen lassen, daß Agamemnon so sicher und zuversichtlich im tiefsten Innern doch nicht war, wie er sich gab. Schon daß er, durch den trügerischen Traum zur Wiederaufnahme des Kampfes bestimmt, dem Heere seine wahre Absicht verhehlt, ja, um es zu prüfen, den gerade entgegengesetzten Vorschlag macht, läßt doch auf eine innere Unsicherheit, ein in der Tiefe seines Herzens vorhandenes Mißtrauen in die Bereitwilligkeit und Anhänglichkeit des Heeres schließen, das nach den vorausgegangenen Mißgriffen allerdings sehr berechtigt ist. Zugleich beweist dies Verfahren, daß der Atride weit entfernt ist von Achilleischer Gradheit, daß sein unaufrichtiger Charakter die krummen Wege liebt, die er als das Natürliche, Selbstverständliche hinstellt (ἡ θέμις ἐστίν).[1] Selbst in dem Augenblick, wo er am stolzesten und trotzigsten erscheint, als er Achills Sklavin sich zueignet, ist ein Zwiespalt zwischen seinem Tun und innersten Empfinden unverkennbar. Eine heimliche Furcht vor Achill und die Vorahnung, daß er doch noch einmal genötigt sein könnte, ihn sich zu versöhnen, müssen ihn wohl beherrschen. Könnte er anders bei seinen Versöhnungsvorschlägen bezüglich der Briseis sich zu dem Schwur erbieten,[2] den er später wirklich zu leisten vermag, daß er sich nicht nach damaligem Heldenrecht in den Besitz ihrer Person gesetzt habe? Mag er auch in der Erregung des Streites mit Achill geglaubt haben in seinem Recht zu sein, selbst bei der Drohung, er werde ihm seine Ehrengabe nehmen: sobald er von Worten zur Tat schritt, wird er an deren Berechtigung doch irre geworden

[1] *B* 73. — [2] *I* 132 f.

sein und ein heimliches Gefühl ihn vor ihr gewarnt haben. In der durch Odysseus' Bemühen erneuten Versammlung nimmt er bereits unter dem Eindruck der Mißstimmung des Heeres die Schuld des Streites mit Achill auf sich und stellt seine baldige Versöhnung mit ihm in Aussicht.[1]

Tiefere sittliche Erwägungen liegen ihm freilich dabei ganz fern; ihm ist der Erfolg maßgebend für die Beurteilung des Handelns, und sehr bezeichnend begründet er das Eingeständnis seiner Schuld nach der verlorenen Schlacht damit, daß der Mann, den er gekränkt, so große Ehre bei Zeus genieße.[2] Darum ist es von hohem psychologischem Interesse, sein Verhalten bei der Aussöhnung mit Achill zu beobachten. Die Gefahr ist durch des letzteren Entschluß, am Kampfe wieder teilzunehmen, beseitigt, und es ist kein Grund mehr für Agamemnon zum Kleinmut. Immerhin aber ist die Situation für ihn peinlich genug. Man erwartet, daß er jetzt vor Achill freiwillig ein ebenso unumwundenes Bekenntnis seiner Schuld ablege, wie es ihm einst der Ernst der Lage abgezwungen hatte. Das empfindet der Atride auch sehr wohl. Er spricht von seinem Platze aus,[3] um bescheiden zu erscheinen. Im Eingang seiner Rede bemerkt man eine bei ihm ungewohnte Befangenheit und Unsicherheit. Indem er dann aber dazu übergeht, sich dem Peliden zu erklären, kommt es doch nicht zu einem herzlichen Wort des Bedauerns, sondern er weiß die Verantwortung für sein Tun von sich auf die Götter zu schieben, die ihn betört hätten, deren Einwirkungen ein Sterblicher sich eben nicht entziehen könne.[4] Und nun spricht er in schönen Worten von dem Wesen der Ate und sucht durch einen lang ausgesponnenen, aber für die Art seines eignen Vergehens wenig zutreffenden Mythus von der Betörung des Zeus die Aufmerksamkeit von sich abzulenken auf den höchsten Gott, mit dem sich — zur Entschuldigung des eignen Fehlers — zu vergleichen er nicht ansteht. Wie unwahr und dünkelhaft erscheint er noch immer nach all den Erfahrungen, die er gemacht hat; wie klein neben Achill, dessen Größe und Zartheit auch in dieser Situation sich nicht verleugnet!

[1] *B* 378 f. — [2] *I* 116 ff. — [3] *T* 77. — [4] *T* 86 f., 90.

Es lag nicht im Plan des Dichters und konnte nicht darin liegen, im Charakter Agamemnons eine innere Entwicklung, einen durch Lebenserfahrungen sich vollziehenden wirklichen Wandel, wie wir ihn bei Achill wahrnehmen, darzustellen. Selbstsüchtige Naturen, wie die seine, pflegen sich in ihrem Wesen nicht zu verändern und wachsen höchstens an Lebensklugheit. Zudem steht der Atride im reifsten Lebensalter, was von dem Manne, dessen Führung ein so gewaltiges Heer anvertraut ist, schon ohne weiteres anzunehmen wäre, aber auch durch die Tatsache, daß er erwachsene Töchter besitzt,[1] noch ausdrücklich bezeugt ist. Wie nun gerade dieses Lebensalter den in Agamemnon dargestellten Typus ohne Zweifel am schärfsten ausgeprägt zeigt, so verbürgt es auch anderseits die Stetigkeit des Charakters. So denkt denn Achill von der Sinnesart des Atriden am Schlusse der Ilias nicht anders als vorher. Ängstlich trägt er Sorge, daß dieser von der Anwesenheit des Priamos in seiner Hütte nichts erfahre, damit die Lösung Hektors keinen Aufschub erleide.[2] Diese von Achill ausgesprochene Besorgnis mischt sich auch in die Träume des Greises. Der Gott Hermes, zu seinen Häupten stehend, treibt ihn zur Eile. Dreimal so viel Lösegaben, so ruft er ihm zu, müßten seine Söhne für ihn zahlen, wie er für Hektors Leichnam gegeben, wenn Agamemnon und die andern Achaier ihn hier wüßten.[3] Welch grelles Licht wird hier noch einmal auf den Völkerhirten geworfen! Der Greis, der in der Lagerhütte des Jünglings, dem sein Sohn das größte Weh bereitet hat, ruhig schläft, muß befürchten, daß ihn der Atride festhalten werde, um ein Lösegeld von ihm zu erpressen, ohne Rücksicht auf sein Alter, ohne Mitleid mit seinem Unglück, ohne Scheu vor den Göttern, unter deren Schutz er gekommen ist. Das ist das Bild jenes Agamemnon, der zu Beginn der Dichtung mit barschem Wort den greisen Chryses hartherzig von sich weist.

Wir erinnern uns, daß der Vorwurf der Habsucht, der hier dem Atriden gemacht wird, einst in öffentlicher Versammlung auch von Thersites gegen ihn erhoben und diese Un-

[1] *I* 144 ff. — [2] *Ω* 650 ff. — [3] *Ω* 686 ff.

tugend zugleich mit der der Wollust als sein eigentliches Motiv für die Aufnahme des Kampfes gegen die Troer hingestellt wurde.[1] Allein das ist eine boshafte Übertreibung des argen Hetzers, der dem Streit des Königs mit Achill um Briseis, in dem doch sein königlicher Stolz das Treibende war,[2] natürlich die gehässigsten Beweggründe unterschiebt. Damit soll freilich nicht geleugnet werden, daß Gewinnsucht und Sinnlichkeit der selbstsüchtigen Natur des Fürsten keineswegs fremd sind — nicht ganz mit Unrecht wirft ihm Achilleus beides vor[3] — aber sie erscheinen bei ihm nicht in der Stärke von Leidenschaften, die ihn bemeistern. Das Niedrige, Verächtliche hat Homer von ihm ferngehalten. Agamemnon ist klug genug und auch fähig, seine persönlichen Wünsche zu unterdrücken, wenn das Wohl der Gesamtheit es erfordert. Sofort verzichtet er auf den Besitz der Chryseis, als er hört, daß das zur Rettung des Heeres notwendig sei.[4] Und so sehr er den Besitz liebt,[5] seine Begehrlichkeit artet nicht in Formen aus, die sein Charakterbild wirklich entstellten. Er weiß sich von seinen Schätzen zu trennen; die Fülle der Sühnegaben, die er Achill bietet, zeugt davon, daß der Geiz, der häßlichere Bruder der Habgier, keine Macht über ihn hat.

Agamemnon vermag Opfer für die Gesamtheit zu bringen, und er ist besorgt um das Wohl und Wehe der Seinen. Dies Verantwortlichkeitsgefühl ist eine der wenigen erfreulichen Seiten im Charakter des Königs. Er waltet seines Amtes mit Ernst und Pflichtgefühl. Freilich im letzten Grunde ist sein Wirken auch hier selbstisch. Die Sache der Gesamtheit ist ja seine eigne, ihr Wohl von dem seinen nicht zu trennen. Diomedes bemerkt sehr richtig, daß dem König der Ruhm zufalle, wenn die Achaier Ilios nähmen, ihn aber auch die Schmach bei unglücklichem Ausgange des Unternehmens treffe.[6] Aber hier, wo die beiderseitigen Interessen zusammenfallen, erscheint des Königs Tatkraft als hoher Vorzug. Denn eine kraftvolle, energische Natur ist er ohne Zweifel. Seine Autorität ist wohlgegründet und wird auch durch seinen sehr bedenklichen

[1] *B* 225 ff. — [2] *A* 118 f., 133 f., 184 ff. — [3] *A* 122, *I* 336 f. — [4] *A* 116 f. — [5] vgl. *H* 470 ff. — [6] *Δ* 415 ff.

Streit mit Achill nicht eigentlich erschüttert. Er selbst gibt in dieser für einen Fürsten recht mißlichen Lage, vor einem von Mißtrauen erfüllten Volk sich selbst anklagen zu müssen, einen Beweis davon, wie er es versteht, sein volles königliches Ansehen doch zu wahren.[1] Nestor erkennt es auch ausdrücklich an, daß er mit Herrscherkraft und Herrscherwürde seines hohen Amtes walte.[2] Wie er in der Schlacht über den Taten des Kriegers die Aufgabe des Führers nicht vergißt,[3] so verdienen insbesondere vor Beginn des Kampfes der Eifer und die Rührigkeit, womit er seine Feldherrnpflicht erfüllt,[4] unsre volle Anerkennung. Indem er ermunternd die Reihen durcheilt, darf er es wagen, die hervorragendsten Helden zu schelten, und der tapferste von ihnen nimmt selbst einen unbilligen Verweis von ihm gelassen hin in gerechter Würdigung der Verantwortung, die der Völkerhirte für den Ausgang des Kampfes trägt. In diesem Sinne eines mit großer Tatkraft und hohem Pflichtgefühl verbundenen selbstbewußten Königtums ist es wohl gemeint, wenn Helena ihren Schwager einen guten König nennt.

Er besitzt auch nicht geringe Lebensklugheit und das für einen Fürsten notwendige Geschick der Menschenbehandlung — trotz der unverzeihlichen Torheit, mit der er den ersten Helden des Heeres sich entfremdete. So gibt er seinem Bruder kluge Verhaltungsmaßregeln für seinen Verkehr mit den Fürsten, heißt ihn bescheiden auftreten und einem jeden in der Anrede die ihm gebührende Ehre geben.[5] Er versteht es auch, zur rechten Zeit lächelnd ein Wort zurückzunehmen, durch das er — wohl nicht ohne Absicht — einen Helden verletzt hat.[6] Besonders weiß er die Autorität des Alters für seine Zwecke zu nutzen durch eine aufmerksame, rücksichtsvolle Behandlung der Ältesten, des Idomeneus[7] und vor allem des Nestor.[8] Daß das zuweilen nicht ohne plumpe Schmeichelei geschieht, die schwerlich so ganz ernst gemeint ist,[9] beweist, wie leibhaft dem Dichter seine Helden bei jedem Wort, das sie sprechen,

[1] *B* 391 ff. — [2] *B* 344 f. — [3] *Θ* 220 ff., *Λ* 275 ff. — [4] *Λ* 223 ff. — [5] *K* 67 ff. — [6] *Δ* 356 ff. — [7] *Δ* 256 ff., *B* 405, *A* 145 verglichen mit 138. — [8] *B* 21, *Δ* 311 ff. — [9] *B* 370 ff.

vor Augen stehen. Wie viel feiner ist doch die Huldigung, die Achill dem Alter Nestors zollt! Aber eine wahre, innere Ehrfurcht vor dem Alter — das beweist sein Verhalten gegen Chryses — ist ja Agamemnon fremd. Das schließt natürlich nicht aus, daß er dem greisen pylischen Fürsten persönlich wirkliche Hochachtung und Zuneigung entgegenbringt; denn er weiß sehr wohl, was er an ihm hat. Im übrigen darf man doch sagen, daß er seiner Umgebung kühl und berechnend gegenübersteht. Die Menschen sind ihm so weit von Wert, als er sie braucht. Auch ist sein dynastisches Selbstgefühl für ihn bei der Wertschätzung der Menschen mitbestimmend. Selbständige Naturen von starkem Selbstbewußtsein und besonderem Ansehen bei dem Heere betrachtet er, so scheint es, mit einiger Eifersucht. In seinem Streit mit Achill bricht ohne Zweifel ein längst gehegter Groll hervor, das geheime Gefühl der Mißgunst wegen dessen kriegerischer Überlegenheit[1] und des Unwillens über seine Selbständigkeit.[2] Auch Odysseus ist, wie mich dünkt, kein Mann nach seinem Herzen. Hat er doch für dessen so kluge, wie erfolgreiche Behandlung des meuterischen Heeres kein Wort des Dankes, während er das weit geringere Verdienst Nestors, der allerdings hauptsächlich zur Wiederherstellung seiner königlichen Autorität das Wort ergriffen hat, überschwenglich preist.[3] Danach darf man wohl auch in der Reihenfolge, in der er die Fürsten zum Opfer ladet,[4] eine gewisse Zurücksetzung des Laertiaden erkennen, und man wird die Vermutung nicht abweisen, daß sogar der Anlaß zum Tadel dieses Helden bei der Musterung dem Völkerfürsten nicht ganz ungelegen kommt.[5] Und ist es nur ein Zufall, daß derselbe zu der nächtlichen Beratung nur die Helden aufzuwecken gedenkt, die er bei jener Musterung mit reichem Lobe bedacht hat, die von ihm Getadelten dagegen erst durch Nestor hinzugezogen werden?[6] Er verlangt in seiner verzweifelten Stimmung eben nach denen, die ihm innerlich am nächsten stehen. Ein Held aber wie der gutmütige Aias ist ihm sympathischer als der selbstgewisse Diomedes.

[1] *A* 176 ff. — [2] *A* 287 ff. — [3] *B* 370 ff. — [4] *B* 405 ff. — [5] *Δ* 336. ff. — [6] *K* 53 f., 108 f.

Während Agamemnon den Menschen im ganzen kühl, zum Teil mit einem gewissen Mißtrauen gegenübersteht, ist sein brüderliches Verhältnis zu Menelaos ganz andrer Art. Seine Liebe zu ihm ist innig, ja fast zärtlich. Das ist von dem Dichter wiederholt und besonders stark hervorgehoben. Als der verräterische Pfeilschuß des Pandaros den Menelaos verwundet, zuckt Agamemnon zusammen, als sei er selbst getroffen, und indem er voll übertriebener Besorgnis diesen schon tot sieht, ergeht er sich in Klagen, die einen echten Schmerz verraten.[1] Freilich vergißt er darüber — so lebenswahr weiß der Dichter zu schildern! — die eigne Person nicht, seine Einbildungskraft malt sich die schlimmen Folgen aus, die des Bruders Tod für ihn und das von ihm geleitete Unternehmen haben werde. Zum zweitenmal zeigt sich seine liebevolle Sorge um den Bruder, als dieser sich auf Hektors Herausforderung allein von den Helden zum Kampfe stellt. Heftig schilt er seinen Unverstand, und um den Unbesonnenen unter möglichster Schonung seiner Eigenliebe zum Verzicht auf den ungleichen, in seinem Ausgang nur zu gewissen Kampf zu bewegen, erhebt er Hektors Tapferkeit in den Himmel, mit dem sich zu messen selbst einem Achill bedenklich erschienen sei.[2] Wie er ihn hier von dem sicheren Tode errettet, weiß er ihn ein andermal klug vor schlimmer Gefahr zu bewahren. Als Diomedes im Begriff ist, sich für seinen Gang ins feindliche Lager aus sechs Helden, die sich dazu erboten, einen Begleiter zu erwählen, gibt ihm Agamemnon mit hinreichender Deutlichkeit zu verstehen, er möge seine Wahl nicht auf Menelaos lenken. Er rät ihm, nicht aus Rücksicht auf den Vorzug der Geburt einen minder Tüchtigen sich zuzugesellen und den besseren Mann im Lager zurückzulassen.[3] Man sieht, selbst hier, wo er nicht selbstsüchtig handelt, ist sein Vorgehen doch keineswegs einwandfrei. Er mißbraucht seine königliche Autorität zugunsten seines Bruders, wenn auch nicht zum Schaden des geplanten Unternehmens. Trotzdem möchten wir diese bevormundende und zur Parteilichkeit verführende brüderliche Liebe bei ihm nicht missen. Sie

[1] *J* 155, 169 ff. — [2] *H* 107 ff. — [3] *K* 233 ff.

gibt dem düsteren Charakterbild des Königs mehr Wärme. Seine strengen Züge erheitern sich, seine kalten Augen blicken freundlicher, wenn sie sich dem blonden Menelaos zuwenden.

Agamemnon steht an der Schwelle der geschichtlichen griechischen Welt als ein Typus des zeusbeschützten Königtums. Er ist nicht, wie der mächtigste, so auch nach seiner Persönlichkeit der erste der Helden. Aber er ist fürwahr kein unbedeutender, schwächlicher Vertreter des fürstlichen Standes. Was wir an ihm vermissen, das ist die wahrhaft königliche Denkart. Er ist als Mensch zu klein für seine überragende Stellung. Darum hebt ihn auch sein hohes Amt nicht zu reiner, edler Menschlichkeit empor, vielmehr unterliegt er nur zu oft der Verführung, die die Macht auf den Unberatenen ausübt. Für die Griechen der geschichtlichen Zeit, die sich von dem Königtum abgewandt hatten, mochte er als dessen echter Repräsentant erscheinen. Aber zu Ausgang ihrer Geschichte, als das Königtum von neuem Griechenland überschattete, erstand der Welt ein andrer, gewaltigerer Herrschertypus. Der König, der damals, wie einst Agamemnon, Griechenlands gesammelte Kraft nach Asien führte, gleicht diesem seinem Vorgänger wenig; aber der geniale, königlich gesinnte, zu frühem Tode bestimmte Jüngling hat gleichwohl sein Vorbild bereits in unsrer großen Dichtung: Agamemnons großen Gegner, den göttlichen Achilleus.

4. Menelaos.

Von jeher haben die Dichter es geliebt, in Brüdern grundverschiedene, ja geradezu entgegengesetzte Naturen einander gegenüberzustellen. Ein solches Paar ungleicher Brüder sind auch die beiden Atriden. Man könnte dies schon nach dem, was über Agamemnons brüderliche Gesinnung gesagt ist, vermuten. Das mag sonderbar klingen; aber bei dem herrschsüchtigen Charakter dieses Mannes ist eine so zärtliche Liebe zu dem jüngeren Bruder nur denkbar, dann aber auch ein sehr feiner psychologischer Zug, wenn derselbe sich ihm willig unterordnet. In der Tat ist ihr Verhältnis zueinander derart, wie es zwischen

Geschwistern in den Kinderjahren zu sein pflegt, wo der Altersunterschied dem Älteren ein natürliches Übergewicht verschafft. Diesem Abhängigkeitsverhältnis ist Menelaos niemals entwachsen. Denn er ist eine bestimmbare, unselbständige Natur, ohne männliche Entschiedenheit. Agamemnon spricht es vor Nestor unumwunden aus, daß ihm die Initiative fehle, er oft lässig und energielos erscheine, will dies aber schonend nicht aus Unlust zur Tätigkeit und mangelnder Einsicht erklären, sondern aus seiner Gewohnheit, auf ihn hinzusehen und von ihm Weisung zu erwarten,[1] wovon wir in der Dichtung allerdings zahlreiche Beweise finden.[2] Es beruht das natürlich auf seinem geringen Selbstbewußtsein dem viel stärkeren, energischeren und rücksichtsloseren Bruder gegenüber. Dieser selbst hat keine große Meinung von seiner Tüchtigkeit. Wenn er ihm in einem Atem die unbestrittene Überlegenheit Hektors vorhält und dann versichert, man werde schon einen Helden finden, dem nur lebend zu entrinnen Hektor froh sein werde,[3] und wenn er dem Tydiden empfiehlt, bei der Wahl eines Genossen, damit diese nicht auf seinen Bruder falle, nicht auf die Geburt, sondern die Tüchtigkeit zu sehen, so geht daraus hervor, daß er ihn nicht den ersten Helden zurechnet. Apoll nennt ihn geradezu einen schwächlichen Lanzenschwinger,[4] ein Ausdruck, der die entgegengesetzte rühmliche Bezeichnung des älteren Atriden durch Helena uns ins Gedächtnis ruft. Freilich ist das Urteil des Gottes ein relatives und aus der Situation heraus zu verstehen, geradeso wie das entgegengesetzte Werturteil Hektors über Menelaos, der, erzürnt über seines Bruders Paris Feigheit, um ihn zu verhöhnen und zu reizen, jenen erhebt und dem weichlichen Bruder zuruft, wenn er ihn bestände, würde er schon erfahren, was das für ein Mann sei, dessen Gattin er entführt habe.[5] Aber es ist doch so viel klar, daß Menelaos ein Held zweiten Ranges ist, was ja auch sein Auftreten in der Ilias immer wieder bezeugt. Als er es wagt, einem Helden wie Aineias entgegenzutreten, läßt es der Dichter nicht ungewiß, daß ohne rechtzeitige Unterstützung ein Kampf mit diesem für ihn hätte verhängnisvoll werden müssen.[1] Daher beginnt seine Aristie erst, als die großen Krieger vom Schauplatz abgetreten sind. Im Kampf bei den Schiffen erringt er Erfolge gegenüber einem Helenos und Helden geringeren Namens,[2] und den Tod des Patroklos rächt er an dem, der diesen zuerst verwundet hat, dem schöngelockten Euphorbos.[3] Sein Zweikampf mit Paris ist ebensowenig geeignet, eine besonders hohe Vorstellung von seiner kriegerischen Tüchtigkeit zu erwecken. Er nimmt sogar eine für ihn bedenkliche Wendung, so daß er schon in seiner Not unmutsvoll dem höchsten Gotte bittere Vorwürfe macht,[4] und nur die verächtliche Haltung des Gegners, der die Gunst des Augenblicks nicht benutzt, ja jegliche Abwehr vergißt, verschafft ihm einen nicht allzu rühmlichen Sieg. An persönlichem Mut fehlt es ihm übrigens nicht eigentlich.[5] Ja, einmal scheint es, als ob der Dichter ihn selbst die Tapfersten im Heere durch seine Kühnheit beschämen lassen wolle, da er sich auf die Herausforderung Hektors, er allein von allen achaischen Helden, zum Zweikampf mit dem troischen Vorkämpfer erhebt.[6] Allein das ist doch nicht der Sinn der Stelle, die vielmehr die Voreiligkeit und Unbedachtsamkeit seines Wesens, wenn er einmal selbständig handelt, dartun soll, ein rasches, hastiges Vorgehen, worauf vielleicht auch Antenor bei der Schilderung seines Auftretens in Ilios hindeutet.[7] Sein Erbieten beruht nicht auf einem wohlerwogenen, festen Entschluß, sondern auf einer raschen Wallung des Bluts, die seinem Herzen, aber nicht seinem Kopfe Ehre macht. Er will mehr, als er vermag, und das ist nicht zu billigen. So steht es ihm auch nicht zu, was Nestor wohl darf, bessere Helden, als er ist, zu schelten, weil sie bei der unerwarteten Forderung des besten feindlichen Kämpfers sich einen Augenblick besinnen. Daß es ihm im tiefsten Herzen wohl gar nicht ganz ernst ist mit seiner Bereitwilligkeit, den Kampf mit Hektor zu bestehen, zeigt seine Nachgiebigkeit, als Agamemnon ihm von dem

[1] *K* 121 ff. — [2] *Z* 61, *H* 120, *K* 61 ff. — [3] *H* 111 f., 116 ff. — [4] *P* 587 f. — [5] *Γ* 53.

[1] *E* 563 f. — [2] *N* 581 ff. — [3] *P* 1 ff. — [4] *Γ* 365 ff. — [5] *P* 570 ff — [6] *H* 94 ff. — [7] *Γ* 213 ff.

gefährlichen Beginnen abrät. Schließlich befindet er sich nicht einmal unter den neun Helden, die sich nach Nestors mahnenden Worten zum Zweikampf mit Hektor erbieten. Nun vergleiche man hiermit noch sein Verhalten, als der Zufall ihm wirklich in der Schlacht den gefürchteten troischen Vorkämpfer entgegenführt! Ein Zurückweichen vor dem überlegenen Gegner wäre für ihn nach den Ehrbegriffen der Zeit an sich nicht unrühmlich gewesen. Aber er steht schützend vor der Leiche des Patroklos, des um ihn und um das ganze Heer so verdienten Patroklos, als Apoll Hektor gegen ihn antreibt. Es besteht für ihn die Pflicht, die Leiche zu verteidigen auch mit Einsetzung seines Lebens. Er ist sich dessen auch wohl bewußt,[1] aber er erwägt demgegenüber die ganze Größe der Gefahr,[2] und in diesem Widerstreit der Empfindungen gibt die Liebe zum Leben, nicht die Ehre den Ausschlag. Er gibt den Leib des Freundes dem Feinde preis und tröstet sich mit dem Gedanken, daß mit diesem sichtbarlich die Gottheit im Bunde stehe.[3] So besteht er in einem überaus wichtigen Augenblick die Probe nicht, auf die sein Heldenmut gestellt ist (S. 58).

Aus allem dem ergibt sich zur Genüge, daß Homer den Menelaos nicht als einen großen Helden betrachtet wissen will. Er stellt ihn dar als „den Zweiten unter den Ersten, recht wie einen Mann, dem eine reizbare Frau einen andern vorziehen mag". So hat er seinen Charakter nach den Voraussetzungen, die sich aus der Handlung der großen Dichtung ergeben, entworfen und folgerichtig durchgeführt.

Dies gilt auch von den Eigenschaften, die wir sonst noch an unsrem Helden bemerken und die gewissermaßen die freundliche Kehrseite seines Charakters bilden. Auch hierin, und hierin ganz besonders, ist er das Gegenteil seines Bruders Agamemnon. Mit seiner Bestimmbarkeit und Nachgiebigkeit gegen den Bruder hängen doch seine Gutherzigkeit, seine weitgehende Rücksichtnahme auf andere und seine Versöhnlichkeit sehr eng zusammen. Selbst dem Feinde gegenüber, der ihm doch aufs schlimmste mitgespielt hat, verleugnet er seine Gutmütigkeit nicht. Wir haben schon früher erwähnt, daß er,

[1] *P* 91 ff. — [2] *P* 94 f. — [3] *P* 100 f.

durch das Flehen eines wehrlos in seine Hand gegebenen Troerjünglings gerührt, diesen zu schonen willens ist, dann aber, durch die Dazwischenkunft und den Einspruch seines weniger weichherzigen Bruders umgestimmt, seinen Schützling dessen mörderischem Schwerte überläßt. Unser humaneres modernes Empfinden sympathisiert mit dem menschlichen Mitgefühl, das auch in der Erbitterung des Kampfes trotz schwerster Kränkung noch Erbarmen kennt, während für die Auffassung jener heroischen Zeit unser Held damit freilich die Grenze des Zulässigen zu überschreiten und eine Milde zu beweisen scheint, die an Schwäche grenzt.[1] Nicht zu verkennen aber ist seines Herzens Güte in seinem Verkehr mit Landsleuten; sie offenbart sich in herzgewinnender Weise in seinem Konflikt mit Antilochos während der Wettspiele. Wie rasch wird sein so gerechter Zorn durch des Jünglings offenes Schuldbekenntnis und liebenswürdige Schmeichelei entwaffnet![2] Und nicht nur das; großmütig verzichtet er auch auf den strittigen Siegespreis.[3] Das will freilich für den Sprößling des reichsten Fürstengeschlechts Griechenlands nicht eben viel bedeuten. Aber man bedenke, wie in gleichem Falle Agamemnon würde gehandelt haben, dessen erzwungener Verzicht auf seine Ehrengabe den unheilvollen Zwist im Lager zur Folge hatte. Offenbar neigt Menelaos mehr zur Freigebigkeit als zu unedler Begehrlichkeit. Er selbst gibt als Beweggrund für seine Handlungsweise an, die Achaier sollten sehen, wie fern seinem Herzen Stolz und Härte lägen.[4] Das klingt wie eine, wenn auch unbeabsichtigte, Hindeutung auf Agamemnons harten, hochfahrenden Sinn. Während dieser in keinem Augenblick vergißt, daß er der Oberkönig ist, und seine Autorität nach allen Seiten nachdrücklich geltend macht, ist sein jüngerer Bruder vielmehr beflissen, den Unterschied der Geburt, den die Fürsten selbst anerkennen, möglichst zu verwischen. Damit man nicht sagen könne, durch einen parteiischen Richterspruch sei ihm, dem Vornehmeren, Mächtigeren, der strittige Preis zugefallen, verschmäht er ein Schiedsgericht und schiebt Antilochos den Eid zu.[5] Auch

[1] *Z* 62. — [2] *Ψ* 597 ff. — [3] *Ψ* 609 f. — [4] *Ψ* 611. — [5] *Ψ* 575 ff.

hier bemerke man den feinen Gegensatz zu der Art, wie Agamemnon einmal (S. 154) auf die höhere Geburt seines Bruders im Gespräche Bezug nimmt. Zwar verlangt auch er, daß auf dessen fürstliche Stellung keine Rücksicht genommen werde, aber der Zweck, den er dabei verfolgt, ist der Absicht des Menelaos gerade entgegengesetzt. Er will für ihn etwas Vorteilhaftes erzielen, dieser aber möchte auch den Schein einer Begünstigung seiner Person vermeiden.

In seinem ganzen Auftreten ist unser Held durchaus anspruchslos. Sein Verhältnis zu den andern Fürsten wird nicht durch das Bewußtsein seiner vornehmen Geburt, sondern durch ein Gefühl der Dankbarkeit und Verpflichtung bestimmt. Er vergißt nie, daß um seiner gekränkten Ehre willen so viele und weit ausgezeichnetere Helden, als er selbst ist, in den Krieg gezogen sind. Als er Antilochos so großmütig verzeiht, erklärt er, es veranlasse ihn dazu der Gedanke an das viele Ungemach, das sein Vater und sein Bruder und er selbst seinetwegen erduldet hätten.[1] Ein ähnliches Gefühl überkommt ihn vor der Leiche des Patroklos,[2] wenn es auch, wie schon erwähnt, durch die stärkere Empfindung der Todesfurcht zurückgedrängt wird. Auch seine Bereitwilligkeit zum Zweikampf mit Paris begründet er mit dem Wunsche, den Leiden ein Ende zu machen, die seine Landsleute um ihn erduldet hätten.[3] Diese auf ihm lastende Verpflichtung erklärt ohne Zweifel auch zumeist seinen vorschnellen Entschluß zum Zweikampf mit Hektor, wovon vorhin die Rede war. Und nicht nur dem Agamemnon raubt die Besorgnis um die Achaier nach der ersten großen Niederlage den Schlaf, auch ihm will sich der Schlummer nicht auf die Augen senken, muß er doch daran denken, daß für ihn die Argiver in den gefahrvollen Krieg über das Meer gezogen sind.[4] Dem entspricht es, wenn das Gefühl des erlittenen schweren Unrechts[5] und die darauf gegründete sittliche Überzeugung von der Notwendigkeit des endlichen Sieges der Griechen in ihm lebendiger ist und öfter von ihm ausgesprochen wird, als von irgendeinem andern Helden.[6]

[1] Ψ 607 f. — [2] P 92. — [3] Γ 99 f. — [4] K 25 ff. — [5] Γ 97. — [6] Γ 351 ff., N 620 ff.

Dieses sittliche Empfinden vor allem unterscheidet Helenes einstigen Gemahl von dem leichtfertigen, ehrvergessenen Paris. Man versteht, wie die feinfühlende Frau an der Seite ihres Entführers zuweilen ganz plötzlich von einer süßen Sehnsucht nach dem gutherzigen, großmütigen, ehrliebenden früheren Gatten ergriffen wird.[1] Seine Vorzüge kommen ihr zum Bewußtsein, nachdem sie ihn verloren hat. Auch uns ist seine Erscheinung sympathisch; nicht minder dem Dichter, der ihn, wie seinen Liebling Patroklos, zuweilen freundlicher Ansprache würdigt.[2] Mit Patroklos hat unser Held auch sonst manche Ähnlichkeit. Doch übersehe man den großen Unterschied nicht! Patroklos verbindet Herzensgüte mit Kraft, Menelaos ist gutherzig, aber schlaff. Beide ordnen sich willig unter, jener dem Freund, dieser dem Bruder; aber Patroklos wirkt in einem wichtigen Augenblick bestimmend auf Achills Starrsinn ein, Menelaos übt niemals einen Einfluß auf Agamemnons harten Sinn aus.

5. Nestor.

Von allen Fürsten, die mit den Atriden vor Ilios erschienen sind, steht ihrem Herzen wohl keiner so nahe wie der alte Nestor. Wir haben der Verehrung des älteren, der Dankbarkeit des jüngeren Bruders für ihn gedacht. Er verdient diese Gefühle in vollem Maße. Denn ein siebzig-, vielleicht achtzigjähriger Greis,[3] ist er für die Sache der Atriden unermüdlich tätig, und schon vor Beginn des Krieges hat er sich für sie bemüht und an dem Zustandekommen des gewaltigen Unternehmens sich ein großes Verdienst erworben. Daß Achill an dem Kriegszug teilgenommen, ist sein und Odysseus' Werk.[4] In einem Alter, das ihn zum behaglichen Genuß des Seinen mehr als berechtigte, hat er die Anstrengungen eines Feldzugs auf sich genommen, der ihn auf unabsehbare Zeit von der Heimat fernhalten mußte, und teilt mit einem jüngeren Geschlecht von Helden, die seine Söhne, ja fast seine

[1] Γ 139 f. — [2] Λ 146 u. ö. — [3] Λ 250 ff. — [4] Λ 769 ff.

Enkel sein könnten,[1] in Person die Gefahren des Kriegs, statt wie Peleus, Menoitios und Telamon sich eines ruhigen Lebens in der Heimat zu erfreuen. Nach einer ungemein tatenreichen Jugend will er auch als Greis nicht auf Tätigkeit, Wirksamkeit verzichten; was er sein ganzes Leben lang als seinen höchsten Beruf getrieben, davon kann er auch im Alter nicht lassen, das möchte er gern bis an sein Ende fortsetzen.

Eine ganze Reihe von Heldentaten, die er verrichtet, von Abenteuern, die er bestanden hat, vernehmen wir aus seinem eignen Munde; aber indem er bei den verschiedensten Anlässen, in den mannigfachsten Situationen stets eine dazu passende Erzählung aus seinem Vorleben bereit hat, entsteht in uns die Vorstellung, daß dieses noch sehr viel reicher an interessanten und ruhmvollen Erlebnissen gewesen sei.

Von zwölf Söhnen des Neleus der einzige, der bei einem Kriegszug des Herakles gegen seine Vaterstadt Pylos am Leben geblieben,[2] unternimmt er blutjung, um eine Ungebühr zu rächen, einen äußerst erfolgreichen Beutezug ins elische Land,[3] und als es deshalb zum Kriege kommt, nimmt er gegen den Willen seines Vaters, der ihn seiner Jugend wegen nicht ziehen lassen will,[4] am Kampfe teil, erlegt den feindlichen Vorkämpfer[5] und kehrt nach rühmlichstem Siege, von den Seinen hochgepriesen, nach Hause zurück.[6] Ein andermal, in einem Kriege mit den Arkadern, erhebt er sich auf die trotzige Herausforderung des riesigen Ereuthalion, des Keulenschwingers, als jüngster von allen Kriegsgenossen zum Zweikampf mit diesem Gewaltigen und tötet ihn.[7] Bald bewährt er sich bei der Leichenfeier eines Fürsten der Epeer unbestritten als den ersten von allen Helden, die aus der Nachbarschaft sich eingefunden; in allen Kampfspielen, außer dem Wagenrennen, gewinnt er den Sieg.[8] Sein Ruhm dringt weit über die Grenzen seiner engeren Heimat, und zu gefährlichen Kämpfen, wie mit den Kentauren, wird er von tapferen Männern weit entfernter Gegenden herbeigerufen, und man hört auf seinen Rat und folgt seinem Wort.[9]

[1] *I* 57 f. — [2] *Λ* 690 ff. — [3] *Λ* 671 ff. — [4] *Λ* 717 ff. — [5] 738 ff. — [6] *Λ* 761. — [7] *H* 150 ff. — [8] *Ψ* 632 ff. — [9] *A* 260 ff.

Auf ein glänzendes Heldenleben also blickt Nestor zurück. Was in diesen Erzählungen aus seiner Jugendzeit besonders hervortritt, ist sein kecker Mut und sein auf kühne Abenteuer gerichteter Sinn. Und diese Eigenschaft ist ihm eben auch im Alter nicht ganz geschwunden. Etwas Jugendfrisches, eine ungemeine Lebhaftigkeit nehmen wir auch noch bei dem Greise wahr. Auch körperlich erscheint er durchaus rüstig. Eine Bemerkung, die gelegentlich der Dichter scheinbar absichtslos hinwirft, läßt erkennen, daß ihm noch immer ein recht ansehnlicher Teil seiner früheren Kraft geblieben ist.[1] Noch legt er die eherne Rüstung an, noch besteigt er den Wagen und fährt in die Schlacht.[2] Freilich die maßvolle und stets naturwahre homerische Dichtung kennt nicht, wie die germanische Heldensage, uralte Krieger, die in tobender Schlacht oder bei einsamem Ausritt in ungeschwächter Kraft mit jüngeren Helden wetteifern, ja sie beschämen. Auch der rüstigste der griechischen Greise muß dem Alter seinen Tribut zahlen, dessen Natur so bis ins kleinste beachtet wird, daß selbst sein leiser Schlummer wirkungsvoll, wenn auch ganz unauffällig, mit dem gesunden Schlaf der Jugend kontrastiert.[3] Daß Nestor die Vollkraft seiner Jugend nicht mehr besitzt, daß ihm vor allem die Gelenkigkeit der Glieder abhanden gekommen ist, wird mehrfach ausgesprochen.[4] Heldentaten verrichtet er deshalb nicht mehr, den Speerkampf überläßt er jüngeren Leuten.[5] Aber bemerkenswert ist sein Mut, der ihn einmal so weit in die Schlacht führt, daß er in ernstliche Gefahr gerät.[6] Ja, er wagt es, auf Diomedes' Wagen mit diesem selbst Hektor entgegenzufahren, wobei er dann freilich in einem Augenblick persönlicher Gefahr, der auch Jüngere hätte erbeben gemacht, verrät, daß mit dem Vollgefühl der Kraft auch die einstige Unerschrockenheit ihm verloren gegangen ist.[7] Immerhin bleibt die Gelassenheit bewundernswert, mit der er bei schon ganz naher und immer näher dringender Gefahr in seinem Zelt sich am kühlen Trank

[1] *Λ* 636. — [2] *K* 77 ff., 548 f. — [3] *K* 80 ff. — [4] *Ψ* 621 ff., 627 f. — [5] *Δ* 324 f. — [6] *Θ* 80 ff. — [7] *Θ* 137 f.

und ruhigen Gespräch mit Patroklos erfreut.[1] Er ist eben von lange her mit der Gefahr vertraut.

Mit seiner Teilnahme am Kampfe bezweckt er, durch Rat und Zuspruch den Seinen zu nützen.[2] Denn das ist die Frucht der Erfahrungen eines langen tätigen Lebens, daß er in jeder Lage das Rechte zu tun weiß. Kann er in der Schlacht nicht mehr, wie die andern Helden, durch sein Beispiel vorbildlich wirken, so weiß er dafür durch kluge taktische Anordnungen zu nützen.

Wenn der jüngere Mann im Bewußtsein seiner Kraft und Geschicklichkeit geneigt ist, sich von seinen Mitkämpfern abzusondern, um im Einzelkampf sich hervorzutun, so lehrt er, daß im Zusammenschluß der Kräfte die größere Bürgschaft des Erfolgs liege.[3] Doch verkennt er die hohe Bedeutung des Wetteifers im Kriege nicht, nur will er ihn lieber im Großen anregen und den Wettstreit ganzer Geschlechter und Stämme entfesseln.[4] Die Feigen und Lässigen sucht er durch kluge Aufstellung auch wider ihren Willen zum Kampfe zu zwingen.[5] Der Beutegier der Krieger wehrt er im Augenblick des Sieges und mahnt sie an ihre Pflicht, möglichst viele zu töten, was ihnen zugleich den reichlichsten Gewinn für später verbürge.[6]

So tut er alles mit Überlegung, alles mit Einsicht. Diese rühmt er seinem Sohne Antilochos, als die mehr ausrichte denn Gewalt, die aus Gefahr errette und den Sieg verleihe.[7] Und dieser Einsicht bester Teil ist die Erkenntnis, daß alles Leidenschaftliche, Unbändige vom Übel ist, daß man ihm das Maßvolle, Klügere stets vorziehen soll. Diese schöne Besonnenheit, als des Greisenalters Vorzug von Menelaos gepriesen,[8] hat Nestor die beste Gelegenheit beim Streit der Fürsten zu bewähren. Hierbei greift er denn auch tatsächlich in die Haupthandlung ein. Er ermißt sofort die gewaltige Tragweite dieses Zwistes zwischen dem gewaltigsten Helden und dem mächtigsten König, den Einfluß, den er auf den Gang des ganzen Krieges haben kann.[9] Er allein wagt es und darf

[1] *A* 618 ff. — [2] *Δ* 322 f. — [3] *Δ* 303 ff. — [4] *B* 362 ff. — [5] *Δ* 297 ff. — [6] *Z* 66 ff. — [7] *Υ* 313 ff. — [8] *Γ* 109 f. — [9] *A* 254 ff.

es vermöge seines Alters und Ansehens wagen, in den erregten Streit sich zu mischen; freilich haben seine Worte keinen Erfolg. Die Versöhnung herbeizuführen bleibt gleichwohl auch späterhin sein vornehmster Gedanke.[1] Sobald die verderbliche Folge des Zwistes zum erstenmal sich fühlbar macht und in Agamemnons Stimmung ein starker Rückschlag eintritt, benutzt er dies, ihn, den in Wahrheit Schuldigen, aufzufordern, sein Unrecht wieder gut zu machen und den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun.[2] Als Agamemnon darauf eingeht, sein Sühneversuch aber an Achills Starrsinn scheitert, gibt er doch deshalb die Hoffnung auf eine Aussöhnung nicht auf, vielmehr tröstet er noch in derselben Nacht den tief bekümmerten Atriden mit einer möglichen Sinnesänderung seines Gegners.[3] Dem erfahrenen Alten erscheint es trotz der entschiedenen Absage des Peliden nicht unwahrscheinlich, daß die Genugtuung, die seinem stolzen Herzen widerfahren ist, seinen Sinn im stillen versöhnlicher gemacht habe und so die Absendung doch nicht ganz erfolglos gewesen sei. Darum wiederholt er, als die Not der Achaier sich am nächsten Tage, und zwar viel stärker, erneut und Achill wirklich eine gewisse Teilnahme an ihr zu erkennen gibt, den Versuch, ihn umzustimmen, durch Einwirkung auf seinen weichherzigen und verständigen Freund,[4] das beste Mittel, Achills Herzen wirklich nahe zu kommen. Und indem er in Patroklos den Gedanken erweckt, der dessen hilfsbereitem Sinn so ganz entspricht, sich in seines Freundes Waffen zur Rettung der Achaier entsenden zu lassen, falls dieser selbst sich zur Hilfe noch nicht entschließen könne, gibt er den Anstoß zu der ganzen weiteren Entwicklung der Dinge.

Dieses Bestreben zu vermitteln, alle Verwicklungen zu entwirren, jede Verstimmung in Einklang aufzulösen, entspringt der Milde, die vornehmlich dem Greise eignet. Der Dichter bezeugt es wiederholt, wie Nestor sich bei all seinem Handeln von wahrhaftem Wohlwollen leiten läßt.[5] Dieses Wohlwollen gibt auch seinen Reden ihre besondere Färbung, macht, daß seine Worte auch in diesem Sinne nach des

[1] *I* 104 f. — [2] *I* 96 ff. — [3] *K* 103 ff. — [4] *Λ* 790 ff. — [5] *A* 253, *B* 78, *I* 95.

Dichters Ausdruck[1] süßer als Honig von seinen Lippen fließen. Niemals haben sie etwas Verletzendes, niemandem tritt er zu nahe, Eigenliebe und Selbstgefühl eines jeden weiß er zu schonen. Will er jüngeren Männern mit ausgeprägtem Selbstbewußtsein einen Rat erteilen, so beruft er sich gern auf sein höheres Alter, das ihn dazu berechtige.[2] Ist er bei einer Beratung genötigt, jemandem entgegenzutreten, so entwickelt er seine Meinung nicht ohne ein Wort des Lobes für seinen Gegner. Wie anerkennend spricht er sich über Diomedes aus, der auch im Rate seine Altersgenossen übertreffe, als er dessen mannhaftem Vorschlag, den Kampf mit aller Energie fortzusetzen, den seinen entgegensetzt, eine Abordnung an Achill zu senden, um diesen für den Kampf zu gewinnen! Und wie sucht er diesen im Prinzip entgegengesetzten Rat nur als eine Fortführung jenes Vorschlages hinzustellen![3] Diese Rücksichtnahme auf fremde Gefühle ist ihm beim Reden so zur Gewohnheit geworden, daß er selbst die Ratschläge, die er seinem Sohne Antilochos vor dem Wagenrennen erteilt, mit der Versicherung einleitet, jener bedürfe eigentlich der Belehrung nicht, da er sich hinreichend auf die Kunst des Wagenlenkens verstehe, und nur die geringere Tüchtigkeit seiner Rosse gebe ihm Anlaß zu einigen für ihn nützlichen Winken.[4] Auch sein Tadel hat keine verletzende Schärfe, er bricht ihm die Spitze ab, indem er dem Getadelten durch eine um so rückhaltlosere Würdigung seiner sonstigen Vorzüge wiederum schmeichelt. Wie mild spricht er vor Agamemnon den Tadel über die Gleichgültigkeit des Menelaos,[5] vor Patroklos den über Achills Hartherzigkeit aus,[6] mit welch zarter Schonung der Empfindungen hier des Bruders, dort des Freundes! Es ist das um so bemerkenswerter, als, wie früher (S. 38) ausgeführt, jene Zeit viel mehr zur Übertreibung als zur Mäßigung neigte. So ist auch seine Mahnung an die griechischen Helden nach Hektors Herausforderung viel maßvoller als des Menelaos Scheltrede, dabei aber viel eindringlicher und wirkungsvoller. Die Erwähnung des Eindrucks, den die Zurückhaltung der

[1] *A* 249. ff. — [2] *A* 259, *I* 57. — [3] *I* 53 — [4] *Ψ* 306 ff. — [5] *K* 114 ff. — [6] *Λ* 664 f., 762 f.

Helden auf Peleus machen würde, wirft, ohne daß Achills Name genannt oder ein beschämender Vergleich gezogen würde, doch ein Streiflicht auf eine Situation, die nur durch des Peliden Abwesenheit möglich ist.[1]

Besonders aber bewährt der Greis seine ebensosehr auf gereifter Lebenserfahrung wie auf natürlichem Wohlwollen beruhende Kunst der Menschenbehandlung bei dem Fürsten, mit dem seiner ganzen Eigenart nach am schwierigsten auszukommen ist, bei Agamemnon. Stets trägt er dessen königlichem Selbstgefühl Rechnung. Als er ihm beim Beginn seines Zwistes mit Achill rät, diesem das Mädchen zu lassen, also in der Sache sich auf dessen Seite stellt, geschieht dies doch unter voller Hervorhebung der königlichen Superiorität, die nicht zu mißachten er seinem Gegner dringend ans Herz legt,[2] sowie unter Anerkennung seiner von Achill in Zweifel gezogenen persönlichen Tüchtigkeit.[3] Nicht anders bei dem Versuch, Agamemnon zu bestimmen, dem gekränkten Peliden Genugtuung zu geben. Um ihm das Demütigende seines Vorschlags minder fühlbar zu machen, beginnt er mit einer ungemein starken Betonung seiner königlichen Autorität und dem Ausdruck der eignen Ergebenheit. Zugleich weiß er durch den Hinweis auf die Pflicht eines Königs, fremdem Rat das Ohr zu leihen, um diesen dann durch seine Beistimmung zum eigenen Willensakt zu erheben, den auf seine Selbständigkeit eifersüchtigen Fürsten für seine Anregung empfänglich zu machen.[4] Dann erst kommt er nach einer leisen Mißbilligung der Handlungsweise des Königs mit seinem Vorschlage hervor, den er schonend so darlegt, als handle es sich um eine ihnen allen obliegende Pflicht.[5] Man würde irren, wollte man in dieser vorsichtigen und zugleich ehrerbietigen Behandlung des selbstbewußten Herrschers nur kluge Berechnung erkennen. Es spricht auch das Herz mit. Nestor ist wirklich von einem tiefen Gefühl für Macht und Hoheit des von Zeus beschützten Königtums erfüllt, das durch Agamemnon repräsentiert wird. Die Achtung vor den Mächten der Ordnung pflegt mit den Jahren zu wachsen, und die gereifte Lebens-

[1] *H* 124 ff. — [2] *A* 277 ff. — [3] *A* 258. — [4] *I* 96 ff. — [5] *I* 112 f.

anschauung des welterfahrenen Alters beugt sich williger der Autorität als das trotzige Kraftbewußtsein in jüngeren Lebensjahren. Diesem Gefühl der Ehrfurcht vor dem Königtum gibt Nestor in einem wichtigen Augenblick mehr nach als der warnenden Stimme des Verstandes und läßt sich dadurch verleiten, einem törichten und fast verhängnisvollen Entschluß des Königs zuzustimmen.[1] In diesem Gefühl aber sucht er auch die königliche Autorität, als sie durch Agamemnons Verschulden erschüttert ist, und das Selbstgefühl des schnell entmutigten Fürsten zu kräftigen und zu heben. Deshalb vornehmlich ergreift er im zweiten Buche unsrer Dichtung nach Odysseus' Meisterrede auch seinerseits noch einmal das Wort.[2] Zu diesem seinem Eintreten für das gottbeschützte Königtum stimmt denn auch die Beobachtung, daß in Nestor mehr als in andern das Gemeingefühl der Achaier den Troern gegenüber, ich möchte sagen: die nationale Empfindung der Griechen, lebendig zu sein scheint.[3]

Nach allem, was gesagt ist, erscheint Nestor als ein rüstiger und tätiger Greis, wohlwollend und heiter, klug und besonnen, ehrwürdig und in keiner Weise hilfsbedürftig. Ein solches Alter mag sich jeder der Jüngeren wünschen, die denn auch bewundernd und mit Verehrung zu ihm aufblicken. Wie rühmt seine geistige Frische Agamemnon,[4] seine rastlose Tätigkeit der Tydide,[5] selbst einer der unermüdlichsten griechischen Helden!

Indessen die Doppelseitigkeit der Schilderung menschlicher Natur, die wir überall bei Homer wahrnehmen, entsprechend der Unvollkommenheit, die allem Irdischen anhaftet, bringt es mit sich, daß dem lichten Bild eines von allen gepriesenen Greises auch der leise Schatten nicht fehlt. So jugendfrisch uns Nestor entgegentritt, so sehr er es verstanden hat, durch stete Übung seiner Kräfte seinen Körper rüstig, durch rege Teilnahme für die ihn umgebende Welt sein Herz jung zu erhalten, der Dichter unterläßt es doch nicht, auch

[1] *B* 79 ff. — [2] *B* 344 f. vgl. auch *I* 69. — [3] *A* 254 ff., *H* 124 ff. — [4] *A* 313 ff. — [5] *K* 164 ff.

die Schwäche anzudeuten, der nun einmal nach dem Naturgesetz kein Mensch, auch der rüstigste nicht, in diesen Jahren zu entgehen vermag.

Sie zeigt sich nun bei Nestor nicht nur, wie bereits erwähnt, in einer merklichen Abnahme seiner Kräfte und Fähigkeiten, sondern viel mehr noch darin, daß er in einer Zeit, wo Mannestugend und kriegerische Tüchtigkeit dem Begriff nach zusammenfallen, diesen Mangel auch selbst als einen wirklichen Verlust empfinden muß. Daher der so oft wiederholte Wunsch, wieder jung zu sein und im Vollbesitz einstiger Heldenkraft,[1] daher aber auch das häufige Berufen auf frühere Taten. Das Auge des Greises ist rückwärts gewandt, und im Unvermögen kräftigen Handelns in der Gegenwart lebt er der Erinnerung vergangener Tage. Das gilt für Nestor freilich nur bis zu einem gewissen Grade. Er folgt noch mit vollstem Interesse dem Leben der Mitwelt und möchte jederzeit tätig in dasselbe eingreifen, aber man nimmt doch wahr, daß seine Erzählungen aus der Vorzeit immer dann erfolgen, wann er mit schmerzlicher Resignation auf ein Handeln in der Gegenwart verzichten muß. Und diese Erzählungen gelten ausnahmslos der Verherrlichung seiner Person. Er hat offenbar das Bedürfnis, den Heldenruhm, der ihn einst umstrahlte, nicht erlöschen zu lassen, und macht sich deshalb zum Herold der eignen Taten. Es kommt ihm darauf an, seine einstige Ebenbürtigkeit mit den besten Helden der Gegenwart zu erweisen; ja er ist geneigt — und dieser Zug ist dem Leben abgelauscht — das Geschlecht von Helden, unter denen er selbst hervorragte, und ihre Taten über die jetzigen zu stellen. Wie er nicht ansteht, sich mit Achill zu vergleichen,[2] so trägt er auch kein Bedenken, ihm im Tone der Überlegenheit zu beteuern, schon mit besseren Männern, als er sei, einst verkehrt zu haben,[3] Männern mit verklungenen und verschollenen Namen, deren Ruhm keinen unsterblichen Sänger erweckt hat. So ist das Selbstgefühl, das bei den in der Fülle ihrer Kraft stehenden Helden oft so mächtig hervorbricht, bei dem gealterten Manne, dem das ehemalige

[1] *J* 318 f, *H* 132 f., 157, *A* 670, *Ψ* 629. — [2] *A* 762. — [3] *A* 260 ff.

Kraftbewußtsein verloren gegangen ist, zur Selbstgefälligkeit geworden.

Das stille Gefühl verminderter Kraft, die geheime Empfindung, nicht mehr voll im Leben zu stehen, machen ihn um so empfänglicher für jede Ehrung, die ihm zuteil wird, darf er solche auch als ein Recht seines Alters fordern. Daß man ihn bei den Kampfspielen der jüngeren Männer nicht vergißt, macht ihm ersichtliche Freude, und er spricht seine Dankbarkeit dafür dem zartfühlenden Peliden unumwunden aus.[1] Der menschenkundige Agamemnon weiß diese kleine Schwäche des Alten wohl zu nutzen und kargt ihm gegenüber nicht mit Beifall und Ehrenbezeugungen. Wenn er den Wunsch ausspricht, er möchte zehn solcher Berater besitzen wie Nestor, und hinzufügt, dann wäre Ilios längst gefallen,[2] so kann man, ganz abgesehen von den Einwendungen, die sich gegen eine solche Schlußfolgerung überhaupt erheben lassen, auch den Zweifel nicht unterdrücken, ob hier nicht Nestors Verdienste im Rate zu hoch eingeschätzt sind. Denn überall da, wo ein rascher, männliche Tatkraft erfordernder Entschluß nötig ist, sind es doch jüngere Männer, die das Wort ergreifen und auf den Gang der Dinge einwirken. Mag auch der Atride den eben erwähnten Wunsch mit den für Nestor schmeichelnden Worten einleiten, wiederum habe er alle Achaier im Rate übertroffen,[3] das wird uns nicht darin irre machen, das Verdienst, den Umschwung in der Stimmung des Heeres herbeigeführt zu haben, lediglich dem Eingreifen des Odysseus zuzuschreiben. Nestors Tätigkeit im Rate ist hauptsächlich auf Vermittlung und Ausgleich von Gegensätzen gerichtet, indem er den erregten Gemütern Besonnenheit und Ruhe predigt, oder er unternimmt es, in schwierigen Situationen die Wirkung der Reden anderer durch seine Autorität zu verstärken und zu vertiefen.[4] Manchmal entsteht dabei der Zweifel, ob alles, was er mit dem Behagen überlegener Weisheit[5] vorträgt, wirklich so überaus wertvoll und wissenswert sei und ob er sich nicht vielmehr manches Wort der Belehrung sparen könnte, wie wenn er

[1] *Ψ* 647 ff. — [2] *B* 371 ff. — [3] *B* 370. — [4] *B* 336 ff. — [5] *B* 361, *I* 61 f.

einem Odysseus Verhaltungsmaßregeln für seine Mission an Achill mit auf den Weg gibt.[1] Eine gewisse Redseligkeit hat man ja schon immer bei dem Alten bemerkt, und besonders wenn er in seinem Zelte plaudert, kommt er von einem zum andern und scheint zuweilen den Faden des Gesprächs ganz zu verlieren.[2] Dem entsprechen die Weitschweifigkeit des Ausdrucks und die Wiederholung derselben Gedanken, die man öfter in seinen Reden beobachten kann.[3] Hierin darf man wohl ganz leise Anzeichen einer noch nicht eigentlich merklichen, aber doch bevorstehenden Abnahme auch seiner geistigen Kraft erkennen.

In dem Kontrast zwischen diesen mehr oder minder deutlichen Spuren zunehmender Altersschwäche und der vielgepriesenen Jugendfrische und allbewunderten Weisheit des trefflichen Greises liegt ein feiner Humor. Der Dichter hat ohne Zweifel diese Gestalt mit bewußter Ironie geschaffen, aber seine Zeichnung ist ungemein fein, so daß man kaum sagen kann, wo der Ernst der Darstellung aufhört und die leise Ironie beginnt. Man ist versucht, hier und da über Nestor zu lächeln, aber dies Lächeln gilt immer nur den kleinen Schwächen des Alters, niemals der Person. Die Zeichnung ist völlig naturwahr. Durch alle die kleinen Züge abnehmender Kraft wird doch nie der Gesamteindruck verwischt, der Eindruck eines ungewöhnlich rüstigen, lebendigen und klugen Greises. So ist auch das allgemeine Gefühl bei den Helden der Dichtung das der Verehrung für ihn. Niemals vergessen sie die ihm mit Recht gebührende Ehrfurcht. Patroklos, dem der Boden unter den Füßen brennt, der aus Scheu vor Achill der Einladung zum Sitzen nicht nachkommen wollte,[4] hört doch, ohne ihn zu unterbrechen, stehenden Fußes die ungemein lange Rede des Alten bescheiden an; und auch Achill, obwohl von den Pflichten des Wirtes bei den Kampfspielen ganz in Anspruch genommen, läßt, wie der Dichter ausdrücklich hervorhebt,[5] die lange Rede, mit der ihm Nestor nach seiner Art den Dank für die ihm erwiesene Aufmerksam-

[1] *I* 179 ff. — [2] *A* 655—803. — [3] *A* 282 f., *I* 53 ff. — [4] *A* 648 ff. — [5] *Ψ* 652.

keit ausdrückt, ruhig über sich ergehen. Nur auf Agamemnons Lippen glaubt man ein Lächeln zu bemerken, als er so überschwenglich Nestors Weisheit rühmt, und ein Anflug von gutmütiger Ironie scheint bei seinen Worten zu sein; aber man darf dabei nicht vergessen, daß der Atride in Wahrheit niemanden höher schätzt und verehrt als ihn. Er ist wirklich der Mann seines Vertrauens, sein vornehmster Ratgeber. In seiner tiefen Niedergeschlagenheit nach der verlorenen Schlacht und der Abweisung seines Versöhnungsantrags durch Achill sucht er in stiller Nacht ihn vor allen andern auf, um sich Rats zu holen. Und darum sendet Zeus, der der Menschen Herzen zu lenken versteht, zu ihm, um ihn desto sicherer zu betören, das trügerische Traumbild in des Pyliers Gestalt.

6. Antilochos.

Nestor ist der einzige der griechischen Helden, dem erwachsene Söhne in den Krieg gefolgt sind: Antilochos und Thrasymedes. Nur der Charakter des ersteren ist von dem Dichter so weit ausgestaltet, daß wir ihm eine besondere Betrachtung widmen können. Natürlich ist auch er in der Handlung der großen Dichtung nur eine Nebenfigur, aber dieselbe ist, wie es scheint, mit besonderer Liebe entworfen und ausgeführt. Karl Lehrs hat irgendwo seiner Bewunderung Ausdruck gegeben vor dem Gestaltungsvermögen, das den Dichter des 23. Gesangs der Ilias befähigte, eine Figur wie diesen Knabenjüngling mit so Wenigem zum Entzücken der Leser hinzustellen. Mit vollstem Rechte! Aber schon in den früheren Gesängen steht sein Bild klar und festumrissen vor der Seele des Dichters. Fügt man die Züge zusammen, die ihm derselbe verleiht, wo immer er ihn in seiner Handlung auftreten läßt, so ergibt sich dasselbe lebenswahre Bild, das in vollkommener Rundung der Künstler in den Wettspielen am Ende des großen Epos vor uns hinstellt, der Typus eines liebenswürdigen, edlen Epheben, der, noch unfertig in seinem ganzen Wesen, doch das Zeug zu einem Helden in sich hat.

Beobachten wir ihn zunächst in den Wechselfällen der Schlacht! Indem ihn der Dichter nach der Musterung des Heeres durch Agamemnon die Aktion beginnen läßt,[1] zeigt er uns mit einem feinen Zug die Ungeduld des jugendlichsten Kriegers vor dem Beginn des Kampfes. In diesem selbst tut er es noch keineswegs den ersten Helden gleich, die im Vollgefühl ihrer Kraft und dem daraus entspringenden Verantwortlichkeitsgefühl kämpfen; er betrachtet die Schlacht als eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen und mannigfaches Gut zu erbeuten. Seine Erfolge beruhen auf seiner Behendigkeit, seinen scharfen Augen, dem Erspähen und der klugen Benutzung jeder günstigen Gelegenheit. Im raschen Vorspringen und in plötzlichem Verschwinden liegt sein Sieg und seine Rettung. Bald belauert er einen Krieger, wie er sich gerade umkehrt, springt vor und sticht ihm den Speer in den Rücken,[2] bald erspäht er einen in den Kampf zurückkehrenden Helden und trifft ihn schnell in die noch ungeschützte Brust,[3] aber im Begriff, diesem die Wehr zu rauben, weicht er hastig vor dem nahenden Hektor zurück, wie ein Raubtier sein böses Gewissen von dem Schauplatz seiner Bluttat davontreibt. Zweimal setzt er sich in den Besitz wertvoller Gespanne, deren Besitzer durch ältere Helden erlegt sind, nachdem er die Wagenlenker, ihre Verwirrung klug benutzend, zu Fall gebracht hat.[4] Um der Schnelligkeit seiner Füße willen entsendet ihn nach Patroklos' Fall Menelaos als Boten zu Achill, und hierbei enthüllt uns nun der Dichter auch sein gutgeartetes, für jeden Eindruck empfängliches Herz. Als er die Trauerbotschaft vernimmt, die er dem Peliden überbringen soll, da stehen ihm eine Weile die Gedanken stille, und er vermag kein Wort hervorzubringen, seine Augen füllen sich mit Tränen. Dann aber ermannt er sich und eilt zu Achill, immerfort heiße Tränen vergießend.[5] Und so teilt er diesem voll schönen Mitgefühls in bewegten Worten weinend die Trauerbotschaft mit und ist um den durch sie tödlich Getroffenen in inniger Teilnahme besorgt.[6] Sein

[1] *Λ* 457 ff. — [2] *N* 545 ff. — [3] *O* 573 ff. — [4] *E* 580 ff., *N* 394 ff. — [5] *P* 694 ff. — [6] *Σ* 15 ff.

ungeheuchelter Schmerz und seine Teilnahme gewinnen ihm des Peliden Herz.

Diesen behenden, klugen, ehrbegierigen und doch gutgearteten Epheben wählt nun der Dichter zu einer seiner Hauptfiguren in den Wettspielen und benutzt aufs glücklichste die leidenschaftliche Erregung, die die Agonistik in ihm hervorrufen muß, um uns seinen noch ungefestigten, aber auf sicherem Grunde ruhenden Charakter zu entfalten. Es ist eine Kühnheit, daß Antilochos es wagt, die schon ältlichen Pferde[1] seines Vaters in die Schranken zu führen mit den göttlichen Rossen des Eumelos und Diomedes und der trefflichen Stute Agamemnons, die dieser seinem Bruder Menelaos zum Wettkampfe überlassen hat. Sein Vater belehrt ihn, wie man durch kluge Führung solchen Nachteil einigermaßen ausgleichen könne, welche Lehren er denn auch — freilich anders, als Nestor meint — wohl beherzigt. Und das Glück ist ihm hold. Das Los teilt ihm bei der Abfahrt den besten Platz zu, und ein Mißgeschick bringt den gefürchtetsten Rivalen zu Fall. Gleichwohl sind ihm auf der Rückfahrt zwei Gespanne voraus, das des Diomedes in weitem Abstand, in größerer Nähe das des Menelaos. Gewohnt, das Erreichbare sich zum Ziele zu setzen, gibt er den Wettstreit mit Diomedes auf, richtet dafür aber sein ganzes Streben darauf, Menelaos den Vorsprung abzugewinnen. Mit entzückender Naivität mahnt er seine Hengste, sich nicht von Aithre, der Stute, beschämen zu lassen, und droht ihnen mit dem Tode, wenn er mit ihnen keinen guten Kampfpreis erziele. Schließlich aber verspricht er ihnen, wenn sie nur ihre Pflicht täten, auch seinerseits Sorge zu tragen, daß sie den Sieg gewännen. Sein listiger Plan ist ebensosehr auf eine seinem Vorhaben günstige Beschaffenheit des Terrains, wie auf die ängstliche Vorsicht und die Gutmütigkeit des ihm befreundeten Menelaos gegründet. Als dieser an einem Hohlweg etwas langsamer fährt, jagt er, ohne Rücksicht auf den fast unvermeidlichen Zusammenstoß und unbekümmert um den Zuruf des Erzürnten, gegen die Regel des Spiels an ihm vorüber und gewinnt einen Vor-

[1] Ψ 445.

sprung, den dieser bei der Kürze des noch zurückzulegenden Weges nicht mehr einzuholen vermag. So gelangt er als Zweiter an das Ziel. Als es zur Preisverteilung kommt, macht Achill den billigen Vorschlag, dem Eumelos als dem anerkannt tüchtigsten Wagenlenker trotz seines Mißgeschicks den zweiten Preis, eine trächtige Stute, zu überlassen, ein Vorschlag, dem alle zustimmen, nur unser junger Held nicht, der sich nicht benachteiligen lassen will. Mit großer Lebhaftigkeit, ja Hitze verficht Antilochos seinen Rechtsanspruch, droht dem Achill mit seinem Groll, wenn er sein Wort nicht zurücknehme, und erklärt, nur der Gewalt weichen zu wollen. Ein bedauerliches Mißgeschick will er bei Eumelos nicht gelten lassen, der vielmehr selbst an seinem Unfall schuld trage, weil er es unterlassen, zu den Göttern zu beten. Doch macht er einen Vermittlungsvorschlag, den Achill, auf dessen Noblesse der kluge Antilochos nicht umsonst gerechnet hat, sogleich annimmt. Eumelos erhält aus Achills Rüstkammer einen neuen Preis, jenem andern an Werte gleich. Als sich nun aber Antilochos in den Besitz seines keck verteidigten Kampfpreises setzen will, ersteht ihm ein neuer Gegner in der Person des Menelaos. Ernstlich auf ihn erzürnt, macht dieser seinerseits Anspruch auf den Preis und fordert Antilochos auf, in aller Form vor dem Volke eidlich zu versichern, daß er in einwandfreier Weise ihm den Vorsprung abgewonnen habe. Die Sache wird ernst, und erst jetzt kommt Antilochos zum Bewußtsein, wie unfair er gehandelt habe. Zugleich schmerzt es ihn aufrichtig, daß er sich den Menelaos, dem er besonders nahe steht,* entfremdet hat. Er zögert nicht, durch ein rückhaltloses Eingeständnis seiner Schuld ihn zu versöhnen. Er entschuldigt sich durch ein Wort, das er selbst einmal aus Menelaos' Munde vernommen hat, daß Jugend ja keine Tugend habe.[1] Nicht nur das Pferd will er ihm lassen, von

* Wiederholt kämpft er an dessen Seite,[2] ja er rettet ihm einmal das Leben. Als sich Menelaos in Überschätzung seiner Kraft dem überlegenen Aineias entgegenstellt, tritt Antilochos besorgt neben ihn und veranlaßt dadurch den Troerhelden zum Rückzug.[3]

[1] Ψ 589 f. vgl. mit Γ 108. — [2] Ε 576 ff., Π 684 ff. — [3] Ε 565 ff.

dem Seinen möchte er ihm zur Sühne noch zulegen, um seine Liebe wiederzugewinnen und vor den Göttern nicht als Frevler zu erscheinen. Dieses liebenswürdige Bekenntnis, das jede Beschönigung verschmäht, besiegt den Zorn des gutherzigen Atriden, er verzeiht, ja er überläßt ihm großmütig den umstrittenen Preis (S. 159).

Auch im Wettlauf tritt Antilochos als Kämpfer auf, mit größerer Berechtigung als zuvor beim Rennen. Denn er übertrifft alle seine Altersgenossen im Lauf. Gleichwohl kann er es nicht seinen bewährten Mitbewerbern, weder dem schnellen Aias noch dem Odysseus, gleichtun, und trotz des Unfalls des ersteren kommt er als Letzter am Ziele an. Aber er macht gute Miene zum bösen Spiel. Lächelnd nimmt er den geringen Preis und weiß scherzend dem persönlichen Mißerfolg eine allgemeine Begründung zu geben, wenn er in dem Ausgang des Kampfes eine Entscheidung der Gottheit erblickt, die noch immer dem Alter den Vorzug gebe vor der Jugend. Nur Achill mache auch hierin eine Ausnahme. Dieses feine Kompliment lohnt der Pelide seinem Liebling, indem er den bescheidenen Geldpreis, der ihm zukommt, verdoppelt. So macht unser junger Freund, wie in der Schlacht, auch im Wettspiel kein schlechtes Geschäft.

Antilochos ist Nestors echter Sohn. Beider Züge tragen unverkennbare Familienähnlichkeit; nur der gewaltige Altersunterschied zwischen einem hochbejahrten Greise und einem fast noch knabenhaften Jünglinge* begründet einen tieferen Gegensatz. In Nestor steht diesem die Vollendung seines Wesens vor Augen, und in Antilochos sieht jener die eigene Jugend wieder ergrünen. Die Kühnheit und Tatenlust des jugendlichen Nestor, von denen der Alte so gern erzählt, leben wieder auf, wenn auch nicht in gleicher Stärke, in seinem kecken, tätigfrohen Sohne, und dessen rasch beweglicher, kluger Geist und warmes Herz deuten auf des Alten Lebensklugheit und seine wohlwollende Milde hin. Wie auf Nestors Rat

* Antilochos könnte für einen Sohn Nestors fast zu jugendlich erscheinen. Man mag in diesem scheinbaren Mißverhältnis wiederum ein Zeugnis für die Jugendfrische des alten Nestor erkennen.

schon in seiner Jugend die Helden hörten, so rühmt man im achaischen Lager allgemein des Antilochos Verständigkeit; das betont Menelaos gerade, als jenen seine Besonnenheit für einen Augenblick verlassen hat, und dem Urteil stimmt der Dichter bei, der ihn den „Verständigen" nennt.

Was uns an Antilochos so sehr entzückt, das ist die reizende Mischung in seinem Charakter, der Widerstreit zwischen den Äußerungen naiver jugendlicher Selbstsucht und den Impulsen eines gutgearteten, unverdorbenen, warm und edel empfindenden, frommen Herzens. Wir bemerken an ihm ein keckes Sichvordrängen neben aufrichtiger Bescheidenheit im Gefühl seiner noch allzugroßen Jugend, ein im Verfolgen seiner Ansprüche sehr empfindliches Rechtsgefühl, das wohl durch die Rücksicht auf den eigenen Vorteil einen Augenblick verdunkelt werden kann, bei ernster Besinnung aber sogleich wieder klar und siegreich hervorbricht. Wir bemerken viel kluge Berechnung und eine Neigung zur Schmeichelei — auch dies erinnert an einen verwandten Zug im Charakter Nestors — daneben aber eine bezaubernde Naivität und Offenheit, so daß man oft nicht weiß, ob ein Wort, eine Handlung von ihm mehr der Ausfluß spontanen Gefühls oder kühler Erwägung ist — wahrscheinlich wirken Herz und Kopf zumeist bei ihm zusammen. Gerade das noch Unfertige seines Wesens, dessen Entwicklung zu schönstem Heldentum jedoch die Kraft eingeborenen Adels mit Sicherheit verbürgt, verleiht ihm eine Liebenswürdigkeit, gießt eine Grazie über die schlanke Ephebengestalt aus, daß wir die Vorliebe wohl verstehen, die selbst ein Achill für den jungen Helden hat. Was wir als die schönste Mitgift dieses ganzen Geschlechtes homerischer Menschen erkannt haben, seine wunderbare Jugendlichkeit, das ist das eigentliche Wesen dieses jugendlichsten von allen Helden der Ilias. Mit der gleichen Meisterschaft wie der Dichter in Nestor den Typus eines wegen seiner liebenswürdigen Eigenschaften allverehrten Greises dargestellt hat, ist von ihm ein entzückendes Bild glücklicher Jugend in Antilochos gezeichnet, *τοῦ περ χαριεστάτη ἦβη*.

7. Odysseus.

Der Platz in unsrer Darstellung nach Nestor gebührt, abgesehen von dessen jungem Sohne, dem Laertiaden Odysseus. Er bildet nach seinem Lebensalter wie nach seiner ganzen Persönlichkeit das Mittelglied zwischen dem alten, ehrwürdigen Berater und den noch jugendlichen Männern der Tat, die — freilich vergebens — den grollenden Peliden zu ersetzen suchen, und er vereinigt in sich hohe Vorzüge des einen wie der anderen. Daß er bereits in reiferen Jahren steht, wird öfters hervorgehoben.* Antenor setzt einen bedeutenden Unterschied an Jahren zwischen ihm und Menelaos voraus,[1] und er selbst beruft sich Achill gegenüber auf sein höheres Alter.[2] Am bestimmtesten spricht sich darüber Antilochos aus, der, freilich selbst fast noch Knabe, ihn einer früheren Generation zurechnet und als „*ὠμογέρων*", als einen ergrauten, doch noch jugendfrischen Mann bezeichnet. Offenbar steht Odysseus in der Zeit des Lebens, in der die höchste körperliche Blüte bereits vorüber ist, wenn sich auch eine Abnahme der Kräfte noch kaum fühlbar macht, in der Zeit, wo das erste Grau im Haupthaar erscheint, die ersten Furchen sich im Antlitz zeigen, der Geist aber, durch reiche Erfahrung genährt,[3] erst zu seiner vollen Reife gelangt ist. Es ist des Lebens wahre Höhe. Indem der Dichter den Mann, den er offenbar als den von Natur geistig bedeutendsten unter den Heerführern betrachtet, auf diese Höhe intellektueller Entwicklung stellt, verstärkt er ungemein die Naturwahrheit seiner Zeichnung. Man beobachtet hier ein sehr natürlich erscheinendes und doch bemerkenswertes Kunstmittel Homers, seine Helden dadurch typisch zu gestalten, daß er ihr Lebensalter mit dem Hauptgrundzug ihres Charakters möglichst in Einklang setzt. In Odysseus ist dadurch ein Höchstes dargestellt, so gut wie in Achill, und der Lästerer Thersites, der alles Große, Hervorragende in den Staub ziehen möchte, übt daher an diesen beiden besonders seine boshafte Zunge.[1]

* Wie Nestor und Agamemnon ist er Vater und gedenkt öfters mit Stolz seines Sohnes Telemach.[4]

[1] *Γ* 215. — [2] *T* 219. — [3] vgl. *T* 218 f. — [4] *B* 260, *Δ* 354.

Odysseus besitzt die höchste Lebensklugheit; Besonnenheit und Geistesgegenwart verlassen ihn in keiner Lage, die feinste Menschenkenntnis verbindet er mit einer unvergleichlichen Redegabe. Es ist jedem die Schilderung im Gedächtnis, die der Troer Antenor von seiner Beredsamkeit macht. Die mächtige Gedankenarbeit in seinem Innern läßt ihn anfangs fast unbeholfen und linkisch erscheinen; dann aber, nachdem der Gedanke sich zu siegreicher Klarheit durchgerungen hat, kommen die Worte wie Schneeflocken aus seinem Munde, so machtvoll, daß kein andrer auch nur entfernt sich mit ihm an Redegewalt vergleichen könnte.

Es sind das die Gaben, die zu aller Zeit den Staatsmann, den Diplomaten gemacht haben, und so sehen wir auch unsern Helden zu allen schwierigen Missionen verwandt, die er stets mit Takt, Umsicht und Geschicklichkeit erfüllt. Seine diplomatischen Sendungen reichen zurück in Zeiten, die der Handlung des Epos weit vorausliegen. Mit Nestor war er entsandt, um für den Kriegszug den Helden zu gewinnen, dessen Erscheinen erst seinen glücklichen Erfolg zu verbürgen schien.[2] Dann hatte man ihn als Begleiter des Menelaos nach Ilios gesandt, die Auslieferung der Helena zu fordern; und wenn die Gesandtschaft auch ihren Zweck nicht erreichte, so machte die Macht seiner Rede doch auf die Troer jenen tiefen Eindruck, von dem Antenor noch nach Jahren voll Bewunderung erzählt. Zu Beginn der Handlung unsrer Dichtung sehen wir ihn im Auftrag Agamemnons nach Chryse fahren, um dem Priester Apolls seine Tochter zurückzugeben. Er entledigt sich seines Geschäfts taktvoll in schlichter Weise, ohne durch ein überflüssiges Wort der Würde des Oberfeldherrn oder der eignen etwas zu vergeben.[3] Zeigt er hier, daß er sich wohl bewußt ist, auch der Redegewandte könne in Lagen kommen, wo Schweigen das bessere Teil ist, so haben wir bei einer anderen heiklen Sendung, zu der man ihn vor allen erwählt hat, Gelegenheit, seine ausgezeichnete

[1] *B* 220 f. — [2] *Λ* 767 ff., *I* 252 ff. — [3] *A* 442 ff.

Redegabe zu bewundern. Die Ansprache, durch die er den grollenden Peliden zur Versöhnung zu bewegen sucht, ist ein wahres Meisterstück der Redekunst.[1]

„Den Eingang macht er mit höflichem Dank für die Bewirtung, dann kommt er ohne Umschweife zur Sache, der Not des Heeres, die er ohne Bemäntelung in ihrer ganzen Größe, jedoch ohne Kleinmut schildert. Die Gefahr, die Achill mit den Seinen selbst bei dem ferneren Erfolg laufen könne, deutet er nur leise an. Dann stützt er die Überredung auf eine Ermahnung des Peleus, des Vaters des Achilleus. Die Geschenke des Agamemnon zählt er bloß auf, ohne sie weiter zu empfehlen; ja er läßt den Agamemnon in der Besorgnis, Achilleus möchte ihm noch zu abgeneigt sein, ganz wieder fallen: nur den übrigen Griechen solle er zuliebe handeln. Endlich schließt er mit der glänzenden Aussicht auf die Gelegenheit, jetzt den Hektor zu erlegen."

Welch eine feine Kenntnis der Denkart Achills läßt hier der Redende erkennen, wenn er der Aufzählung der Sühnegaben, die Agamemnon mit vollstem Vertrauen erfüllte, so geringen Wert beimißt und vielmehr auf die idealeren Regungen seiner Seele, insbesondre seine Ruhmliebe, seine ganze Hoffnung setzt! Wie richtig beurteilt er auch die Eigenart des troischen Vorkämpfers, den eine verderbliche Raserei befallen habe, und wie untrüglich sagt er Hektors Fall infolge dieser seiner Verblendung voraus! Zartfühlend und taktvoll ist es ferner, daß er den leisen Vorwurf gegen Achills sittliches Verhalten nicht in eignem Namen ausspricht, sondern dessen altem Vater in den Mund legt, der schon immer die Neigung zum Hader bei seinem Sohne mit Besorgnis wahrgenommen habe. Bei der Reizbarkeit Achills war es für ihn bedenklich, diese Saite zu berühren. Vom moralischen Gesichtspunkt aus ihm die Sache vorzustellen durfte nur der alte Phoinix wagen; Odysseus, dem das kluge Wort des berechnenden Verstandes offenbar viel mehr gemäß ist, als die Sprache der Empfindung, würde auch kaum so zu Herzen haben sprechen können, wie der gemütvolle Erzieher Achills. Freilich, dessen Starrsinn gegenüber

[1] *I* 225 ff.

hat weder der Appell an sein sittliches Empfinden, noch die wohlerwogene Rede des Odysseus irgendeinen Erfolg. Will man die Macht kennen lernen, die dieser auf die Gemüter auszuüben vermag, so muß man sich in die Volksversammlung begeben und die Wirkung seiner Worte auf die Massen beobachten.

Treten wir zu dem Zwecke zu Odysseus in jener tumultuarischen Szene vor Beginn der Kriegsereignisse, als Agamemnons unbesonnener Vorschlag, heimzukehren, den unerwarteten Ausgang genommen hat. Als alles in Hast aus der Versammlung zu den Schiffen gestürzt ist und sich bemüht, sie in die See zu ziehen, ist er der einzige, der von dem allgemeinen Taumel nicht ergriffen wird und im Schmerz darüber, daß nun mit einem Male die Frucht der gewaltigen Mühen so vieler Jahre zunichte werden soll, in sich die Kraft des Widerstandes findet. Die Göttin der besonnenen Tatkraft, seine Freundin, tritt zu ihm und heißt ihn versuchen, mit der ihm verliehenen Gabe der Überredung seine Landsleute von ihrem törichten Vorhaben zurückzuhalten. Meisterhaft, wie er sich dieser Aufgabe entledigt! Mit Agamemnons Zepter, das ihm für den Augenblick des Königs Autorität und Herrschgewalt verleiht, treibt er die Edlen und das Volk zurück in die Versammlung, wobei er ein Verfahren befolgt, das, so ungerecht wie erfolgreich, immer die Maxime aller klugen Politiker gewesen ist. Die Fürsten und hervorragenden Männer sucht er durch freundlichen Zuspruch zu gewinnen, durch Belehrung über des Königs wahre Herzensmeinung und durch Warnung vor seiner heftigen Gemütsart und der Macht, die er besitzt, ihr auch nachzugeben; die Schreier aber unter der Menge, die im Rat nicht zählen noch im Kriege, bringt er durch Schläge zur Vernunft und durch scharfe Zurechtweisung, daß sie sich anmaßen, dem vorzugreifen, dem allein zu gebieten zukomme: dem zeusbeschützten Könige. Nachdem er sie so zur Versammlung zurückgetrieben, geht er vor Beginn der Verhandlung dem frechen Schwätzer, der sich zum Anwalt der Menge aufwirft und die herrschende Mißstimmung gallig ausspricht, kurz entschlossen zu Leibe und bewirkt durch seine Züchtigung, die derselbe so würdelos hinnimmt, die Heiterkeit der

leichtbeweglichen Menge, befreit sie von dem auf ihr lastenden Druck des Unmuts und macht sie geneigt, die Rede freundlich aufzunehmen, durch die er seine Landsleute mit vollendeter Meisterschaft davon zu überzeugen sucht, auszuharren, bis Troja gefallen sei.

Wir lernen aus dieser Rede, wie sehr ihr Erfolg von der geschickten Verwertung und klugen Anordnung der vorgebrachten Gedanken abhängt. Denn was Odysseus der Menge zu sagen hat, ist dem Inhalte nach nichts anderes als das von Agamemnon Vorgetragene, wodurch so ganz wider dessen Erwarten die Griechen bestimmt wurden, in Hast den Schiffen zuzueilen, um sogleich die Heimkehr vorzubereiten. Dieser hatte mit dem Hinweis begonnen, daß Zeus ihm Ilios' Fall versprochen habe, hatte aber seinen Zweifel an der Erfüllung dieses Versprechens ausgesprochen und über des Gottes Trug bitter geklagt. Er hatte auch die Schmach einer ruhmlosen Heimkehr, zumal für eine so gewaltige Übermacht, wie sie die Achaier besaßen, mit allem Nachdruck betont, um jedoch dann der Langwierigkeit der Belagerung und der Trennung von Weib und Kind zu gedenken und plötzlich, nachdem er das Heimweh bei dem Volke erregt, mit der Aufforderung zur Rückkehr zu schließen, die einen so unerwarteten Anklang fand. Odysseus' Rede verfolgt den entgegengesetzten Weg. Er weiß zunächst bei seinen Zuhörern die Empfindung zu erwecken, daß sie verpflichtet seien zu bleiben, indem er seine Worte an Agamemnon richtet und diesen beklagt, daß ihn die Achaier trotz ihrer früheren Versprechen nun im Stiche lassen und in Schmach stürzen wollten. Alsdann aber entschuldigt er sie, erkennt die Berechtigung ihrer Sehnsucht nach Weib und Kind und Heimat voll an, gibt scheinbar alles zu, um ihre Gemüter in seine Hand zu bekommen, und als ihm dies gelungen, geht er dazu über, ganz kurz, aber mit Entschiedenheit auf das Schimpfliche einer vorzeitigen Heimkehr und auf die Notwendigkeit, zu bleiben, hinzuweisen. Dann erst, sagt er, könne man erfahren, ob Kalchas' einstige Verheißung der Wahrheit entspreche oder nicht. Und nun schildert er ausführlich und höchst anschaulich jenes hoffnungerweckende Wunder-

zeichen, durch das Zeus vor der Ausfahrt der Griechen die Zerstörung der feindlichen Stadt nach zehn Jahren vorausverkündet habe. Das gehe nun alles in Erfüllung, bemerkt er und stellt so das Vertrauen zu der Götter Sprüchen wieder her, das Agamemnon in seiner Rede so ungeschickt zerstört hatte. Seine Aufforderung, zu bleiben, bis sie Troja genommen, erwidern die Griechen mit lautem, von den Schiffen widerhallendem Beifallsgeschrei.[1]

Dieses erfolgreiche Eingreifen des Odysseus in die durch Agamemnons Ungeschick herbeigeführte kritische Lage der Dinge darf man mit Recht als seine Aristie bezeichnen. Denn hierbei entfaltet er alle Vorzüge seiner vielseitigen Natur, seine Besonnenheit und Geistesgegenwart, seine Standhaftigkeit und Entschlossenheit, seine Kunst der Menschenbehandlung und die Meisterschaft und Gewalt seiner Rede.

Die eigentümliche Verbindung von Verstand und Willenskraft, die wir bei Odysseus bewundern, bedingt auch sein Verhalten in der Schlacht. So stark sein Wille ist, es überwiegt doch bei ihm der Intellekt, und dies Verhältnis gibt seiner Tapferkeit ihre eigenartige Färbung. Einem Geist, so überlegend wie der seine, der stets um sich und vor sich schaut, alle Möglichkeiten bedenkt, der die Dinge immer sieht, wie sie sind, und in gefährlicher Lage die ganze Größe des drohenden Unheils überschaut, wird das Gefühl der Furcht nicht fremd sein. Und so sehen wir ihn denn bei dem plötzlichen Umschwung am zweiten Schlachttag, da alle die Besten von Bestürzung ergriffen werden, in die Flucht mit fortgerissen. Und als Diomedes, der allein kaltes Blut bewahrt hat, dem Vorübereilenden zuruft, er solle bleiben und mit ihm den gefährdeten Nestor schirmen, hört er nicht auf ihn, und weder der Vorwurf der Feigheit noch die Rücksicht auf die Gefahr des Greises vermag ihn in seiner Flucht aufzuhalten.[2] Man wird ihn deshalb nicht feige schelten; von solcher vorübergehenden Entmutigung werden, wie wir sahen (S. 56 f.), fast alle hervorragenden Helden einmal befallen, und schon am nächsten Tage sehen wir, wie Odysseus in ähnlicher Lage

[1] *B* 169–335. — [2] *Θ* 92 ff.

seinerseits den Tydiden, freilich mit besserem Erfolg, zu mannhaftem Widerstande auffordert.[1] Entscheidend aber für die Beurteilung seines Mutes in der Schlacht ist bald darauf sein Verhalten in einem Augenblick größter Bedrängnis. Nach der Verwundung des Diomedes allein gelassen, sieht er sich einer gewaltigen Übermacht von Troern gegenüber und ist einen Moment im Zweifel, ob er fliehen oder standhalten soll. In einem Selbstgespräch offenbart er uns die widerstreitenden Gefühle, die in dieser Lage sein Herz bewegen: die doppelte Furcht vor der Schande der Flucht und vor dem Unterliegen. Der natürliche Instinkt läßt ihm einen Augenblick das letztere als das schlimmere Übel erscheinen; da aber macht dem Streit der Affekte eine kühle Erwägung ein Ende, der Gedanke, daß der Tapfere im Kampfe ausharren müsse, auch wenn er den Tod vor Augen sehe.[2] Ein feiner Zug der Charakteristik! Ein sittlicher Grundsatz bestimmt sein Handeln. Die Vernunft reicht ihm in dieser kritischen Lage die Entschlossenheit dar, die ihm die Natur versagt hätte. Man muß damit vergleichen, wie Menelaos in einer ähnlichen Lage oder vielmehr unter Umständen, die ihn noch viel mehr zum Ausharren bestimmen mußten, einen wenig ehrenvollen Rückzug antritt und diesen mit Scheingründen, sich selbst betrügend, vor sich zu rechtfertigen sucht[3] (S. 158). Sein Verstand läßt sich beirren durch den Andrang des Affekts, Odysseus hält diesen nieder durch das Gewicht seiner geistigen Kraft. Interessant ist auch eine Vergleichung jenes heldenmütigen Entschlusses des Laertiaden mit Hektors schicksalsschwerer Entschließung, vor dem Skäischen Tor den Peliden zu erwarten.[4] Ihn hält kein sittliches Gebot zurück — im Gegenteil, es war seine Pflicht, sich seinem Volke zu erhalten — sondern sein eignes subjektives Empfinden. Auch Hektor handelt nicht nach Vernunftgründen, sondern wie Menelaos nach dem Pulsschlag seines, freilich viel edleren, Herzens. Wir müssen vielleicht des Odysseus Tapferkeit als die höhere ansprechen, aber sie läßt uns kühler; Hektors Heldentum ist uns sympathischer, sein von Leidenschaften erregter Mut reißt

[1] *Λ* 312 ff. — [2] *Λ* 404 ff. — [3] *P* 91 ff. — [4] *X* 99 ff.

uns mit fort, wie er ihn selbst mit fortreißt zum Sieg und Tod. Von Odysseus aber darf man nicht denken, daß er die Gefahr liebe und sie aufsuche; nichts liegt ihm ferner als tollkühner Wagemut. Es ist gewiß kein Zufall, daß von den Helden, die sich auf Hektors Herausforderung zum Zweikampf mit diesem bereit erklären, Odysseus als letzter sich erhebt.[1] Homer pflegt durch solche kleinen Züge seine Personen zu charakterisieren. Man hat das Gefühl, Odysseus wäre der Möglichkeit, mit dem troischen Vorkämpfer sich messen zu müssen, am liebsten ganz aus dem Wege gegangen und hätte, wären nicht so viele Helden, geringer als er, aufgestanden, den Kampf ruhig einem der drei Fürsten überlassen, die nach der Schätzung der Achaier Hektor gewachsen waren.[2] Es beruht also seine Zurückhaltung auf einer richtigen Einschätzung seiner Kraft. Denn haben wir auch keinen unmittelbaren Maßstab für seinen Rang als Kämpfer, so werden wir doch kaum fehlgehen, wenn wir, jenem Urteil seiner Landsleute und einem aus der Dichtung sich ergebenden Gefühl folgend, ihn dem Tydiden, Aias und Agamemnon nicht gleich erachten, ihm seinen Platz aber unmittelbar nach diesen zuweisen. Das vorsichtige, abwartende Wesen, das Odysseus bei dieser Gelegenheit zeigt, bemerken wir übrigens auch zu Beginn des Kampfes. Agamemnon findet bei der Heeresmusterung vor der ersten Schlacht seine Krieger noch säumend, in der Absicht, andern den Vortritt zu lassen. Den Vorwurf der Lässigkeit, den der Oberfeldherr ihrem Führer deshalb macht, weist dieser allerdings scharf zurück, aber er weiß doch eigentlich nichts zu sagen, was jenen Vorwurf entkräftete. Jedenfalls sticht seine Gereiztheit unvorteilhaft von der Gelassenheit ab, mit der Diomedes gleich darauf den unverdienten Tadel des Oberkönigs hinnimmt. Auch in der Schlacht selbst ist sein Heldentum mehr defensiv, als aggressiv. Man mag bemerken, daß er weder mit Hektor noch sonst einem der ersten troischen Helden zusammentrifft. Aggressiv ist sein Vorgehen eigentlich nur da, wo er nichts zu fürchten hat und im voraus wissen kann, daß alles gut abläuft, wie gegen die Schreier im Heere

[1] *H* 168. — [2] *H* 179 f. — [3] *Δ* 331 ff.

und den lästernden Thersites. Dagegen zeigt sich in der Abwehr der auf ihn eindringenden Gefahr seine ganze Spannkraft, im Widerstand erstarkt seine Natur, und alle Kräfte seines Körpers und seines anschlägigen Geistes werden dann rege. Der prächtig ausgeführte Vergleich mit dem von Jägern und Hunden umstellten Eber[1] bezeichnet in anschaulicher Kürze die vorzugsweise defensive Art seiner Tapferkeit.

In der Odyssee erscheint unser Held vor allem als der große Dulder. Diese Seite seines Charakters konnte in der Ilias nicht in gleicher Weise hervortreten. Unsere Dichtung stellt ihn nicht oft genug in Not und Gefahr, daß die seltene Verbindung von Ausdauer und Erfindungsgabe, die ihn dort kennzeichnet, auch hier an ihm hinlänglich beobachtet werden könnte. Demgemäß erscheinen auch die seine Widerstandskraft bezeichnenden Beiwörter (*πολύτλας, τλήμων*) viel seltener als die, welche seine Einsicht und Klugheit rühmen (*πολύμητις, πολυμήχανος*). Doch schreibt ihm der Dichter einen beharrlichen Sinn zu,[2] und er selbst rühmt sich der Ausdauer, die er von seiner Jugend bis zum Alter in leidigen Kriegen bewährt habe.[3] Um dieser Eigenschaft willen wählt ihn der Tydide zu seinem Begleiter auf seinem nächtlichen Spähergang, dem einzigen Abenteuer, das Homer in seine Ilias einflicht.[4] Sehr charakteristisch ist es, wie bei diesem gemeinsamen Unternehmen die Rollen zwischen beiden verteilt sind. Wo Klugheit und schnelle Überlegung erforderlich sind, greift Odysseus, wo es der Taten bedarf, Diomedes ein. Den klugen Rat, Dolon, damit er ihnen nicht entwische, zum Schiffslager an sich vorübergehen zu lassen, gibt Odysseus,[5] dagegen bringt ihn Diomedes durch einen wohlberechneten, gutgezielten Speerwurf zum Stehen.[6] Das geschickte Verhör, das dem bebenden Dolon so wertvolle Geständnisse entlockt, stellt wieder jener an,[7] während der Tydide die Exekution an dem Erbärmlichen vollzieht.[8] Als sie die Lagerstätte der Thraker erreicht haben, mordet wiederum dieser die Schlafenden, Odysseus aber zieht klug die Erschlagenen an den Füßen beiseite, um für die

[1] *A* 414 ff. — [2] *K* 232. — [3] *Ξ* 85 ff. — [4] *K* 242 ff. — [5] *K* 341 ff. — [6] *K* 372 ff. — [7] *K* 382 ff. — [8] *K* 455 f.

Pferde des Rhesos Bahn zu machen, die er losbindet und wegführt, indes Diomedes sein Werk mit dem Morde des schwer träumenden Königs krönt. In das Schiffslager zurückgekehrt, berichtet dann der wortgewandte Laertiade von dem Abenteuer; die wertvolle Errungenschaft aber, die herrlichen Rosse, führt der Tydide, als der sich zuerst zu dem Unternehmen erboten, in sein Zelt.

Beachten wir auch, wie auf diesem Spähergange des Odysseus Wachsamkeit und die Schärfe seiner Sinne sich bewähren. Er zuerst bemerkt im Dunkel der Nacht den herannahenden Dolon,[1] er zuerst findet aus den Reihen der schlafenden Thraker den König und seine Rosse heraus.[2] Fügen wir noch hinzu, wie leicht sein Schlaf ist, wie ihn ein leise gesprochenes Wort sogleich erweckt,[3] so werden wir sagen müssen, dieser Mann ist wie geschaffen von der Natur, um sich in Gefahren zu bewähren. Und wie hat er seinen Körper geschmeidig zu machen und so auch als älterer Mann noch zu erhalten verstanden! Durch die Gelenkigkeit seiner Glieder vermag er es, im Ringkampf der Riesenkraft des Aias standzuhalten, ja durch geschickte Tricks den Gegner zu Fall zu bringen.[4] Im Wettlauf aber tut er es trotz seines vorgerückten Alters dem schnellsten der Achaier nächst Achill fast gleich,[5] und durch einen für ihn glücklichen Zufall gewinnt er ihm sogar den Sieg ab.

Der Dichter liebt es, bei der Zeichnung seiner Personen zwischen dem äußeren und inneren Menschen einen gewissen Einklang herzustellen, durch leibliche Eigenschaften auf entsprechende geistige hinzudeuten. So bei Achill, den beiden Aianten und besonders bei Thersites. Auch bei Odysseus sind seine Schnelligkeit im Laufe und die Beweglichkeit seines Geistes, der geschickte Gebrauch seiner Glieder und seine Erfindsamkeit, die Schärfe seiner Augen und der klare Blick in allen Lebenslagen verwandte Erscheinungen. Es rundet sich alles zu einem harmonischen Ganzen.

[1] *K* 339 f. — [2] *K* 477 f. — [3] *K* 139. — [4] *Ψ* 709 ff., 725 f, 731. — [5] *Ψ* 759 ff.

In der Teichoskopie erhalten wir auch Gelegenheit, uns eine Vorstellung von der Gestalt unsres Helden zu machen. Er ist kleiner als Agamemnon,[1] der selbst nur von Mittelgröße ist.[2] Dieses geringe Leibesmaß kommt auf Rechnung seiner Beine; sein Oberkörper ist mächtig entwickelt,[3] Brust und Schultern sind von gewaltiger Breite.[4] Aus dieser Brust strömen die kraftvollen Worte, die die Versammlung beherrschen, dringt der laute Ruf in der Schlacht, der weithin das Getümmel übertönt und von den entfernten Freunden vernommen wird,[5] diese Brust vermag auszudauern im Wettlauf.

An derselben Stelle der Dichtung vergleicht Priamos unsren in der Mitte seines Kriegsvolks verweilenden Helden einem dichtwolligen Widder, der seine Herde durchwandelt.[6] Ich lasse es dahingestellt, wieweit sich dieser Vergleich auf seine körperliche Erscheinung beziehen soll. Ich denke, in erster Linie ist dadurch auf die Autorität hingedeutet, die er als Führer genießt. Daß er strenge Mannszucht zu halten versteht, geht schon aus seinem Auftreten in dem nach Agamemnons versuchender Rede entstandenen Tumult hervor, und die Abfertigung, die er dem Atriden bei der Musterung zuteil werden läßt, zeigt, daß es nicht rätlich ist, mit ihm anzubinden.

Gleichwohl erfreut er sich bei den Achaiern einer großen Beliebtheit. Es ist das die Sympathie, die klugen Männern, welche gewohnt sind, öffentlich das Wort zu ergreifen, und durch ihren Geist die Hörer beherrschen, entgegengebracht zu werden pflegt, auch wenn sie nicht immer glimpflich verfahren und in gewissem Sinne auch wieder gefürchtet sind. Bei der Züchtigung des Thersites kommt diese Gesinnung des Heeres gegen Odysseus zu lebhaftem Ausdruck.[7] Auch beim Wettlauf zeigt sich seine Popularität darin, daß die Menge für ihn Partei ergreift und ihn durch lauten Zuruf in seinem Kampf mit dem schnellfüßigen Aias anspornt.[8]

Ebenso ist Odysseus bei den Fürsten vor andern beliebt und geachtet.[9] Achill begrüßt ihn und den Telamonier Aias

[1] *Γ* 193. — [2] *Γ* 168. — [3] *Γ* 210 f. — [4] *Γ* 194. — [5] *Δ* 461 f. — [6] *Γ* 196 ff. — [7] *B* 272 ff. — [8] *Ψ* 766 f. — [9] *Δ* 470 f., *I* 180.

als die ihm liebsten Männer des Heeres,[1] und Diomedes erwählt ihn mit den schmeichelhaftesten Worten zu seinem Gefährten für das nächtliche Abenteuer.[2] Daß die beiden hervorragendsten und doch von Natur so verschiedenen Helden ihn in gleicher Weise lieben und hochschätzen, ist der beste Beweis für den Wert seiner Persönlichkeit.

Zuletzt muß noch der Gunst gedacht werden, in der er bei der Göttin Athene steht. Sie liebt ja an Männern gerade die Eigenschaften, die Odysseus vor andern besitzt, einen klugen, besonnenen Geist und in der Gefahr ausdauernden Mut. So steht sie ihm, wie er selbst bezeugt, in allen Nöten des Lebens zur Seite[3] — wie eine Mutter ihrem Kinde, nach Aias' Wort.[4] Sie tritt zu ihm und fordert ihn auf, mit seiner Rede Gewalt die Achaier von der Rückkehr abzuhalten;[5] sie sendet ihm, als er mit Diomedes auszieht, einen Reiher als glückliches Vorzeichen[6] und ist den beiden auf ihrem Spähergange nahe, sie bringt beim Wettlauf seinen Gegner Aias zu Fall und gewinnt ihrem Günstling dadurch den Sieg.[7] Dieser weiß die Gunst der Göttin wohl zu schätzen und vergißt es nicht, in wichtigen Momenten zu ihr zu beten[8] und ihr vor allen Himmlischen Gaben darzubringen.[9] Ein inniges Verhältnis besteht zwischen Held und Göttin.

8. Diomedes.

Ein Liebling der Athene, wie Odysseus, ist auch des Tydeus Sohn Diomedes. Fast noch intimer ist beider Verkehr miteinander, fast noch zärtlicher der Göttin Fürsorge für den Helden.[10] Besitzt doch auch er die beiden Eigenschaften, die dem Laertiaden die Zuneigung der Göttin gewonnen haben; aber er besitzt sie in so völlig andrer Mischung, daß beide Helden sich mehr ergänzen als gleichen. Hat in jener Verbindung von Intelligenz und Willenskraft, auf der des Odysseus

[1] *I* 197 f. — [2] *K* 242 ff. — [3] *K* 278 f. — [4] *Ψ* 782 f. — [5] *B* 169 ff. — [6] *K* 274 f. — [7] *Ψ* 774. — [8] *K* 277, *Ψ* 769 f. — [9] *K* 460 ff., 570 f., 578 f. — [10] *E* 114 ff., 121 ff., 256, 793 ff., *K* 482, 507 ff., *Ψ* 388 ff.

Größe beruht, die erstere das Übergewicht, so herrscht bei Diomedes die letztere vor; ist jener in erster Linie der Meister der Rede, der kluge Ratgeber und daneben auch ein trefflicher Krieger, so ist der Tydide vor allem Vorkämpfer und Held und, weil er dies nach seiner ganzen Denkart und Gesinnung ist, auch im Rate von hohem Ansehen und oft ausschlaggebender Bedeutung.

In einer herrlichen, trefflich erfundenen Szene läßt der Dichter den Diomedes, nachdem er ihn lange im Hintergrund gehalten, sogleich bei seinem ersten Auftreten die stille, selbstgewisse Größe offenbaren, die seinem ganzen Charakter das Gepräge gibt. Auf den unverdienten Vorwurf der Lässigkeit, den ihm vor Beginn der ersten Schlacht Agamemnon macht, schweigt er bescheiden. Nicht aus Gleichgültigkeit, vielmehr läßt eine spätere Äußerung es wohl erkennen, daß ihn der Tadel tief geschmerzt hat;[1] aber er weiß, frei von der Reizbarkeit eines Achilleus, die persönliche Empfindlichkeit zu unterdrücken und sich in die Seele des Völkerhirten zu versetzen, den, wie ihm der Ruhm des Erfolges zufalle, so auch die Schmach des Mißlingens treffe. Er mag es ihm nicht verdenken, wenn er die Helden auf jede Weise zum Kampfe ermuntert.[2] Darum will er ihm nicht mit Worten antworten, sondern mit Taten. Und wie er nun, den Kampf zu beginnen, vom Wagen springt mit klirrenden Waffen, daß auch einen Tapferen Furcht ergreifen mußte,[3] welches Bild erhalten wir da von seiner mächtigen Persönlichkeit!

Dieses Bild eines durchaus kernhaften, gediegenen, verlässigen Helden führt die weitere Dichtung immer reicher, voller, detaillierter aus. Er erscheint allerwege als ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Es gibt unter den Helden der Ilias keinen, den einzigen Achill ausgenommen, der so schon durch Naturanlage und Temperament zum Helden befähigt wäre wie Diomedes. An persönlichem Mut übertrifft ihn keiner, auch Achill nicht. Seine Tapferkeit ist so kaltblütig, wie die Hektors leidenschaftlich. Eine unvergleichliche Seelenruhe bewahrt er auch im heftigsten Sturm der Schlacht, nicht einen

[1] *I* 34 ff. — [2] *Δ* 412 ff. — [3] *Δ* 419 ff.

Augenblick verliert er seine kühle Besonnenheit. Mit völligem Gleichmut sieht er dem Angriff zweier so hervorragender Helden wie Aineias und Pandaros entgegen, der seinem Genossen Sthenelos nicht geringe Besorgnis einflößt. Dessen Rat, sich zu seinem Wagen zurückzuziehen, verschmäht er und erwartet zu Fuß das stolze Gefährt seiner Gegner. Seine einzige Sorge ist, es könne ihm das Gespann göttlicher Rosse entgehen, auf deren Schnelligkeit Aineias und Pandaros für den Fall des Mißlingens ihre ganze Zuversicht gesetzt haben.[1] In aller Ruhe gibt er seinem Wagenlenker Anweisung, wie er sich ihrer bemächtigen solle, während er selbst allein den Kampf siegesgewiß auf sich nimmt.[2] Die gleiche Unerschrockenheit bewährt er überall in der Schlacht. Wohl zuckt auch er einen Augenblick zusammen, wenn Hektor naht,[3] aber er ist weit entfernt, einem Kampf mit ihm auszuweichen, vielmehr geht er ihm rasch gefaßt mit größter Gemütsruhe, ja mit offenbarer Freude entgegen. Nie überkommt ihn eine plötzliche Furcht, wie es wohl von Hektor, Aias und Odysseus berichtet wird, die ihn widerstandslos zur Flucht triebe; reißt ihn einmal der übermächtige Strom der Fliehenden mit fort, so ist er doch gewiß der Erste, der umkehrt und zum Angriff wieder übergeht.[4] Selbst beim Zusammenstoß mit einem Gotte verleugnet er sein Temperament nicht. In seiner Kraft sich vergessend, hat er den Zorn Apolls gereizt und wird von diesem mit rauhen Worten an seine sterbliche Herkunft erinnert, genau so, wie bei ähnlichem Sichvergessen später dem Patroklos der Troergott drohend begegnet. Aber wie verschieden ist da das Verhalten der beiden Helden! Der tapfere, aber sanftere Menoitiade fährt weit vor dem erzürnten Gotte zurück,[5] ein wenig nur weicht vor ihm der rauhere Tydide.[6] Eine feine Nuance, wie sie der Dichter liebt! Zu solchen kleinen charakteristischen Zügen gehört auch die Art, wie in der Dolonie seine Unerschütterlichkeit inmitten der allgemeinen Bestürzung in der Nacht nach der ersten großen Niederlage angedeutet wird. Er schläft mit

[1] *E* 221 ff. — [2] *E* 251 ff. — [3] *Λ* 345 (vgl. auch *E* 596). — [4] *Θ* 253 ff. — [5] *Π* 710. — [6] *Ξ* 443.

seinen Kampfgenossen außerhalb des Zeltes unter freiem Himmel, die Waffen neben sich, offenbar, um bei einem feindlichen Überfall sofort zur Stelle zu sein. Aber sein Schlaf ist fest und gesund, Nestor muß ihn mit dem Fuße stoßen, um ihn aus dem tiefen Schlummer zu erwecken, so fremd ist ihm die Sorge, die die übrigen Fürsten wach erhält oder doch nur in einen unruhigen Schlaf versinken läßt.[1]

Nicht weniger bewährt sich sein herzhaftes Temperament im gleichmütigen Ertragen des Schmerzes. Äußerungen desselben bei Verwundungen sind ihm so fremd wie Anwandlungen der Furcht. Bewundernswert ist seine Haltung, als ihn der Pfeil des Pandaros getroffen hat. Nicht einmal, daß er zusammenzuckt, wie uns von andern Helden, wenn sie plötzlich verwundet werden, erzählt wird;[2] stehend läßt er sich den Pfeil von Sthenelos durch die Schulter ziehen, und da das Blut quillt, strömt seine Empfindung nicht in Seufzen oder Klagen, sondern in feuriges Gebet wider seine Gegner aus.[3] Trotz der Verwundung kämpft er weiter, und erst als nach heißem Kampf der Schweiß an der Wunde ihn schmerzt, hält er inne, um diese zu kühlen.[4] Gleich standhaft zeigt er sich bei der Verwundung durch Paris, die ihn kampfunfähig macht. Es wäre ihm unmöglich, dem verachteten Gegner die Freude zu gönnen, ihn kleinmütig und verzagt zu sehen. Sein Frohlocken erwidert er mit Spott und Hohn im vollen Gefühl der Überlegenheit und in selbstbewußter Kraft. Dann erst zieht er ganz in der Stille den Pfeil aus dem verwundeten Fuß und verläßt, auf den Wagen springend, das Schlachtfeld.[5]

Indessen diese Unerschütterlichkeit des Sinnes, so sehr sie den Tydiden vor andern kennzeichnet, ist doch nur eine der Voraussetzungen für seine eigenartige Heldengröße. Er besitzt natürlich auch die physische Kraft und Gewandtheit, die für einen Helden ersten Ranges unerläßlich sind. Und dann fehlen seiner Seele nicht die treibenden Kräfte, die ihm im Kampfe neben der Kraft des Widerstandes auch jene starke Aktivität verleihen, die wir an ihm bewundern. Ja, sein eigentliches

[1] *K* 150 ff. — [2] *Δ* 150, *Λ* 254. — [3] *E* 106 ff. — [4] *E* 794 ff. — [5] *Λ* 384 ff.

Wesen ist vordringende Kühnheit. Immer kämpft er da, wo das Getümmel am größten ist,[1] mit ungemeiner Raschheit und Beweglichkeit.[2] Dem verheerenden Gießbach vergleicht ihn der Dichter, der, vom Winterwasser geschwellt, Dämme zerreißt und Saaten überflutet.[3] Seine Taten sind gewaltig und machen auf die Troer den tiefsten Eindruck. Helenos spricht am ersten Schlachttag die Empfindung des Augenblicks aus, wenn er sagt, selbst den Achill habe man nicht so gefürchtet wie jetzt ihn;[4] und der Bittgang der troischen Matronen und ihr Gebet zur Athene, sie möge des Tydiden Lanze brechen und ihn selbst zu Boden stürzen,[5] illustrieren die Stimmung in Troja, die allgemeine Ratlosigkeit im Gefühl des Unvermögens diesem furchtbaren Gegner gegenüber. Die gleiche Empfindung klingt uns aus dem lauten Jubel des Paris entgegen, als es ihm geglückt ist, den Helden zu verwunden, vor dem, wie er sich ausdrückt, die Troer gezittert, wie Ziegen vor dem Löwen.[6] Selbst Hektor ist von einer gewissen Bangigkeit vor ihm nicht frei. Würde er anders seiner Mutter aufgetragen haben, mit den troischen Frauen zum Tempel der Athene zu gehen und sie zu bitten, die Stadt vor dem wilden Tydiden zu schützen? Als ihm freilich der Olympier Sieg verleiht, schwindet seine Scheu vor ihm, aber aus den höhnenden Worten, die er dem vor ihm Fliehenden nachruft, klingt doch schlecht verhohlen die Furcht nach, die er ihm und den Troern eingeflößt.[7] Am nächsten Tage treffen beide Helden im Kampfe zusammen, und da zeigt sich unzweifelhaft des rauhen Argivers Überlegenheit. Kaum entgeht Hektor dem Tode.[8]

Seiner gewaltigen Kraft ist sich der Tydide selbst wohl bewußt, und er steht nicht an, vor dem Feind sich seiner Überlegenheit zu rühmen. Verwundert fragt er den Glaukos, wer er denn sei, daß er es gewagt, ihm zu nahen, dem nur Unglücklicher Kinder begegneten.[9] Und da er ihn als Gastfreund von Väter Zeiten her erkannt hat und sie beschließen, einander künftig im Kampfe zu meiden und ihre Waffen gegen

[1] *E* 8. — [2] *E* 85 f. — [3] *E* 87 ff. — [4] *Z* 99 ff. — [5] *Z* 305 ff. — [6] *Λ* 383. — [7] *Θ* 164 ff. — [8] *Λ* 349 ff. — [9] *Z* 123 ff.

andre zu wenden, weiß er den Unterschied zwischen ihrer Kraft ganz ungesucht sehr fein und treffend anzudeuten.[1] Auch dem durch seinen Speerwurf betäubten Hektor ruft er ein stolzes Wort nach,[2] und wie er dem Paris, der ihn aus der Ferne verwundet hat, mit voller Verachtung begegnet, ist schon oben erwähnt. Seine Geschosse, sagt er, seien stumpf und ritzten kaum die Haut, aber wen er mit seiner Waffe berühre, dessen Blut röte die Erde, und er werde die Speise der Vögel.[3]

Einem Helden von diesem Selbstgefühl wird es schwer, in der Schlacht einmal zu weichen. Trotz der warnenden Zeichen des Zeus kann er es nicht über sich gewinnen, als er mit Nestor dem Hektor entgegengefahren ist, auf den Rat des Alten die Rosse zur Flucht zu wenden. Unerträglich ist ihm der Gedanke, Hektor könne sich vor den Troern seiner Flucht prahlend rühmen, und Nestor muß ihm erst durch Erinnerung an seine Taten, die jenen verböten, ihres Führers Worten zu glauben, sein Selbstgefühl zurückgeben, ehe er es vermag, sich zu bezwingen; noch dreimal will er, durch Hektors höhnischen Zuruf gereizt, umkehren, dreimal muß ihn Zeus durch schreckende Zeichen davon zurückhalten.[4] Es wohnt doch im innersten Herzen dieses zurückhaltenden Helden ein sehr feines Ehrgefühl, eine Scheu vor dem, was die Menschen von ihm denken und sagen. Und so wirkt auch im tiefen Grunde seiner Seele ein mächtiges Streben, sich auszuzeichnen, das jedoch bei ihm kaum an die Oberfläche tritt. Er besitzt den verschwiegenen Ehrgeiz, der in allen großen Naturen schlummert. Wir würden ihn nicht bemerken, wenn er sich nicht einmal beim Spiel, wo man den erregten Leidenschaften leichter Raum gibt, plötzlich offenbarte. Als ein böser Zufall ihm die Hoffnung auf Sieg zu vernichten scheint, vergießt er, der der ihm geschlagenen Wunden spottet, heiße Tränen.[5]

Seine Unerschrockenheit, sein hohes Selbstgefühl, seine Ehrliebe bestimmen auch sein Verhalten im Rat. Diomedes ergreift das Wort nur dann, aber dann auch immer, wenn

[1] *Z* 227 ff. — [2] *Λ* 362 ff. — [3] *Λ* 391 ff. — [4] *Θ* 167 ff. — [5] *Ψ* 385.

mannhafte Entschlüsse zu fassen oder unmännliche zu verhüten sind. Immer tritt er für das ein, was die Ehre vorschreibt, aber er tut es ohne jede Affektation. Von Hektor sind wir gewohnt, herrliche Worte darüber zu hören, was Ruhmbegier und Ehre gebieten. Er selbst bedarf bei seinem Handeln solcher erhebenden Gedanken. Dem Tydiden wäre es nicht möglich, etwas anderes zu tun, als was die strengste Ehre erfordert, und darum spricht er das ganz nüchtern in einfachen, schlichten Worten aus. So rät er am Abend des ersten Schlachttags, die zu späte und unvollständige Genugtuung, die die Troer anbieten, nicht mehr anzunehmen, vielmehr überhaupt jede Sühne abzulehnen.[1] Die gleiche Gesinnung bewährt er dann inmitten der allgemeinen Mutlosigkeit nach der verlorenen Schlacht durch die Entschiedenheit, mit der er Agamemnons Vorschlag zur Flucht zurückweist,[2] und nach der Rückkehr der vergeblich zu Achill gesandten Fürsten durch die ruhige Sicherheit, mit der er den Völkerhirten auffordert, am nächsten Morgen die Schlacht von neuem zu beginnen.[3] So sehen wir in kritischen Situationen nach langer Beklommenheit immer wieder ihn das erlösende Wort sprechen, das den Zagenden, Schwankenden Mut und Vertrauen in die Brust zurückführt. Seine selbstgewisse Zuversicht — einmal erklärt er vollen Ernstes, wenn die andern Achaier nicht bleiben wollten, werde er allein mit den Seinen den Kampf vor Troja fortsetzen[4] — verfehlt ihres Eindrucks niemals; so wenig man ihn als einen Redekünstler wie Odysseus bezeichnen kann: seine Worte, kurz und bündig, schlagen gleichwohl durch, und es folgt ihnen der Beifall des Volks und die Zustimmung der Edlen.[5]

Doch darf man nicht denken, daß er sich im Rate vordränge. Daß er einer von den jüngeren Führern des Heeres ist,[6] vergißt er niemals. Erst spät erhebt er sich, zu reden,[7] nachdem er gewartet, ob nicht ein Älterer vor ihm das Wort ergreifen wolle. Denn bei allem Selbstgefühl, das er dem Feinde gegenüber nicht zurückhält, zeigt er unter den Seinen

[1] *H* 400 ff. — [2] *I* 32 ff. — [3] *I* 705 ff. — [4] *I* 46 ff. — [5] *H* 403 f., *I* 50 f., 710 f. — [6] *I* 57 f. — [7] *H* 399, *I* 31, 696.

eine wahre und echte Bescheidenheit. Mit welch bescheidener Tapferkeit spricht er, als er sich zu dem gefährlichen Spähergang erbietet, von der Unzulänglichkeit eines Einzigen zu solchem Unternehmen[1] und erwählt sich in Odysseus den zuverlässigsten Gefährten, in dessen Begleitung er gar aus Feuersgluten sicher glaubt heimkehren zu können.[2] Und so läßt er auch niemals die schuldige Achtung vor dem Oberkönig aus den Augen, selbst wenn er ihm noch so entschieden und nachdrücklich entgegenzutreten genötigt ist.[3]

Die Verbindung von Bescheidenheit und Stolz, die wir bei Diomedes bemerkten, zeigt sich auch in seinem eigentümlich zarten Verhältnis zu seinem Vater Tydeus, den sein Heldenberuf ihm, noch ehe er ihn kannte, entriß.[4] Wie alle früh gefallenen Helden umgibt diesen ein lichter Glanz, und er erscheint dem späteren Geschlecht als das Muster eines vollkommenen Mannes. Mit Stolz und Verehrung schaut der früh Verwaiste zu diesem seinem Vater auf; ihm es gleich zu tun ist sein höchstes Bestreben. In diesem Sinne betet er auf seinem Spähergang zu Athene, sie möge ihn so geleiten, wie einst seinen Vater Tydeus auf seinem Botengang zur Stadt des Kadmos;[5] und Athene ihrerseits, die ihres Lieblings Herz wohl kennt, weiß ihn nicht besser zur höchsten Betätigung seiner Heldenkraft anzufeuern, als indem sie in seine Brust den stachelnden Vorwurf wirft, daß er mit nichten dem heldenhaften Tydeus gleiche.[6] In derselben Weise sucht auch der kluge Atride den zurückhaltenden, wenig aus sich herausgehenden Helden zu reizen durch den Hinweis auf seinen tatendurstigen Vater, der einen Sohn gezeugt, besser als er im Rat, aber minder tüchtig im Kampf; und dieser läßt den Tadel, der zugleich ein hohes Lob seines Vaters ist, ruhig über sich ergehen. Der Dichter hat, um diesen Zug der Pietät heller zu beleuchten, des Tydiden Verhalten in einen höchst wirksamen Kontrast gesetzt zu dem seines Waffengenossen Sthenelos, der, des prahlerischen Kapaneus ähnlich gearteter Sohn, wie er, in frühster Jugend bei dem gleichen

[1] *K* 220 ff. — [2] *K* 242 ff. — [3] *Δ* 402, 412 f., *I* 32 f. — [4] *Z* 222 f., *Ξ* 113 ff. — [5] *K* 285 ff. — [6] *E* 800 ff., vgl. auch *E* 125 f.

Unternehmen seinen Vater verloren hatte. Indem dieser für seinen Freund das Wort nimmt, antwortet er trotzig dem Atriden, ohne Pietät für den nie gekannten Erzeuger, sie seien viel bessere Helden als ihre Väter, die ihr eigener Übermut zugrunde gerichtet habe[1] — Worte, die ihm des Tydeus Sohn verweist. Ein Held, der das Andenken an seinen Vater in so treuem Herzen bewahrt, wird auch von Stolz erfüllt sein auf sein ganzes ruhmreiches Geschlecht, und so hat der Dichter dem Diomedes jenen schönen Zug der Pietät verliehen, der sich in der Ehrfurcht für die Gastfreundschaft der Väter inmitten des Getümmels der Schlacht so erhebend ausspricht.[2] Die rauhe Gestalt des Helden, den wir eben noch unter den Troern schrecklich morden sahen, erhält durch diesen Sieg der Humanität über seine kriegerischen Leidenschaften fast etwas Mildes, und wir gewinnen Vertrauen zu diesem großen und zugleich edlen Manne.

Um so mehr, so scheint es, müssen wir uns wundern, einen Helden von dieser Pietät zugleich und dieser Mäßigung im Kampfe gegen Götter die dem Menschen gesetzten Schranken überschreiten und der demütigen Unterordnung unter die Gottheit vergessen zu sehen. Jedoch lehrt eine genauere Betrachtung, daß dies der Sinn jener Kämpfe keineswegs ist. Offenbar hat sie der Dichter nur als eine höchste Steigerung der himmelstürmenden Tapferkeit unsres Helden ersonnen, nicht, um auch nur einen Schatten frivoler Gesinnung auf ihn fallen zu lassen. Wie ihre Darstellung eine Linie innehält, daß weder der göttlichen Hoheit zu viel vergeben, noch die menschliche Kraft und Kühnheit allzusehr erhöht erscheint, so hat sie auch alles vermieden, was wie bewußtes Außerachtlassen der der Gottheit geschuldeten Ehrfurcht aussehen könnte. Man darf dabei das intime Verhältnis nicht übersehen, in dem Diomedes zu seiner Schutzgöttin Athene steht. Diese hat, als sie sein Auge helle machte, damit er die Götter im Kampfe erkenne, ihn gewarnt, mit diesen zu kämpfen; nur Aphrodite solle er, wenn sie ihm begegne, verwunden.[3] Demgemäß greift er diese im Kampfeseifer an, nachdem er sie als die

[1] *Δ* 403 ff. — [2] *Z* 212 ff. — [3] *E* 127 ff.

unkriegerische, in den Männerkampf nicht gehörende Liebesgöttin erkannt hat,[1] und ruft ihr höhnende Worte nach, als sie verwundet aus der Schlacht entweicht.[2] Wer die homerischen Kampfessitten kennt, wird in dieser Spottrede den selbstverständlichen Abschluß jenes Kampfes erblicken, für den Athene die Verantwortung trägt, und schwerlich wird deshalb jemand in ihr eine die göttliche Majestät verletzende Überhebung des Helden erkennen wollen. Allerdings steigert das Unerhörte, das hier geschehen ist, daß er, der sterbliche Mensch, Götterblut vergossen hat, momentan sein Kraftgefühl und seine Erregung zum Übermaß, und er verliert einen Augenblick sein gewohntes seelisches Gleichgewicht, so daß er sich im Verfolg des Kampfes mit Aineias zu einer Ungebühr gegen den großen Troergott hinreißen läßt. Obwohl er erkennt, daß Apollon über den verwundeten Troerhelden seine Hand schützend hält, nachdem ihn seine göttliche Mutter dem Verderben preisgegeben, scheut er sich nicht, zwar nicht gegen den Gott selbst — so weit geht seine Hybris keineswegs — wohl aber gegen dessen Schützling anzustürmen, um ihm das Leben zu nehmen.[3] Hierdurch zieht er sich die schon oben (S. 191) erwähnte scharfe Zurechtweisung von seiten des Gottes zu, die eines nachhaltigen Eindrucks auf den rasch ernüchterten Helden nicht verfehlt. Als er bald darauf den Kriegsgott an Hektors Seite herankommen sieht, ruft er den Seinen zu, sie sollten sich zurückziehen, das Gesicht dem Feinde zugewandt, und nicht den ungleichen Kampf mit Göttern versuchen.[4] Nur auf den ausdrücklichen Befehl seiner Schutzgöttin geschieht es, wenn er dann, von dieser persönlich beschirmt, gegen Ares angeht, und er ist nur das Werkzeug der Göttin, die jenem die Schmach gönnt, von einem sterblichen Manne besiegt zu werden, als er den Blindwütenden verwundet.[5] So entfernt aber ist er selbst nach diesem Siege von jeder Überhebung, daß er, als bald darauf Glaukos ihm in goldstrahlender Rüstung entgegentritt, bescheiden ausruft, wenn jener ein Gott sei, der vom Himmel gestiegen, so wolle

[1] *E* 330 ff. — [2] *E* 347 ff. — [3] *E* 432 ff. — [4] *E* 605 f., vgl. auch 818 ff. — [5] *E* 825 ff.

er den Kampf mit ihm meiden, denn nicht lange pflege zu leben, wer mit den unsterblichen Göttern kämpfe.[1] Es entspricht das ganz seiner sonstigen maßvollen Gesinnung. Jede Frivolität liegt ihm fern; ja, man kann sagen, sein unerschütterlicher Mut in jeder Lebenslage, soweit er nicht bloße Temperamentstugend ist, beruht zum großen Teil auf seinem Vertrauen zu der schützenden Gottheit. Sein stolzbescheidener Wahlspruch ist: *τρεῖν μ' οὐκ ἐᾷ Παλλὰς Ἀθήνη*.[2] Und als er, wie oben (S. 195) bemerkt, seinen Entschluß kund tut, zu bleiben, bis Ilios gefallen, wenn auch alle andern heimkehrten, begründet er das mit den Worten: „Mit Gott sind wir ja gekommen." Ehrfurcht vor den Göttern kennzeichnet so gut wie Ehrfurcht vor seinen Vätern seine schlichte Heldennatur.

Von allen Charakteren der Ilias zeigt der des Diomedes das schönste Gleichmaß; zu wunderbarer Harmonie sind in seiner Natur die Elemente gemischt, treibende und hemmende Kräfte halten sich bei ihm das Gleichgewicht. Sein Heldentum ist aktiv und passiv gleich groß; standhaft und unerschrocken in jeder Gefahr, besitzt er doch zugleich den kühnsten Mut zum Angriff. Aber seine vordringende Kühnheit ist gepaart mit kühler Besonnenheit, die seinen Ungestüm zügelt und ihn vor Maßlosigkeit bewahrt. Mitten im wildesten, nervenerregenden, Blutgier erzeugenden Morden schlafender Thraker hört er auf die Stimme der Göttin, die ihn vor der Entdeckung warnt und an die Heimkehr mahnt.[3] Rauh, gefühllos, ja von einer gewissen Wildheit gegen den Feind — man denke nur an dieses Würgen Schlafender und die von ihm geübte kurze Justiz an dem von Odysseus seines Lebens versicherten Feigling Dolon![4] — wild und rücksichtslos sogar im Spiel gegen den befreundeten Gegner,[5] ist er der höchsten Aufopferung fähig für seine Freunde und schützt im Augenblicke höchster Gefahr, er ganz allein, das Alter;[6] er stellt den Gastfreund, den er unter den Feinden entdeckt hat, unter die milden Gesetze der Humanität. Voll Selbstgefühl, trotzig

[1] *Z* 128 ff. — [2] *E* 256. — [3] *K* 507 ff. — [4] *K* 446 ff. — [5] *Ψ* 820 ff.; doch vgl. S. 206! — [6] *Θ* 100 ff.

und stolz im Kampf, zeigt er sich bescheiden im Verkehr mit den Seinen und in seinem Verhalten gegen Höherstehende. Unerhörte Taten reißen ihn nicht fort zu sträflicher Überhebung; im Kampf mit Göttern Sieger, bewahrt er die ihnen geschuldete Ehrfurcht. Ein mächtiges Ehrgefühl, eine lebhafte Ruhmbegierde werden durch eine in solchem Alter überaus seltene Zurückhaltung und Mäßigung gedämpft. Nicht schnell zum Worte, spricht er doch treffend und wirkungsvoll und erwirbt sich das Lob, nicht nur im Kampf gewaltig zu sein, sondern auch im Rate der beste von seinen Altersgenossen.[1]

Will man sein Wesen kurz bezeichnen, so ist es stille Größe, ruhige Kraft, bescheidene Vollendung. Den am meisten griechischen Charakter hat man ihn wohl genannt.

Man darf Diomedes mit Achill wohl vergleichen, den Vertreter des schlichten mit dem des glänzenden Heldentums. Ungleich reicher ausgestattet und tiefer angelegt ist Achills Persönlichkeit, aber Diomedes ist frei von der Maßlosigkeit, die Achills Unglück ist. Er ist auch frei von der ungemeinen Reizbarkeit des Peliden; dieser ist schön und herrlich, kraftvoll und schnell, aber auch nervös und empfindlich wie ein edles Roß, Diomedes ruhig, ausdauernd und beständig, nur zuweilen von Wildheit ergriffen, wie der gewaltige Stier. Anders als Achill versteht sich der Tydide unterzuordnen, und er erhebt nie, wie dieser, den Anspruch, der Erste zu sein, obwohl er es, seit Achill sich vom Kampf zurückgezogen hat, wohl dürfte. Er sucht auch nicht etwa dessen Größe herabzusetzen, aber er ist der Meinung, daß man ihn entbehren könne, und er tadelt seinen starren, hochfahrenden Sinn. Die Gesandtschaft an ihn war nicht nach seinem Sinn.[2] Er unternimmt es, ihn zu ersetzen. Aber indem er dies versucht, zeigt es sich doch, daß er dazu nicht fähig ist. Verwundet muß er das Schlachtfeld verlassen. Nichts erweist mehr die höhere Natur Achills, seine größere Ehre bei den Göttern, als diese Unzulänglichkeit selbst eines Helden wie Diomedes. Er steht neben dem Peliden nur an zweiter Stelle.

Aber dem feinen ethischen Sinn, der durch die ganze

[1] *I* 53 f. — [2] *I* 697 ff.

Dichtung waltet, entspricht anderseits das verschiedene Geschick der beiden großen Helden. Dem Achill bringt das Übermaß der Leidenschaft nur Schmerz und Leid in seinem kurzen Leben, dem schlichten, maßvollen Tydiden folgt ein ungetrübtes Glück; was er auch beginnt, es schlägt ihm zum Guten aus. Im Kampf erbeutet er des Aineias Gespann herrlicher Rosse von göttlicher Zucht,[1] die ihm im Wettkampf den ersten Preis erringen;[2] von seinem Abenteuer kehrt er zurück im Besitz der wunderschönen Pferde des Rhesos, die schnell sind wie der Wind und weißer als Schnee;[3] und sogar als er in Erneuerung der Gastfreundschaft aus der Väter Zeit mit Glaukos friedlich die Waffen tauscht, empfängt er eine goldene Rüstung, hundert Rinder wert, für seine eherne, im Preise von neun Rindern.[4] So stimmen auch Charakter und Schicksal bei ihm zusammen, wie in seinem Wesen sich alles zur Harmonie vereint. „In seinem Gemüt scheint sich der stille Geist der ganzen Dichtung am klarsten zu spiegeln."

9. Aias, der Telamonier.

Den Ruhm, als Vorkämpfer der Griechen an die Stelle des grollenden Göttersohnes getreten zu sein, teilt Diomedes mit Aias, Telamons Sohn, diesem hierin gleich, im übrigen aber so verschieden von ihm wie nur möglich. Denn zeigt sich des Tydiden Größe vorzugsweise in seiner glänzenden Aktivität, so ist Aias vielmehr eine passive Natur. Erst als Diomedes durch seine Verwundung aus seinem Siegeslauf gerissen und dadurch besonders dem Kampf die für die Griechen ungünstige Wendung gegeben ist, tritt er in den Vordergrund. Er ist der Held des ausdauernden, unerschütterlichen Widerstands. In einer Lage, in der wir uns den Tydiden nicht einmal zu denken vermögen, den zur Flucht nur der Blitz des Zeus bestimmen kann, entfaltet er die Vorzüge seiner Persönlichkeit, bewährt er sich als den „Hort" der Achaier, ein Name, der einmal dem Achill,[5] sonst nur ihm zuteil wird. Darum

[1] *E* 319 ff. — [2] *Ψ* 510 ff. — [3] *K* 436 f., 544 ff. — [4] *Z* 234 ff. — [5] *A* 284.

ist auch der Schild seine charakteristische Waffe, der mächtige, manndeckende Schild, hinter dem er wie ein Turm in der Schlacht steht.

Was Aias seine Bedeutung als Krieger gibt, ist seine ungeheure physische Kraft, die beinahe an die Achills heranreicht[1] und durch die er allen andern Helden überlegen ist. Seine Kraft aber beruht auf einem riesigen Körper; sein hoher Wuchs läßt ihn an Haupt und Schultern über alle Achaier hervorragen und lenkt des von dem Torturm Umschau haltenden Priamos Auge auf ihn.[2] Wie er, in Erz gehüllt, mit mächtigen Schritten zum Zweikampf mit Hektor eilt, erfüllt schon seine bloße Erscheinung seine Landsleute mit hoffnungsvoller Freude, die Troer aber erbeben, und selbst dem Hektor schlägt das Herz im Busen.[3] Dieser mächtigen Erscheinung entspricht aber nicht, wie bei Achill, die Elastizität der Glieder, die diesem die Schnellkraft eines jungen Löwen verleiht;[4] das Massenhafte überwiegt und gibt seinem Körper eine gewaltige Wucht, seiner Bewegung aber eine gewisse Schwerfälligkeit. So kommt es, daß er im Ringkampf mit Odysseus trotz seiner überlegenen Kraft und seines riesigen Körpers, den der Gegner kaum ein wenig vom Boden zu heben vermag, im Nachteil bleibt.[5] Freilich im Nahkampf hat er, früh geübt,[6] es zu einer von Freund[7] und Feind[8] anerkannten Meisterschaft gebracht und zeigt sich im Zweikampf Hektor überlegen. Bei seiner unermeßlichen Kraft bedient er sich neben dem Speere gern mächtiger Feldsteine, mit denen er den großen troischen Vorkämpfer zweimal zu Fall bringt.[9] Gleichwohl vermag er es nicht, den nach dem Willen des Zeus siegreich vordringenden Gegner zurückzuwerfen; aber dieser muß sich den Boden Schritt für Schritt erringen. Denn gerade in solchem Kampfe zeigt sich der Telamonier in seinem vollen Werte. An den ersten Schlachttagen hat ihn der Dichter im Hintergrunde gehalten und nur durch einen gelegentlichen Zug, wie er es liebt, seine bedeutende Kraft

[1] *N* 324 f. — [2] *Γ* 226 f. — [3] *H* 211 ff. — [4] *N* 325. — [5] *Ψ* 725 ff. — [6] *H* 198 f. — [7] *N* 321 ff. — [8] *H* 289. — [9] *H* 268 ff., *Ξ* 409 ff.

ins Licht gesetzt.[1] Dann aber, nach des Odysseus Verwundung, führt er ihn mit einem herrlichen Gleichnis glänzend ein. Wie ein Löwe erscheint er, der Schakale verjagt, gerade da sie über einen verwundeten Hirsch herfallen. Als aber Hektor zu Wagen an die gefährdete Stelle eilt, überfällt den Aias ein unerklärliches Furchtgefühl, er steht einen Augenblick wie betäubt und nimmt dann den Schild auf den Rücken, um zu fliehen. Die Empfindung plötzlich erwachender Furcht ist Aias so wenig fremd, wie seinem Feinde Hektor, und verträgt sich sehr wohl mit heldenhafter Gesinnung. Aber wenn sich der Troer diesem elementaren Gefühl ganz hingibt, so daß er den Seinen voraus flieht, bleibt Aias seinem schwerfälligen Naturell treu und flieht nur langsam mit kleinen Schritten, sich umblickend, wie ein Löwe, der des Nachts in das Gehöft eingebrochen ist und nur widerwillig vor der Gewalt der Speere und der Glut der Fackeln weicht.[2] Jeder erinnert sich des Gleichnisses, mit dem der Dichter die Widerstandskraft des phlegmatischen Helden unübertrefflich schildert, des Gleichnisses von dem störrigen Esel, den Knaben mit Knütteln aus dem Saatfeld zu treiben sich eifrig, doch ohne Erfolg bemühen, bis er sich hinlänglich gesättigt hat.[3] In den folgenden Kämpfen stehen sich Hektor und Aias gegenüber, ersterer mit der ganzen Glut patriotischer Begeisterung, letzterer mit der ausdauernden Kraft verzweifelten Widerstands, und das Ringen der beiden Völker um den Sieg gestaltet sich fast zu einem Kampf ihrer beiden Vorkämpfer. Unnachahmlich ist die Eigenart beider dargestellt. Einen Höhepunkt erreicht des Telamoniers Heldentum im Kampf um die Schiffe. Einen riesigen Schiffsspeer in Händen, springt er von einem Verdeck zum andern, die Feinde abwehrend, die Seinen befeuernd;[4] dann, als Hektor und die Troer gegen das Schiff des Protesilaos mit aller Macht vordringen, weicht er, von Geschossen überschüttet, ein wenig von der Brüstung zurück und wehrt die ab, welche Feuer heranbringen, ihrer zwölf erlegend.[5] So hält er aus im wildesten Getümmel, der Helm an seinen Schläfen erdröhnt gewaltig von den Würfen der Lanzen, seine Linke erlahmt von der

[1] *Z* 5 f. — [2] *Λ* 548 ff. — [3] *Λ* 558 ff. — [4] *O* 674 ff. — [5] *O* 727 ff.

Last des vorgehaltenen Schildes, sein Atem wird schwer, und der Schweiß rinnt ihm von den Gliedern;[1] doch weicht er nicht, bis Hektor ihn wehrlos macht, indem er die Spitze seiner Lanze mit dem Schwerte abschlägt. Jetzt erst verläßt er das Schiff, das nun den Flammen geweiht ist. Zum zweitenmal erwirbt er sich großen Ruhm im Kampf um die Leiche des Patroklos. Zwar überkommt ihn hierbei zuweilen eine tiefe Entmutigung, wenn er sieht, wie der schlachtenlenkende Gott die Troer offenbar begünstigt; er fürchtet wohl für sein und der Freunde Leben mehr als für den toten Patroklos,[2] und er bittet einmal den hohen Gott, er möge den Nebel zerstreuen, den er über das Schlachtfeld gebreitet, damit man den unvermeidlichen Tod wenigstens im Himmelslichte erleide;[3] aber trotz alledem hält er aus und schützt den Leichnam, bis Achills drohender Zuruf die Troer zurückschreckt.

Aias' Verdienst um die Achaier ist unermeßlich. Man versteht es wohl, daß er häufig als Erster nach Achill genannt wird.[4] Wo immer Gefahr droht, dahin wird er gerufen,[5] und nie täuscht er das in ihn gesetzte Vertrauen, stets ist er zum Beistand bereit. Doch zeigt sich eben darin, daß man ihn an gefährdete Punkte der Schlacht oft erst rufen muß, eine gewisse Schwerfälligkeit seines Wesens. Stetig und beharrlich, wie er ist, kämpft er, ohne sich viel um das zu kümmern, was um ihn her vorgeht, da, wo ihn der Zufall hingestellt hat. Als der verwundete Odysseus dreimal aus voller Kehle schreit, macht Menelaos den neben ihm kämpfenden Aias auf die Bedeutung dieser Hilferufe aufmerksam.[6] Vielleicht würde er sie sonst gar nicht beachtet haben. Bemerkt er doch auch nicht, daß es Poseidon war, der im Kampf bei den Schiffen in Kalchas' Gestalt sich zu ihm gesellt hatte, um ihm Kraft und Mut zu erhöhen, während sein Waffengefährte, des Oileus Sohn, den Enteilenden sogleich an seinem schwebenden Göttergang erkennt.[7] Ich glaube nicht solche für die Charakteristik der Helden scheinbar ganz belanglose Stellen zu sehr zu pressen, wenn ich aus ihnen derartige Schlüsse ziehe. Bei allem, was

[1] *H* 102 ff. — [2] *P* 238 ff. — [3] *P* 645 ff. — [4] *H* 179, 289, *B* 768, *N* 321. — [5] *Λ* 462 ff., *M* 342 ff., *P* 115 ff. — [6] *Λ* 462 ff. — [7] *N* 66 ff.

der Dichter seine Personen sagen und tun läßt, steht ihm ihre Eigenart klar vor Augen, und auch mit dem, was sie nicht sagen und tun, pflegt er sie zu charakterisieren.

Daß Aias weder in den Versammlungen des Heeres, noch bei den Beratungen der Fürsten jemals, wie die meisten anderen Geronten, das Wort ergreift, ist gewiß kein bloßer Zufall, ist ein vom Dichter absichtsvoll ersonnener Zug. Es fehlen unserem Helden dazu die Raschheit der Auffassung und der Entschließung und die Gewandtheit der Rede. Allerdings in dem Sturm der Schlacht findet auch er Worte der Ermahnung, nicht so herrliche, wie der Vaterlandsverteidiger Hektor, aber doch Worte, geeignet das Ehrgefühl der Krieger zu wecken, kurz und treffend.[1] Aber offenbar ist er kein Freund der Rede. Auffallend ist es doch, daß bei der Musterung des Heeres durch Agamemnon er allein auf die Anrede des Völkerhirten nichts zu erwidern hat. Als er mit Odysseus als Gesandter zu dem grollenden Achill geschickt und nach dem Mahle an diesen der Auftrag des Atriden auszurichten ist, da winkt er, wohl im Gefühl der eignen Unzulänglichkeit, dem alten Phoinix, Achills Pfleger, das Wort zu ergreifen,[2] womit freilich sein beredter Mitgesandter keineswegs einverstanden ist, der nun sofort selbst die Unterhandlung beginnt. Erst als Odysseus und Phoinix ihre ganze Überredungskunst vergebens aufgeboten haben und nun nichts mehr zu verderben ist, spricht auch Aias einige Worte, wie sie ihm sein erregtes Gefühl eingibt. Die hartnäckige Weigerung Achills hat ihn ungeduldig gemacht, und er fordert Odysseus zur Heimkehr auf, nicht ohne heftig tadelnde Worte gegen den Unversöhnlichen, wie sie Odysseus schwerlich auszusprechen gewagt hätte. Dabei zeigt sich aber, daß er für das, was in Achills Seele vorgeht, für das tiefe Gefühl der Kränkung, welches ihm die Versöhnung noch nicht möglich macht, kein rechtes Verständnis hat. Er faßt den ganzen Handel höchst materiell auf und begreift nicht, daß jener um ein Mädchen so maßlos zürne, da ihm doch die Achaier deren sieben nebst vielen andern Geschenken darböten. Schließlich

[1] *O* 502 ff., 561 ff., 733 ff., *P* 356 ff. — [2] *I* 223.

macht auch er noch einen Versuch, Achill unter Berufung auf ihr trautes persönliches Verhältnis und die genossene Gastfreundschaft zur Versöhnung zu stimmen.[1] Dieser Übergang von den in heftigem Unmut polternd hervorgestoßenen Klagen über Achills Hartherzigkeit zu dem gutgemeinten, treuherzigen Appell an sein Gemüt ist höchst charakteristisch. Er kehrt damit zu seiner eigensten Natur zurück, deren Grundzug Treuherzigkeit und Gutmütigkeit ist.

Von seiner Gutmütigkeit gibt er in seinem Wettkampf mit Diomedes eine sehr bedenkliche Probe, indem er beim Speerstechen stets auf den Schild des Gegners stößt, während dieser nach seinem Halse zielt[2] — so bedenklich, daß man zweifeln darf, ob die Erzählung dieses Wettkampfs von dem alten Homer wirklich herrührt. Aber auch in seinem Ringkampf mit Odysseus zeugt doch sein Vorschlag, den Kampf, der schon anfängt die Zuschauer zu ermüden, durch Emporheben des Gegners rascher zu beenden, von Gutmütigkeit, weil er dadurch den gewandten Gegner in Vorteil setzt.[3] So geht er auch im ernsten Streit mit Hektor, obwohl im Vorteil, doch bereitwillig auf die Aufforderung des Idaios ein, den Zweikampf abzubrechen, wenn nur Hektor zuerst seine Geneigtheit dazu ausspreche.[4]

Sein Verhalten in diesem Zweikampf ist auch im übrigen sehr charakteristisch. Zunächst bemerken wir an ihm ein seiner gewaltigen Kraft entsprechendes hochgespanntes Selbstgefühl. Als er wahrnimmt, daß das Los ihn zum Kampf mit dem troischen Vorkämpfer bestimmt hat, freut er sich, denn er zweifelt nicht an seinem Siege.[5] Freilich äußert sich das Bewußtsein seiner Kraft nicht in so schwungvoller, entzückender Weise, wie bei andern großen Helden; vielmehr legt es ihm nur ein paar große, in überlegenem Tone vorgebrachte Worte in den Mund, so daß Hektor unmutig erwidert, er solle ihn nicht zu schrecken suchen wie ein Kind oder ein Weib.[6] Aber unnachahmlich schildert uns der Dichter die Selbstgewißheit des wortkargen Mannes durch eine sprechende Gebärde. Er

[1] *I* 624 ff. — [2] *Ψ* 818 ff. — [3] *Ψ* 723 f. — [4] *H* 284 ff. — [5] *H* 189, 191 f., 197 ff. — [6] *H* 235 f.

läßt ihn zu dem gefährlichen Kampfe schreiten lächelnd mit finsterem Angesicht (*μειδιόων βλοσυροῖσι προσώπασι*).[1] Was liegt alles in diesem Lächeln! Natürlich vor allem die Siegeszuversicht des Helden. Aber nicht etwa Verachtung des Gegners. Ein verächtliches Lächeln ist es nicht, mehr ein selbstgefälliges, selbstgenügsames. Es drückt den Seelenzustand aus, den Homer zuweilen durch die Worte *κύδεϊ γαίων* bezeichnet. Wollte indes jemand darin eine leise Hindeutung auf die mit einer gewissen Beschränktheit des geistigen Lebens verbundene Gutmütigkeit des Telamoniers erkennen, so wüßte ich auch dagegen nichts einzuwenden. Das Selbstbewußtsein unseres Helden unterscheidet sich übrigens gar sehr von dem überspannten Selbstgefühl des Sophokleischen Aias, der trotzig auf seine Kraft pocht und der Hilfe der Götter entraten zu können glaubt. Ganz im Gegenteil heißt er seine Freunde, während er die Waffen anlegt, statt seiner zum Kroniden beten, ja er möchte des Gottes Hilfe sich allein sichern und fordert die Seinen deshalb auf, es heimlich zu tun, damit die Troer es nicht merkten, was er dann freilich in einer sehr berechtigten Aufwallung seines Selbstgefühls sofort widerruft. Bezeugt Aias durch das Anrufen der Gottheit in einem Augenblick, wo er in einen Kampf mit einem gewiß nicht verächtlichen Gegner geht, hinlänglich seine Gottesfurcht, so ist doch schon früher (S. 87) darauf hingewiesen, wie äußerlich seine Frömmigkeit ist und wie roh sie sich äußert. Auch hier finden wir dieselbe materielle Auffassung der Dinge, die wir in seinem Gespräch mit Achill feststellten.

Aias ist ein gewaltiger Held von hohem Selbstgefühl, stark und tapfer, kampfeseifrig[2] und hilfsbereit, und darum hochangesehen bei den Achaiern. Als Mensch ist er geradsinnig und bieder, gutmütig und treuherzig und wegen dieser Eigenschaften allgemein beliebt. Man hat ihn deshalb als Gesandten zu Achill geschickt, der einen Mann wie ihn zu schätzen weiß.[3] Aber wie sein riesiger Körper schwerfällig ist und ungelenk, fast könnte man sagen plump, so fehlt auch seinem Geiste die Beweglichkeit, seiner Empfindung die Fein-

[1] *H* 212. — [2] *Λ* 285 ff. — [3] *I* 204.

heit, seiner Seele der Schwung. Er ist nüchtern und prosaisch in der Auffassung aller Lebensverhältnisse, man vermißt bei ihm die Idealität. Sein Innenleben ist nicht reich. Wir haben von ihm deshalb nicht so viel zu berichten, wie von den andern ihm ebenbürtigen Helden. Es geht uns wie Helene, die, von Priamos nach dem alle Genossen weit überragenden Helden gefragt, nur das eine zu sagen weiß — nach Anschauung der Zeit allerdings ein hohes Lob! — das ist der riesige Aias, der Hort der Achaier.[1]

10. Teukros und Aias, Oileus' Sohn.

In Begleitung des großen Aias erscheinen meist zwei Helden zweiten Ranges, sein Halbbruder Teukros und sein Namensvetter Aias, des Oileus Sohn.

Des ersteren Bild ist von dem Dichter nur eben umrissen, im übrigen nicht weiter ausgeführt. Einige wenige charakteristische Züge geben ihm seine Eigenart. Er ist der Bogenschütze unter den Achaiern. Zeigt er sich auch im Nahkampf tüchtig,[2] so erringt er doch seine Haupterfolge mit dem Bogen, den er wie kein andrer zu handhaben versteht.[3] Der Dichter gönnt ihm sogar am zweiten Schlachttage eine kleine Aristie.[4] Beim Sturm auf die Mauer macht er sodann den Lykierfürsten Glaukos durch einen Schuß in den Arm kampfunfähig.[5] Aber seine Tätigkeit bietet doch zugleich den Beweis für die Unsicherheit dieser Kampfesart. Bei dem überwiegenden Glück der Troer hat er meist Mißgeschick, wenn er sein Geschoß auf hervorragende Helden richtet. Den Sarpedon zu verwunden wird ihm von Zeus versagt,[6] und zweimal bemüht er sich vergebens, dem Vorkämpfer der Troer Einhalt zu tun. Das eine Mal läßt ihm Zeus die frische Bogensehne zerspringen,[7] das andere Mal verwundet ihn Hektor, dessen Wagenlenker er statt seiner getroffen, durch einen Steinwurf,[8] eine Verwundung, deren später freilich — es gehört

[1] *Γ* 229. — [2] *N* 170 ff, 314, *O* 472 ff. — [3] *N* 313 f. — [4] *Θ* 273 ff. — [5] *M* 387 ff. — [6] *M* 400 ff. — [7] *O* 458 ff. — [8] *Θ* 309 ff.

das auch zu der Unbestimmtheit der Zeichnung dieses Helden — nicht weiter gedacht wird. Von gleichem Mißgeschick wird er auch im Bogenwettkampf mit Meriones bei der Leichenfeier des Patroklos betroffen, indem Apoll, zu dem er, wohl im Vertrauen auf seine Kunstfertigkeit, zu beten unterlassen hat, dem minder geübten Gegner den besseren Schuß gelingen läßt.[1]

In der Schlacht steht Teukros gern hinter dem Schildträger Aias, wenn er den Bogen spannt, tritt dann plötzlich hervor zum Schuß, um sich ebenso rasch wieder in den Schutz des mächtigen Schildes zu begeben, wie ein Kind sich hinter der Mutter verbirgt.[2] Beider Verhältnis zueinander ist echt brüderlich. Aias deckt den verwundeten Bruder getreulich mit seinem Schilde vor Hektor.[3] Er ist nicht nur der Beschützer des schwächeren Bruders, er ist auch der Führende, Leitende.[4] Teukros ist kein echtbürtiger Sohn Telamons, wenn auch schon als Kind in seines Vaters Hause auferzogen.[5] Das ist ein zweiter Zug, der ihn von den übrigen Helden unterscheidet. Er ist somit kein selbständiger Fürst wie Aias und gehört nicht zu dem Rat der Könige. Darum darf auch der Dichter rascher an ihm vorübergehen. Von seinem inneren Leben hat er uns nichts zu erzählen.

Nicht, wie Teukros, durch die Bande des Bluts, aber durch Waffenbrüderschaft aufs engste mit dem Telamonier verbunden ist der andre der beiden genannten Helden, Aias, des Oileus Sohn. Gemeinsam rüsten sich beide und ziehen zusammen kampfeseifrig zur Schlacht,[6] wo sie stets nahe beieinander streiten. Wir finden sie nebeneinander auf der Mauer,[7] und wiederum als treue Gefährten im Kampf um die Schiffe.[8] In Erinnerung an diese ihre Waffengenossenschaft fordert Telamons Sohn an der Leiche des Patroklos den Namensbruder auf, gleichgesinnt mit ihm den Leib des Helden vor Hektor und den Troern zu schützen.[9] Wie sie Schulter an Schulter im heißen Kampf nebeneinander stehen,

[1] *Ψ* 859 ff. — [2] *Θ* 266 ff. — [3] *Θ* 330 f. — [4] *O* 437 ff., 472 ff. — [5] *Θ* 283 f. — [6] *Δ* 274 ff. — [7] *M* 265 ff., 335. — [8] *N* 197 ff. — [9] *P* 719 ff.

vergleicht sie der Dichter selbst mit zwei Stieren, die unter demselben Joche schweißtriefend die Furche durch den Acker ziehen.[1] Aber nicht leicht kann ein Gespann so ungleich sein, wie diese beiden Helden, die zwar von gleichem Kampfesmut beseelt, sonst aber in jeder Beziehung Kontrastfiguren sind. Überragt der Telamonier alle anderen Helden weit an Leibesgröße, so ist des Oileus Sohn geradezu von kleiner Statur; steht jener schwergerüstet hinter seinem turmartigen Schild, so trägt dieser leichtere Wehr, statt des ehernen den Linnenpanzer.[2] Erscheint ferner, wie wir sahen (S. 202), der große Aias etwas ungelenk, so ist hingegen der kleine hurtig und behend, der schnellste Läufer im Heere nach Achill[3] und deshalb, da er zugleich die Lanze trefflich zu handhaben versteht,[4] besonders erfolgreich auf der Verfolgung, wo es ihm niemand gleichzutun vermag,[5] während seines Kampfgenossen Ruhm und Größe in der Abwehr liegt. Dieser mehr äußeren Unähnlichkeit entspricht aber auch eine bemerkenswerte innere Verschiedenheit beider Männer. Die körperliche Schwerfälligkeit des Telamoniers sahen wir gepaart mit einem phlegmatischen Temperament und einer Gutmütigkeit, die sich auch im Unmut nicht verleugnet. Des Oileus schneller Sohn dagegen ist hitzig und rasch zum Zorn, und in dieser Gemütsverfassung zeigt er viel Galle, ja eine unleugbare Roheit. Wir sahen (S. 67), daß die homerischen Krieger gegen gefallene Feinde menschlich sind, daß eine Mißhandlung der Leichen stets als ein Akt der Grausamkeit betrachtet wird. So war uns Agamemnons Verfahren gegen die Leiche des Antimachossohnes ein Beweis seiner harten Gemütsart. Aias aber hat nicht einmal, wie dieser, einen besonderen Anlaß zur Grausamkeit, als er einem troischen Krieger, der ihm im Kampf einen Waffengefährten erschlagen hat, das Haupt vom Rumpfe trennt und wirbelnd vor Hektors Füße wirft.[6] Und wie er hier roh erscheint gegen den Feind, so sehen wir ihn bei den Wettkämpfen unverträglich im Verkehr mit Freunden. Die Art, wie er dort einen Streit vom Zaune bricht, kann uns gewiß nicht

[1] *N* 701 ff. — [2] *B* 529. — [3] *Ψ* 758 f., 792. — [4] *B* 530. — [5] *Ξ* 520 ff. — [6] *N* 202 ff.

für ihn einnehmen. Daß er dabei die Ehrerbietung gegen das Alter — er selbst ist noch recht jung, nur wenig älter als Antilochos[1] — ganz vergißt, macht seine Sache nur schlimmer. Wir wissen, daß Ehrfurcht vor dem Alter dem homerischen Menschen ein Maßstab für seine Herzensbildung ist (S. 76 f.). Aias aber scheut sich nicht, dem alternden Helden Gebrechen und Schwächen der zunehmenden Jahre rücksichtslos vorzuwerfen. Er rügt seine Schwatzhaftigkeit und hält ihm spottend die Trübung seiner Sehkraft vor. Sein Verhalten verdiente den herbsten Tadel, selbst wenn er in der Sache recht hätte. Was soll man aber zu seinem brüsken Auftreten sagen, da sich herausstellt, daß selbst dies nicht der Fall ist. Die bloße Lust am Widerspruch hat ihn zu dem Hader getrieben. Oder steht er im stillen auf des Eumelos Seite, und ärgert es ihn, daß dieser soll zu Schaden gekommen sein? Der Dichter sagt es uns nicht, und es ist für die Beurteilung auch gleichgültig. Der Streit wird durch Achills Autorität beschwichtigt, und wir hören nichts von einer Beschämung, die dem Rechthaber zuteil geworden wäre. Aber Homer hat seine eigene Art, Menschenschuld und Menschenschicksal in Einklang miteinander zu bringen. Nicht immer tut er es so, daß uns der Ausgleich heftig bewegt oder gar erschüttert. Zuweilen ruft er nur ein herzliches Lachen hervor. Die Elemente der Tragik und Komik liegen im Epos noch ungeschieden nebeneinander. In feinster Weise läßt der Dichter in unserem Fall den Frevler die Rache ereilen. Als Aias sich bald nach jenem Vorfall selbst zum Wettlauf erhebt, passiert ihm das gleiche Mißgeschick, das vorher beim Wagenrennen den Eumelos betroffen hatte, von ihm aber in so ausfallender Weise in Abrede gestellt worden war. Kurz vor dem Ziel bringt Athene ihn dem Odysseus zuliebe zu Fall, wie sie den Eumelos dem Tydiden geopfert hatte. Damit aber nicht genug, sorgt sie, daß er auch noch zum Schaden den Spott zu tragen hat. Er fällt so unglücklich, daß ihm der Mund, mit dem er sich noch vor kurzem so unrühmlich hervorgetan, ganz buchstäblich — mit Unflat — gestopft wird. Doch nimmt er sich

[1] *Ψ* 789.

trotz des Lachens aller Zuschauenden zusammen und beklagt sich nur über die Parteilichkeit der Göttin. Indes ist diese mit ihm glimpflich genug verfahren. Daß aber die Ungnade der Gottheit gegen ihn auch zum vernichtenden Zorn werden könne, wenn sein wilder, ungezügelter Sinn sich einmal gegen sie auflehnen sollte, ist wohl zu erkennen. Wie sich sein Charakter in der Ilias darstellt, kann uns das Strafgericht nicht eben befremden, das die Gottheit über den Heimkehrenden seines übermütigen Prahlens wegen verhängt.[1] Er ist kein Götterliebling, und auch nicht eben beliebt bei den Menschen. Bei seinem Wettlauf mit Odysseus ergreifen alle für diesen Partei.[2]

Aias ist der Fürst der Lokrer, die nur mit Bogen und Schleuder ihrem Führer nach Ilios gefolgt sind. Offenbar stehen sie an Gesittung hinter den andern Stämmen zurück. Sollte der Dichter ihm darum jenen Zug von Roheit verliehen haben, so wäre das wieder ein Beleg dafür, wie Homer stets aus der Anschauung des Ganzen heraus dichtet.

11. Idomeneus und Meriones.

Als letzter der neun Fürsten, die den engeren Rat der Achaier bilden, bleibt uns noch der eben erwähnte Kreterkönig Idomeneus kurz zu charakterisieren. Dieser ihm in der Reihe der Könige angewiesene Platz entspricht freilich weder seinem Alter noch seiner Macht.[3] Auch kann man nicht sagen, daß er irgendwie von dem Dichter zurückgesetzt würde. Immer stellt ihn dieser mit in den Vordergrund, niemals übergeht er ihn, wo ein aufmerksamer Leser seinen Namen vermissen könnte. Nicht nur bei der Berufung des Fürstenrates im zweiten und der nächtlichen Versammlung im zehnten Buche wird er erwähnt,[4] auch bei der Mauerschau,[5] der Heeresmusterung,[6] der Leichenfeier des Patroklos[7] wird seiner mit einigen Worten gedacht; er befindet sich auch unter den Helden,

[1] δ 499 ff. — [2] Ψ 766 f. — [3] B 652, N 452 f. — [4] B 405, K 53, 112. — [5] Γ 230 ff. — [6] Δ 251 ff. — [7] Ψ 450.

die sich auf Hektors Herausforderung zum Kampfe mit ihm erbieten,[1] und unter den Geronten, die bei dem trauernden Achill verbleiben.[2] Damit stimmt überein, daß Agamemnon ihn besonders schätzt und beim Mahle auszeichnet.[3] Er nennt ihn unter den Fürsten, die er zur Sendung nach Chryse in Aussicht genommen habe,[4] nicht jedoch unter denen, deren Ehrengabe er als Ersatz für die seine sich anzueignen gesonnen ist.[5] Offenbar steht er den Atriden persönlich nahe, Menelaos wenigstens hat ihn oft als Gastfreund in seinem Hause gesehen.[6]

Jedoch steht Idomeneus als Persönlichkeit zweifellos hinter den meisten Fürsten erheblich zurück. Im Krieg bewährt er sich doch nur als einen Helden zweiten Ranges. Zwar ist er ein eifriger Kämpfer und wird in jeder Schlacht genannt,[7] auch hat er wie die großen Helden seine Aristie — allerdings erst, nachdem diese zumeist den Kampf haben verlassen müssen[8] — aber gerade hierbei zeigt es sich, daß er zu den ersten Helden nicht zählt. Nachdem er drei namhafte Troer getötet hat, geht Aineias gegen ihn an. Diesem Gegner fühlt er sich nicht gewachsen; er ruft seine Freunde zu Hilfe. Das ist entscheidend für die Beurteilung seines Wertes als Krieger. Er selbst entschuldigt sein Verhalten mit seinem vorgerückten Alter. Wäre er so jung wie sein Gegner, so würde er den Kampf mit ihm wohl wagen. Offenbar ist er der älteste der am Kampfe teilnehmenden Helden. Diesen Zug, dem wir ja auch in seinem Streit mit Aias begegnet sind, hält der Dichter in den Schilderungen seiner Kriegstaten als besonders charakteristisch fest. Gleich zu Beginn seiner Aristie wird seines grauen Haares gedacht mit der Bemerkung, daß er trotzdem Schrecken unter den Troern verbreitet habe. An anderer Stelle merkt der Dichter an, es sei ihm die rechte Beweglichkeit im Kampfe abhanden gekommen; während er im Nahkampf noch seinen Mann stehe, fehle ihm doch die Geschicklichkeit, dem Speere nachzuspringen und ihm auszuweichen.[9]

[1] H 165. — [2] T 311. — [3] Δ 257 ff. — [4] A 145. — [5] A 138. — [6] Γ 232 f. — [7] E 43, Θ 78, 263, Λ 510, M 117, O 301, Π 345, P 258, 605. — [8] N 361 ff. — [9] N 512 ff.

Treffend wird er einem Eber verglichen, der mit gesträubten Borsten und funkelnden Augen, die Hauer wetzend, dem Angriff der Jäger entgegensieht.[1] Denn an Mut fehlt es dem alternden Helden so wenig wie an Kampflust.[2] So weicht er auch vor Aineias nicht zurück, sondern sieht sich nur nach Beistand um. Vor Hektor allein ergreift ihn Furcht, daß er auf Meriones' Gespann vor ihm entflieht.[3]

Erklärt das höhere Alter des Kreterfürsten, insofern er die Höhe seiner körperlichen Kraftentwicklung bereits merklich überschritten hat, zur Genüge seine verhältnismäßig geringe Bedeutung im Felde, so dürften wir wohl erwarten, daß er dafür im Rate um so bedeutender hervortrete. Allein das Gegenteil ist der Fall; er ergreift in der Versammlung der Fürsten wie des Volkes niemals das Wort. Dabei ist er keineswegs eine schweigsame Natur, vielmehr ist ihm eine gewisse Redseligkeit im Verkehr mit seinen Freunden eigen, was ihm schonungslos und ungeziemend des Oileus Sohn vorwirft, von ihm selbst aber auch einmal gelegentlich zugestanden wird.[4] Dieses Zurücktreten im Rate mehr noch als seine nicht oder nicht mehr an die Taten der ersten Helden heranreichende kriegerische Leistungsfähigkeit bedingt seinen Platz in der zweiten Reihe. Er besitzt keine großen Eigenschaften, die ihn beträchtlich über das Mittelmaß erhöben. Dementsprechend äußert sich auch sein Selbstgefühl minder schwungvoll, als wir es von den großen Helden zu hören gewohnt sind, in prahlerisch klingenden Reden, sei es, daß er unter Berufung auf seine Herkunft von Zeus einem Gegner vorhält, was für ein Mann er sei, den die Schiffe zum Unheil für Priamos und sein Volk an Trojas Küste gebracht,[5] sei es, daß er im Geplauder mit einem Waffengefährten sich der großen Zahl von Speeren rühmt, die er erbeutet, weil er stets sich mitten im Getümmel der Schlacht befinde.[6] Mit dieser Ruhmredigkeit verbindet er aber eine wohlwollende Anerkennung des Verdienstes auch anderer. Er nimmt die Gesamtheit der Achaier in Schutz gegen den Vorwurf der Lässigkeit,[7] und er zollt den

[1] *N* 470 ff., vgl. auch *Δ* 253. — [2] *Δ* 266 ff., *N* 252 f. — [3] *P* 624 f. — [4] *N* 292. — [5] *N* 451 ff. — [6] *N* 260 ff. — [7] *N* 222 ff.

einzelnen uneingeschränktes Lob, einem Thoas, Meriones, Teukros und Aias, teils vor ihnen selbst, teils vor andern.[1] Von ihm stammt auch das Wort, das dem verwundeten Machaon gilt, daß der Arzt viele Männer an Wert aufwiege.[2] Man darf in all diesen Zügen Eigenschaften erkennen, die auf sein höheres Alter hindeuten; anderseits erklären seine Gutmütigkeit wie seine Neigung zum Prahlen, warum der rücksichtslose, streitsüchtige Aias gerade mit ihm anbindet.

Dem Idomeneus zur Seite finden wir meist seinen Landsmann Meriones. Beide verbindet die engste Waffengenossenschaft, sie sind im Kampfe unzertrennlich. Doch ist Meriones neben dem bejahrten Idomeneus ein noch jugendlicher Held, so gewandt und behende, wie jener infolge seiner Jahre steif und ungelenk geworden ist. Weil er so geschickt den feindlichen Lanzen auszuweichen versteht, verspottet ihn Aineias mit Anspielung auf seine kretische Heimat als Tänzer.[3] Er ist kein verächtlicher Krieger. Mit dem Kriegsgott selbst vergleicht ihn immer wieder der Dichter,[4] um eine Vorstellung zu erwecken von der Kraft und Geschmeidigkeit seines Leibes. Den Deiphobos verwundet er,[5] und bei der Bergung der Leiche des Patroklos macht er sich sehr verdient.[6] Wie Idomeneus steht er bei den Achaiern in Achtung und Ansehen. Häufig erhält er Aufträge, die zwar den Königen selbst nicht wohl anstehen würden, die aber für edle Jünglinge selbst fürstlichen Standes passend und ehrenvoll sind. So befehligt er mit Nestors Sohn Thrasymedes die Wachen vor dem Lager[7] und wird mit diesem zur Beratung der Geronten zugezogen.[8] Er wird mit andern von Odysseus ausgewählt, Agamemnons Sühnegaben dem Achill zu übermitteln,[9] und er führt die Mannschaften, die das Holz zur Bestattung des Patroklos von dem Ida herbeiholen.[10] Hinter dem Ansehen freilich, dessen er sich erfreut, bleibt sein Selbstbewußtsein keineswegs zurück. Mit Idomeneus teilt er den Hang zu prahlerischer Rede, dessen Selbstlob ruft das seine hervor;[11]

[1] *N* 228 f., 275 ff. — [2] *Δ* 514. — [3] *Π* 617. — [4] *B* 651, *H* 166, *Θ* 264, *P* 259, *N* 295, 528. — [5] *N* 528 ff. — [6] *P* 742 ff. — [7] *I* 83, *K* 58 f. — [8] *K* 196 f. — [9] *T* 239. — [10] *Ψ* 113. — [11] *N* 267 ff.

auch im Kampfe gibt er dieser Neigung nach und zieht sich deshalb einmal den Tadel des bescheidenen, ernsten Patroklos zu.[1] Auch im Handeln zeigt er ein keckes Selbstgefühl. Wo es gilt, eine Gefahr zu übernehmen, ist er dabei. Er bietet sich dem Diomedes bei seinem nächtlichen Abenteuer zum Begleiter an[2] und erhebt sich auf Hektors Herausforderung, um mit dem troischen Vorkämpfer auf Tod und Leben zu kämpfen.[3] Man sieht, er wagt leicht mehr, als er vermag; man darf es ihm in letzterem Falle wohl gar verdenken, daß er sich so ohne weiteres den besten der Achaier zuzählt. So zeugt auch seine Teilnahme an den Wettspielen zu Ehren des Patroklos von keiner großen Selbstbescheidung. Nicht weniger als dreimal meldet er sich zum Wettkampf, ohne auch nur einmal große Aussicht auf Sieg zu haben. Der Dichter bemerkt ausdrücklich, daß er beim Rennen von den Startenden die langsamsten Rosse geführt habe und der am wenigsten tüchtige Lenker gewesen sei.[4] So kommt er denn auch als Letzter am Ziel an, um einen Speerwurf hinter seinem Vordermann zurückbleibend.[5] Auch im Bogenwettkampf ist ihm ohne Zweifel sein Gegner an Geschicklichkeit weit überlegen; ist dies doch Teukros, der beste Schütze im griechischen Heer, der schon so oft Beweise seiner Kunst im Kampfe abgelegt hat, während Meriones nur selten, und ohne sich besonders auszuzeichnen, den Bogen handhabt.[6] Hier aber begünstigt ihn das Glück, Apollon versagt seinem Gegner den Erfolg, weil dieser im Gefühl seiner Überlegenheit es unterlassen hat, zu dem Gott zu beten.[7] Sein durch diesen Sieg noch erhöhtes Selbstgefühl mag unsern Helden dann veranlassen, in dem gleich darauf folgenden Speerwerfen sich kecken Sinnes dem Völkerfürsten Agamemnon selbst, der ein anerkannt trefflicher Lanzenschwinger ist, als Gegner zu stellen, während alle übrigen wohl ein Gefühl der Bescheidenheit zurückhält, sich mit dem Oberkönig zu messen. Aber gerade dadurch, daß ein untergeordneter und dem Atriden in keiner Weise ebenbürtiger Held mit diesem in die Schranken tritt, wird Achill jene feine Ehrung seines früher so gehaßten

[1] *Π* 626 ff. — [2] *K* 229. — [3] *H* 166. — [4] *Ψ* 530 f. — [5] *Ψ* 528 f. — [6] *K* 260, *N* 650. — [7] *Ψ* 863 f., 872 f.

Feindes möglich, daß er den Kampf zu seinen Gunsten entscheidet, ehe er noch stattgefunden hat.[1] Aber auch für Meriones ist dieser Austrag nach Lage der Dinge nicht ungünstig.

Idomeneus und Meriones sind, wie schon mehrfach bemerkt ist, Kreter. Ob der Dichter in beiden, wie wir das bezüglich der Landsmannschaft des Oiliaden Aias vermuteten, Typen dieses Volksstammes hat darstellen wollen, will ich dahingestellt sein lassen. Der beiden gemeinsame Zug der Ruhmredigkeit ließe vielleicht darauf schließen.

12. Thersites.

Um sein Weltbild zu vervollständigen, läßt der Dichter neben der großen Reihe von Helden, die, so verschieden sie sind an Taten und Wert, doch alle von dem gleichen Begriff der Ehre beherrscht, von demselben wetteifernden Streben nach Ruhm geleitet werden, auch den Mann erscheinen — freilich nur in einer einzigen Szene,[2] um ihn dann für immer unsern Augen zu entrücken — den Odysseus als den schlechtesten bezeichnet, der nach Ilios gekommen, den Mann, der diese ganze glänzende Welt negiert, den Feind der Edlen, seinen Thersites.

Neid und Bosheit erfüllen seine Seele, und darum ist er von jeher gewohnt, sich pöbelhaft gegen alle die zu wenden, die im Heer der Achaier etwas bedeuten. Stets führt er die Könige im Munde. Er lauert auf jede Blöße, die sie sich geben, und sucht sie durch gehässige Übertreibung ihrer Schwächen lächerlich vor dem Volke zu machen. Aber auch vor Verleumdung und Lüge schreckt er nicht zurück. An Achill und Odysseus, dem Tapfersten in der Schlacht und dem Klügsten im Rat, übt er am liebsten seinen Witz. Auch gegen Agamemnon, den Völkerhirten, richtet er gern die vergifteten Pfeile seiner boshaften Rede. Und dieser mag ja immerhin den Tadel zuweilen herausfordern. So hat er die Gelegenheit, mit dem Könige zu zanken, trefflich gewählt, als dieser nach seinem Zwist mit

[1] *Ψ* 889 ff. — [2] *B* 212 ff.

Achill in dem Heere töricht genug die Hoffnung der Heimkehr erweckt hat, um es dann bitter zu enttäuschen. Verstimmt sind die Krieger auf Odysseus' Zureden zur Versammlung zurückgekehrt. Nun erhebt sich Thersites; frech und mit durchdringender Stimme schilt er den König, schiebt seinem Vorhaben, weiter zu kämpfen, die niedrigsten Beweggründe unter, ihn der Rachsucht und der Wollust zeihend, benutzt dann seinen Streit mit Achill, dessen alle Zeugen gewesen sind, dazu, den Unmut gegen den Oberkönig zu verstärken, und fordert schließlich, was bei dem allgemeinen Unwillen der Achaier zu erreichen nicht schwer erscheint, alle auf, diesem Führer den Gehorsam zu kündigen und auf eigne Faust heimzukehren. Während er sich so, als spreche er im Namen aller Achaier, zum Richter der Könige aufwirft, beschimpft er doch zugleich die Gesamtheit und schilt sie Nichtswürdige und Memmen, weil sie einem solchen Könige gehorchten; und damit man ja nicht denke, er habe ein Herz für Achill, dessen Partei er heute ergriffen und den er deshalb gegen Agamemnon hoch erhoben, schmäht er zuletzt auch ihn noch und, die von ihm einst im höchsten Zorn gesprochenen Worte parodierend, gibt er dem reizbarsten aller Hellenen schuld, keine Galle zu haben und ruhigen Blutes Ungebühr zu dulden.

Man kann bei aller Bosheit, die aus jedem Worte seiner Rede hervorblickt, die Geschicklichkeit nicht verkennen, mit der er seinen Angriff gegen den König führt. Daß man aber nicht auch, getäuscht durch die Kühnheit seines Auftretens, einen gewissen Mut an ihm bewundert, bewirkt sein klägliches Verhalten sogleich nach seiner Lästerrede. Odysseus behandelt ihn mit vollkommener Verachtung. Er aber nimmt die harten Worte, mit denen dieser seine Anmaßung züchtigt, die Androhung größten Schimpfes, falls er noch einmal lästere, durch die er ihn dem Gelächter der Zuhörer preisgibt, ohne Widerrede hin und krümmt sich, eine Träne abwischend, verlegen unter dem nicht sanften Streiche, mit dem der Held sich seiner erbarmt. Es fehlt dem Elenden, der sich herausnimmt, über die Besten abzuurteilen, das Notwendigste zur eignen Ehre: es fehlt ihm jede Spur von Selbstachtung. Zu

Neid und Bosheit gesellt sich auch erbärmliche Feigheit und macht seinen Charakter vollends gemein und verächtlich.

Diese häßliche Seele bewohnt, wie jedermann weiß, einen gleich häßlichen Körper. Thersites ist völlig mißgestaltet aus den Händen der Natur hervorgegangen, kein häßlicherer Mann ist nach Ilios gekommen. Hinkend und krummbeinig ist er, bucklig und engbrüstig, und sein spitzer Kopf hat spärlichen Haarwuchs. Zu einer Zeit, wo körperliche Tüchtigkeit die Grundlage aller Mannestugend ist, erscheint Ebenmaß und Kraft der Glieder für den Helden selbstverständlich, Schönheit fast unerläßlich (S. 10). Auch von dieser Seite ist daher Thersites das Widerspiel der Helden. Der Eindruck von seiner Persönlichkeit wird dadurch nur noch widerlicher, seine Anmaßung und die Prahlerei von seinen Taten um so verächtlicher. Zugleich aber erklärt diese stiefmütterliche Behandlung seitens der Natur doch auch wieder, wie Neid und Bosheit so ganz von seiner Seele Besitz nehmen, wie die Verbitterung über das ihm gefallene Los ihn zum unversöhnlichen Gegner alles Schönen und Edlen machen konnte; und anderseits läßt die Armseligkeit seines Leibes seine Feigheit sehr begreiflich erscheinen. Das eine stimmt zu dem andern, und man könnte nicht sagen, daß an dem Gemälde irgendein Zug übertrieben sei. Der Dichter hat mit derselben Genialität in wenigen Strichen hier das höchst lebenswahre Bild eines Nichtswürdigen gezeichnet, mit der ihm die Darstellung so manches Helden, etwa des liebenswürdigen Antilochos, gelungen ist.

Er hat ihm indes nicht jeden Vorzug abgesprochen. Thersites besitzt eine nicht geringe geistige Gewandtheit und einen nie versiegenden Redefluß. Dadurch ist es ihm möglich, in der Versammlung immerhin eine gewisse Rolle zu spielen. Seine Gestalt hat darum eine weitere Bedeutung, eine Geltung für alle Zeiten, er ist das Prototyp eines Volksverführers der schlimmsten Art. Aber in der aristokratischen Welt Homers hat dieser Demagoge noch nichts zu bedeuten, das Volk gehorcht noch der Autorität der Könige und will mit dem boshaften Schwätzer keine Gemeinschaft haben. Er ist bei allen verhaßt, seine verächtliche Persönlichkeit raubt seinen Worten

die Kraft. Die allgemeine Stimme ist, Odysseus habe nie eine rühmlichere Tat vollbracht, als da er diesen bösartigen Hetzer zum Schweigen gebracht.

So erscheint das Auftreten des Lästerers, sein hämischer Angriff auf Agamemnon, seine ergötzliche Abfertigung durch Odysseus nur als das Satyrspiel zu der großen Tragödie des ersten Gesangs, da der oberste Heerführer und der erste Held sich im verderblichen Streit unheilbar entzweiten.

B. Die Helden der Troer.

1. Hektor.

Die volle Unparteilichkeit, mit der Homer die ideale Welt seiner Dichtung geschaffen hat, Troer wie Achaier mit gleicher Künstlerfreude gestaltend, erkennt man am deutlichsten in der Art, wie er neben dem Haupthelden der Griechen den troischen Vorkämpfer verherrlicht.

Hektor ist kein Göttersohn,[1] wie Achill, eine sterbliche Mutter hat ihn geboren; in seinen Adern fließt kein Götterblut, das seine sterbliche Natur adelte, nur mit menschlichem Maßstab muß man ihn messen: aber er besitzt das Höchste, was Erdgeborenen gegeben ist: den hohen, von allem Gemeinen unberührten Sinn, den Adel der Denkart, die Manneswürde, die nicht der Götterhöhe weicht. Der Vater der Götter und Menschen, den der Dichter so oft die Gedanken aussprechen läßt, die ihn selbst bewegen, vergleicht am Schluß der Dichtung, als Hektor sein Heldenleben bereits ausgekämpft hat, im Rat der Himmlischen den Toten mit Achill und spricht diesem zwar höhere Ehre im Olympos zu, Hektor aber die gleiche Liebe und fügt hinzu, seinem Herzen zumal sei er stets teuer gewesen.[2] Das ist wirklich der Sinn des Dichters, wir alle fühlen wie der Göttervater. Aus den Tiefen des Herzens hat

[1] vgl. *K* 50. — [2] *Ω* 66 f.

Homer diese Gestalt emporgeholt und sie mit höchstem ethischem Gehalt erfüllt.

Zeus begründet seinen Wahrspruch damit, daß Hektor es nie an den schuldigen Opfergaben habe fehlen lassen,[1] und das Gleiche spricht er aus, als er ihn, von Achill verfolgt, über die Ebene dahineilen sieht und sein nahendes Todesgeschick ihn mit innigem Mitgefühl erfüllt.[2] Die gewissenhafte Darbringung von Opfern, wodurch sich das Gefühl der Abhängigkeit von der überlegenen Macht der Götter zu erkennen gibt, ist es ja, was die himmlischen Herrscher für die Menschen freundlich stimmt (S. 82). Darum erinnert sich auch Priamos, als ihm Hermes von der wunderbaren Erhaltung der Leiche seines Sohnes erzählt, sogleich gerührt seiner Frömmigkeit, die ihn nie der Unsterblichen habe vergessen lassen.[3] Dieser Zug darf an dem Gesamtbild Hektors, wie es sich uns im folgenden darstellen wird, nicht fehlen, und deshalb läßt der Dichter ihn von berufenem Munde wiederholt bezeugen. In der Handlung des Epos selbst tritt er naturgemäß kaum hervor. Nur einmal gibt der Held einen Beweis seiner gottesfürchtigen Gesinnung, als er, aus der Schlacht heimgekehrt, die Aufforderung seiner Mutter, dem höchsten Gotte zu spenden, feinfühlend zurückweist mit dem Bedenken, es sei nicht wohlgetan, mit Blut und Staub befleckt, die Hände zum Kroniden zu erheben.[4]

Diese Szene hat aber noch eine andere, und tiefere, Bedeutung. Sie bezeichnet den ungeheuren Zwang, der Hektor in den Kampf zurücktreibt, so daß er sich nicht auch nur die Zeit gönnt, seine Hände vom Blut zu reinigen. Hektor beseelt das tiefe Gefühl der Pflicht, wie gegen die Gottheit, so gegen sein Volk und sein Haus. Hineingestellt in einen Kampf, der seine Stadt mit Untergang bedroht, ist er das Vorbild aller derer geworden, die die Waffen führen für das Vaterland. Diese Gesinnung erfüllt ihn ganz. Ohne nach rechts oder links zu schauen, stellt er seine ganze Kraft in den Dienst der einen großen Sache. Und sein Ringen ist um so bewundernswerter, als er sich in ruhigen Augenblicken sagen

[1] *Ω* 68 ff. — [2] *X* 170 f. — [3] *Ω* 425 ff. — [4] *Z* 266 ff.

muß, daß alle Anstrengungen doch nicht imstande sind, Trojas Geschick zu wenden. „Der Tag wird kommen, da die heilige Ilios hinsinkt", ruft er aus,[1] nicht mit gleicher Empfindung, wie der griechische Heerführer,[2] aber aus demselben Gefühl heraus, und schon diese Parallele lehrt, daß es des Dichters Meinung nicht ist, er gebe damit nur einer etwa durch des Tydiden Heldentaten veranlaßten vorübergehenden Stimmung Ausdruck, sondern einer in seinem Herzen wurzelnden Überzeugung von der Unabweisbarkeit des göttlichen Strafgerichts, da er die Seinen im größten Unrecht befangen weiß. Daß er gleichwohl auch für die verlorene Sache seine ganze Person einsetzt und das Unvermeidliche, das er nicht glaubt verhindern zu können, wenigstens so lange wie möglich hinauszuschieben sucht, darin erkennen wir die Größe seines Pflichtgefühls, und wir verstehen zugleich dadurch die ihm eigene Milde.

Was Hektors angeborenes Pflichtgefühl noch spornt, ist sein hohes Selbstbewußtsein, das, wie wir sahen (S. 30, 39), so oft in herrlicher Weise in seinen Reden sich offenbart. Er ist zweifellos der erste Held im troischen Heere und ragt unter den Seinen so weit hervor, wie Achill im Lager der Griechen. Aber bei ihm weckt dieses Bewußtsein keine andre Empfindung als die, zu treuester Pflichterfüllung verbunden zu sein.[3]

Und noch ein andres Gefühl wirkt eben dahin. Der Gedanke, daß hohe Gaben der Götter den Menschen verpflichten, erfüllt ja auch die, denen diese Gaben in geringerem Maße zuteil geworden sind, und läßt sie Großes von dem erwarten, der sich ihres vollen Besitzes erfreut. Das spricht Helenos einmal Hektor gegenüber aus.[4] Dies Aufschauen der Seinen zu ihm, die Sehnsucht, die man nach ihm empfindet, wenn sein Arm im Kampfe fehlt,[5] hat nun ein ungemein zartes Ehrgefühl bei ihm erzeugt, das ihn stets befürchten läßt, seinem Volke nicht genug zu tun, und ihn mit ängstlicher Scheu erfüllt vor dem leisesten Vorwurf, den man

[1] Z 448. — [2] Δ 164. — [3] Z 493. — [4] Z 77 ff. — [5] Z 362.

seiner Pflichttreue machen, dem leisesten Zweifel, den man in die Reinheit seines Wollens setzen könnte.[1]

Hektors Denkart adelt jede seiner Empfindungen. So erscheint auch seine Selbstliebe nur in der edlen Form der Ruhmbegier, und auch sie wird wieder ein Antrieb für ihn zu den äußersten Anstrengungen im Kampf für das Vaterland. Alles zielt bei ihm auf diese höchste Betätigung seiner Kraft. Von diesem Streben erfüllt, fordert er den besten der Achaier zum Zweikampf und hofft, des Gegners ragendes Grabmal, falls er ihn erlege, werde am Hellespont den Vorüberfahrenden für alle Zeiten ein Zeugnis seiner Tapferkeit sein, und sein Ruhm werde niemals schwinden.[2] Aber auch seine Ruhmbegierde ist keine bloß selbstische Leidenschaft, der Selbstlose vergißt nicht, daß er in erster Linie für seines Vaters, seines Hauses hohen Ruhm zu ringen hat.[3]

Der Gedanke an die Seinen beherrscht Hektors ganzes Empfinden. Das Gefühl, das ihn antreibt, unermüdlich für das Vaterland zu wirken, ist nicht jenes kalte Pflichtgefühl, das auf Maximen beruht, von denen das Herz nichts weiß, es ist erwärmt von der zartesten Liebe zu Eltern und Geschwistern, zu Weib und Kind. Freilich solche Liebe ruht tief im Herzen, und echtes Gefühl drängt sich nicht auf die Zunge. Aber unser Dichter versteht es, auch die geheimsten Regungen der Seele zu offenbaren; er weiß Gemütszustände zu schaffen, in denen auch die zartesten Empfindungen des Herzens übermächtig werden und nach Mitteilung verlangen. Jeder kennt jene Szene von unvergänglicher Poesie, in der Hektor mit dem rührendsten Bekenntnis seiner unverbrüchlichen Liebe von seinem Weibe Abschied nimmt. Eben im Begriff, in den gefahrvollen Kampf zurückzukehren, trifft er Andromache am Stadttor. In ahnender Seele sieht diese das nahende Schicksal des geliebten Mannes voraus und beschwört ihn, auf dem Turme zu bleiben und von hier aus die Schlacht zu lenken. Er aber darf ihr nicht willfahren; er bringt die edelsten Gründe vor, die es ihm verbieten. Aber er empfindet es

[1] Z 441 ff. — [2] H 87 ff. — [3] Z 446.

wohl, daß diese die Betrübte nicht beruhigen können, daß er ihr ein Wort des Trostes sagen müßte. Doch seine Seele ist selbst von banger Sorge umdüstert; das Bild des baldigen Untergangs der Stadt taucht in seinem Geiste auf, und alle die Leiden der Seinen treten vor seine Seele, vor allem aber der Gattin Geschick, die dem fremden Gebieter als Sklavin wird folgen müssen. Das drohende Los aller anderen zusammen hat für ihn nicht so viel Schrecken als das ihre. „Möge mich die Erde bedecken," ruft er aus, „ehe ich das erlebe."[1] Schwermut hat ihn ganz umfangen. Da durchbricht ein Sonnenstrahl das dunkle Gewölk seiner Sorge. Die Unschuld des Knäbleins, das die zärtliche Mutter zum Tore mitgenommen, rührt sein Herz. Aus der dunklen Zukunft wird sein Sinn zurückgelenkt zur beglückenden Gegenwart. In Vaterfreude nimmt er seinen Knaben auf den Arm, küßt ihn und wiegt ihn mit den Händen, und, zu den Göttern gewendet, fleht er, sie möchten ihn zum Helden heranwachsen lassen, besser noch, als sein Vater einst gewesen. Und da die Mutter sich noch immer nicht ganz freimachen kann von dem Banne ihrer trüben Ahnungen, streichelt er voll Mitgefühl ihre Wange und findet ein Wort des Trostes in dem Hinweis auf das waltende Schicksal, gegen dessen Willen kein Mensch ihn zum Hades senden könne. — Der dunkle Schatten des hereinbrechenden Unheils hat Hektors Herz beklommen gemacht, aber die liebende Sorge um Weib und Kind hat uns sein Herz enthüllt. Wir müssen ihn um so mehr bewundern, wenn er nun, um eine höhere Pflicht zu erfüllen, den Bitten der Gattin zum Trotz in den Kampf stürmt.

Wer mit so zarter, treuer Liebe Weib und Kind umfaßt, wird auch ein guter Sohn und Bruder sein. Nur einen scheint Hektor von seiner Liebe ausgeschlossen zu haben, seinen Bruder Paris. Für ihn hat er, wie es scheint, nur Haß und Hohn. Mit Verachtung redet er von seiner Schönheit und den Gaben der Aphrodite, auf die er so stolz ist, und mit Bitterkeit spricht er zu ihm von Helenes Entführung, die so viel Leid über die Troer gebracht hat. Er

[1] Z 448 ff.

wünscht, er wäre nie geboren worden, ja, er versteigt sich zu der Bemerkung, die Troer seien feige, daß sie ihn nicht schon längst gesteinigt.[1] Noch unbrüderlicher klingt es, wenn er vor seiner Mutter den Wunsch ausspricht, die Erde möge Paris verschlingen; dann erst werde ihm wohl sein, wenn er ihn im Hades wisse.[2] Und doch hegt er keinen dauernden Haß gegen ihn in seinem Herzen, ja, so sonderbar es klingen mag, jene heftigen Äußerungen des leicht Erregbaren sind vielmehr der Ausfluß einer wahrhaft brüderlichen Gesinnung. Paris' Pflichtvergessenheit und Lässigkeit bei besserem Vermögen erfüllen ihn mit Entrüstung, es schmerzt ihn als Bruder, daß die Troer ihn alle hassen, er schämt sich, daß sie ihn verachten.[3] Sein zartes Ehrgefühl empfindet des Bruders Schande wie die eigene. Sogleich wird er besänftigt, wenn Paris sich zu einem mannhaften Entschluß aufrafft, wie zu dem Zweikampf mit Menelaos.[4] Ja, wenn er nur einigen guten Willen bei ihm sieht, ist er schon versöhnt und dankbar und bereit, seine Vorwürfe zurückzunehmen.[5]

Nicht seines Bruders einstiger Fehltritt also hat diesen Hektors Herzen dauernd entfremdet, sondern daß er so wenig sich bemüht, für seinen Teil wieder gut zu machen, was er verfehlt hat, das erfüllt ihn immer von neuem mit Bitterkeit. Gegen die reuige Helene empfindet er nichts dergleichen, vielmehr ist er zu ihr voll Schonung und Zartgefühl. Nie hat er ihr ein böses Wort gesagt, und wenn andre zu Schmähungen und Kränkungen sich hinreißen ließen, trat er für sie ein und hielt jene zurück. Dies schöne Zeugnis der Ritterlichkeit und wahrhaft vornehmen Denkart stellt Helene selbst ihm klagend an seiner Bahre aus.[6]

Nachdem wir so Hektors Grundstimmung kennen gelernt, ist es ein eigenartig anziehendes, ja ein ergreifendes Schauspiel, diesen Mann von herrlicher, starker Empfindung auf seiner Laufbahn zu verfolgen, die ihn nach Zeus' Ratschluß von Erfolg zu Erfolg führt und zuletzt in Niederlage und Tod. Wir begleiten ihn in die wechselvolle Schlacht, deren

[1] Γ 39 ff. — [2] Z 281 ff. — [3] Z 523 ff. — [4] Γ 76. — [5] Z 521 ff. — [6] Ω 767 ff.

Stürme auch in seiner Brust Stürme entfesseln. Hier läßt er die Milde weit hinter sich. Der Mann, der seinem Bruder so sehr zürnen kann, wenn er nachläßt im Kampf, ist erbarmungslos, unerbittlich gegen die Feinde, die seine Stadt vertilgen wollen. Dessen gedenkt nicht ohne Stolz Andromache in ihrer Totenklage.[1] Feuer durchglüht ihn, wenn er zum Kampfe eilt. Den Wein, den Hekabe ihm bringen will, den Müden zu erquicken, weist er zurück, weil er künstlicher Anregung nicht bedarf und fühlt, daß der Wein seine Kraft viel mehr lähmen als beleben werde.[2] Seine Verwegenheit, sein rastloses Vordringen, sein Dahinjagen über das Schlachtfeld bald hierhin, bald dorthin, wo man seiner bedarf, schildert der Dichter in sinnfälligster Weise. So großartige Bilder entwirft er von keinem andern Helden. Mit lautem Kriegsgeschrei stürmt er daher;[3] über Tote und dröhnende Waffen fährt er dahin, daß Achse und Rad seines Wagens von Blut bespritzt werden;[4] hierhin und dorthin wendet er sein Gespann mit Augen der Gorgo oder des männermordenden Ares;[5] tollkühn will er über den Graben setzen, der das griechische Lager umgibt, aber die Pferde scheuen am Rande wiehernd zurück.[6] Herrlich ist die Schilderung des heldenmütigen Mannes in einem Augenblick höchsten Erfolgs, als er mit übermenschlicher Kraft einen mächtigen Stein gegen das Mauertor geschleudert und dieses gesprengt hat. Er springt hinein, strahlend im Erzglanz der Rüstung, aber das Antlitz finster wie die Nacht, zwei Lanzen halten seine Hände, von Feuer blitzen ihm die Augen; niemand hätte ihn da aufzuhalten vermocht, außer der Götter einer.[7] Und in gleicher meisterhafter Anschaulichkeit zeichnet der Dichter sein gewaltiges Ringen, als er sich dem ersehnten Ziel seiner Wünsche, den feindlichen Schiffen, nähert. Schaum steht vor seinem Munde, die Augen funkeln unter seinen buschigen Brauen, und an den Schläfen erdröhnt sein Helm von furchtbaren Stößen.[8] Und dann erfaßt er den Knauf eines Schiffes und läßt ihn nicht wieder los und ruft den Seinen zu, Feuer herbeizubringen.[9] Doch

[1] Ω 739. — [2] Z 264 f. — [3] Λ 343 f. — [4] Λ 532 ff. — [5] Θ 348 f. — [6] M 50 ff. — [7] M 462 ff. — [8] O 607 ff. — [9] O 716 ff.

das muß man alles bei dem Dichter selbst lesen. Seine leidenschaftliche Tapferkeit, seine Unerbittlichkeit erscheinen den Feinden als eine verderbliche Raserei. So schildert ihn Odysseus dem Achill. „Hektor", so sagt er, „auf seine Kraft trotzend, rast entsetzlich im Vertrauen auf Zeus, er achtet nicht Menschen, nicht Götter, eine gewaltige Wut hat ihn befallen."[1] Teukros nennt ihn geradezu einen tollen Hund,[2] und auch der Troerfeindin Here erscheint sein Rasen unerträglich.[3] Selbst der Dichter nennt sein Tun öfters ein Rasen[4] und gibt seinem Liebling ein Beiwort, das neben der Anerkennung seiner Kühnheit auch einen leisen Vorwurf in sich schließt: er ist ihm der θρασὺς Ἕκτωρ.

Es ist klar, daß diese stürmische Tapferkeit, durch die sich Hektor von allen andern Helden unterscheidet, auf der mächtigen Leidenschaft beruht, die ihn ganz beherrscht, der glühenden Begeisterung des Vaterlandskämpfers. Dies ist die Glut, die ihm nach des Dichters Schilderung so oft aus den Augen leuchtet, dem Spiegelbild der Seele, wie Patroklos die Milde aus den Augen strahlt. Sie ist das Geheimnis seiner Kraft; sie allein befähigt ihn, die Siegeslaufbahn zu verfolgen, die vor seinem Ende zu durchmessen ihm nach Zeus' Willen noch beschieden ist. Die Übermacht der Achaier ist auch ohne den Peliden, den zu ehren der höchste Gott den Troern Sieg verleihen will, so groß, daß ohne ein Wunder ein Erfolg kaum möglich erscheint. Und doch vollzieht sich alles ganz natürlich, ohne unmittelbares Eingreifen der Gottheit, nur durch die stille Leitung der Dinge durch Zeus. Er wendet den Troern das Schlachtenglück zu, und wir sehen fast alle Helden ersten Ranges auf seiten der Achaier das Schlachtfeld verlassen, von weit geringeren Kriegern verwundet. Aber des Gottes eigentliches Werkzeug ist doch Hektor, er ist es, der das Wunder tut. Wir empfinden es deutlich, Hektor allein reißt die Troer zum Siege fort. Ihn selbst aber treibt der unerwartete Erfolg zur höchsten Anspannung seiner Kraft. Seine impulsive Natur bedarf eines äußeren Zeichens des Gelingens, um das Höchste zu leisten,

[1] I 237 ff. — [2] Θ 299. — [3] Θ 355. — [4] O 605.

dessen er fähig ist. Wie er in der Schlacht plötzlich den Streitwagen wendet und den Seinen voraus flieht, weil er die Entscheidung des Zeus zu erkennen glaubt,[1] so hebt ihn anderseits der Erfolg, er wächst über sich selbst hinaus und verfügt über Kräfte, die ihm früher fremd waren. Zeus, sagt der Dichter, als er mit einem wuchtigen Felsblock das Tor zertrümmert, machte ihm den Stein leicht.[2] Und jene schwermütige Stimmung, der er in seinem Gespräch mit der Gattin so ergreifenden Ausdruck gab, macht bald ganz entgegengesetzten Gefühlen Platz. Hatte er sie schon überwunden, als er durch das Skäische Tor in den Kampf eilte,[3] so treten im Fortgang der Begebenheiten immer mehr frohe Erwartung und kühne Hoffnung an ihre Stelle, und mehr und mehr umfängt ihn der Wahn, er könne die Rettung der Seinen und den Sieg erringen. Aber man darf dabei nicht zu erwähnen vergessen: der tiefere Grund dieser Überzeugung ist das Vertrauen auf den Beistand der Götter, dessen er sich durch den Wechsel des Schlachtenglücks versichert hält. In jedem einzelnen Erfolg sieht er ein Werk des Zeus; mag der Tydide vor ihm fliehen, oder Agamemnon verwundet das Schlachtfeld verlassen, oder des Teukros Sehne zerspringen, als dieser den Bogen auf ihn anlegt, er gibt dem Kroniden die Ehre.[4] „Leicht kenntlich", ruft er aus, „ist für die Menschen, wem Zeus Ruhm und Obmacht verleiht und wem er schadet, wie er jetzt der Argiver Kraft schwächt und uns beisteht." Dieses Vertrauen auf die Hilfe der Gottheit durchdringt ihn immer mehr und nimmt zuletzt einen großartigen Charakter an.

Und dieses Vertrauen weiß er auch den Seinen mitzuteilen. Nur ein so temperamentvoller Führer, wie er, vermag seine Krieger so mächtig mit sich fortzureißen. Hektor wirkt nicht nur durch sein Vorbild, seine Taten, sondern auch durch das begeisternde Wort. Immer wieder schlägt an der Troer Ohr sein mahnender Ruf: „Seid Männer, ihr Freunde, gedenket eurer Kraft", und jedesmal wird er begründet durch die Berufung auf Zeus, den Höchsten, der ihnen selbst Sieg, den Achaiern

[1] *H* 657 f. — [2] *M* 450. — [3] *Z* 526 ff. — [4] *Θ* 175 f., *Λ* 288 f., *O* 490 ff.

Verderben beschlossen habe.[1] Seiner heldenhaften Gesinnung, seiner glühenden Liebe zum Vaterland entspringen Worte, die durch ihre schlichte Wahrheit ergreifen und, glückliche Geburten des Augenblicks, einen dauernden Wert behalten. Keinem seiner Helden hat der Dichter so herrliche Sentenzen in den Mund gelegt wie Hektor. Von ihm rührt der schöne Ausspruch, daß nur ein Wahrzeichen gelte: der Kampf für das Vaterland. Und wahrhaft erhebend sind die goldenen Worte, mit denen er in dem Augenblick, wo er um Sieg und Rettung für die Seinen ringt, den schönen Tod für das Vaterland preist:[3]

„Auf, zum Kampf um die Schiffe mit Heerskraft! Welchen von euch nun
Tod und Schicksal erreicht, mit Wurf und mit Stoße verwundet,
Sterb' er! Nicht ihn entehrt es, im mutigen Kampf für die Heimat
Sterben; zurück auch läßt er in Wohlfahrt Gattin und Kinder,
Und sein Haus und Erb' unbeschädiget, wann die Achaier
Heimgekehrt zu den Schiffen zum lieben Lande der Väter."

Begeisterung geht von ihm aus. Seine Landsleute jauchzen seinen Worten zu und folgen ihm, ohne sich zu besinnen, auch da, wo es besser wäre, sie hielten ihren kühnen Führer zurück.

Hektors Größe liegt in der Einseitigkeit seines Strebens. Daß er ganz von *einer* Idee erfüllt, daß er, seiner selbst gewiß, unverrückt nur *ein* Ziel im Auge hat, von dem ihn nichts abzubringen vermag, darauf beruht seine Kraft und zugleich sein gewaltiger Einfluß auf die Seinen. Aber jede Einseitigkeit birgt Gefahren in sich. Sie verkennt die Berechtigung jedes andern Standpunkts und muß ihn verkennen. Will Hektor sein Heer zum Siege führen, so darf kein andrer Wille gelten als der seine, kein Zwiespalt darf hineingetragen werden, keine eigennützige Regung sich hervorwagen. Deshalb braust Hektor so gewaltig auf, wenn er sieht, daß man seinem Willen entgegenhandelt. Und wer will es ihm verdenken,

[1] *Θ* 174 ff., *Λ* 287 ff., *O* 487 ff. — [2] *M* 243. — [3] *O* 494 ff.

wenn er in einem Augenblick wichtigster Entscheidung, als es gilt, die Kräfte der Troer zum letzten siegreichen Stoß zusammenzufassen, die heftigsten Drohungen gegen die ausstößt, die, unbekümmert um die große Sache des Vaterlands, der Beute wegen zurückbleiben, wenn er ihnen das Schlimmste ankündigt, den Tod ohne ehrliche Bestattung![1] Ganz anders aber müssen wir seinen rasch auflodernden Zorn beurteilen, als ihm ein Mann mit Vorstellungen entgegentritt, an dessen Klugheit so wenig wie an seiner vaterländischen Gesinnung gezweifelt werden kann. Die Troer sind im Begriff, in Verfolg ihres Sieges den Graben zu überschreiten, der das griechische Lager umgibt. Da werden sie durch ein Wunderzeichen erschreckt, und Polydamas sucht Hektor in sinnvoller Deutung desselben vom Übergang zurückzuhalten. Der aber fährt heftig auf und wirft höhnisch dem wohlmeinenden Berater Feigheit vor und droht ihn niederzustoßen, wenn er selbst zurückbleibe oder einen andern vom Vordringen abhalte.[2] Hier wird Hektor in seiner tiefen Erregung ohne Zweifel hart und ungerecht; aber wir wollen nicht vergessen, daß es ihm dabei nur um die Sache zu tun ist, nicht, wie Achill so oft, um seine Person, daß er es nicht dulden kann, will er den Erfolg aller seiner Anstrengungen nicht gefährden, daß das Vertrauen der Seinen erschüttert werde und Zweifel an dem Gelingen Platz greifen. Und wirklich verfehlt auch seine Entschlossenheit nicht ihre Wirkung auf die Troer, die ihm jubelnd folgen.

Hektors Verhalten gegen Polydamas erscheint um so bedenklicher, als dieser, wie der Erfolg lehrt, in der Sache selbst recht hat und sein Rat gut war. Aber daß Hektor sich durch des Freundes Warnung mitten in seinem Siegeslaufe hätte hemmen lassen sollen, kann man doch nicht erwarten. Es wäre ein Verzicht gewesen auf alles in heißem Bemühen Errungene, er hätte sich selbst aufgeben müssen. Wenn er nun aber gezwungen ist, die Bedeutung der Mantik, welcher der fromme homerische Glaube Einfluß auf die Entschließungen der Menschen einräumt, herabzusetzen, so tut er

[1] *O* 348 ff. — [2] *M* 244 ff.

es doch nicht in frivoler Geringschätzung göttlicher Kundgebungen, sondern indem er den äußeren Zeichen die innere göttliche Stimme entgegensetzt. Für ihn ist der überraschende Erfolg, den er errungen, sind die Gefühle, die dieser in seinem Busen erweckt hat, die glühende Begeisterung, die Siegeshoffnung, das Gottvertrauen, eine höhere Offenbarung als der Flug der Vögel nach rechts oder links, eine Offenbarung, die der Dichter in seiner Weise durch Zeus' Entsendung der Iris zu Hektor symbolisch angedeutet hat.[1] Den Willen des Zeus kündet diesem untrüglich, wie er glaubt, das Orakel in seiner Brust, und so kann er in frommer Zuversicht den Troern zurufen: „Wir aber wollen dem Willen des großen Zeus gehorchen!“[2] Gewiß, er verstößt dadurch gegen Mächte, die in seiner Zeit wirksam sind und an deren Bedeutung der Dichter keinen Zweifel aufkommen läßt; aber es ist das wunderbar Große in der Charakterzeichnung Hektors, daß er hier Gesinnungen ausspricht, die erst in einer fortgeschrittenen Zeit voll gewürdigt werden können, daß er einen Geist der Freiheit, ein Streben nach sittlicher Unabhängigkeit bekundet, zu dem sich die kindliche Anschauung der homerischen Welt noch nicht erhoben hat (S. 81). So sehr ist dieser Charakter aus der Tiefe echten Menschentums geschöpft.

Stehen wir bei diesem tiefgreifenden Gegensatz zwischen Hektor und Polydamas mit unsrer Sympathie auf des ersteren Seite, obwohl uns das Gefühl sagt und der weitere Verlauf zeigt, daß des Freundes Warnungen berechtigt waren, so müssen wir bei einem späteren Widerstreit ihrer Meinungen aus ganz ähnlichem Anlaß die schroffe Zurückweisung des verständigen Rates des Polydamas durch den Heerführer aufs höchste beklagen, und ein Gefühl der Bangigkeit für diesen und das ganze Heer überkommt uns dabei. Wir haben die Empfindung, daß Hektor verblendet seinem Untergang entgegengeht. Es ist tieftragisch, daß diese Verblendung aus eben der Eigenschaft hervorgeht, die die erste und notwendigste Bedingung aller seiner Erfolge ist, dem Vertrauen auf sich selbst und seine Kraft. Wir haben oben (S. 222) seines Selbstgefühls

[1] *A* 206 ff. — [2] *M* 241.

gedacht als einer der grundlegenden Eigenschaften seines Charakters; aber ehe noch der Sieg seine Brust schwellte, schlummerte es gleichsam in ihm und leuchtete nur gelegentlich blitzartig auf, wie der Stein, an den der Stahl schlägt, Funken sprüht. Der Erfolg aber weckt das Feuer, das ihn durchglüht, ihm Kraft, Mut und Sicherheit verleiht, zur verderblichen Flamme, die zuletzt auflodernd ihn selbst vernichtet. Als Hektors Kriegsglück alle seine Erwartungen übersteigt, da wächst auch sein Selbstvertrauen weit über die eigene Kraft hinaus und wird zur Vermessenheit. Schon frühe kündigt sich dieser Wandel bei ihm an. Den Tydiden, vor dessen Speer noch kurz vorher ganz Ilios gezittert, vor dem er sich selbst keinen andern Rat gewußt, als der Götter Beistand gegen ihn feierlich anzurufen, ihn wagt er zu höhnen und ihm Feigheit vorzuwerfen, da er, durch Zeus' Blitze geschreckt, seine Rosse vor ihm wendet.[1] Und am Abend desselben Schlachttags rühmt er sich vor versammeltem Kriegsvolk, er werde den gefürchteten Gegner am nächsten Tage, wenn er es wage, sich ihm zu stellen, niederwerfen und töten.[2] Eine Überhebung, die sich fast bitter gerächt hätte! Denn bei dem Zusammenstoß der beiden Helden, der dann wirklich erfolgt, entgeht er selbst kaum dem Tode.[3] Diese Verblendung Hektors bleibt dem klugen Odysseus nicht verborgen, der den grollenden Achill mit der Aussicht zu locken sucht, den Hektor zu töten, der jetzt selbst ihm nicht ausweichen werde, fürchte er doch keinen der Achaier mehr.[4] Es kommt die Stunde, wo des Odysseus Wort zur Wahrheit wird, wo Hektors hochgespanntes Selbstgefühl auch vor Achill nicht mehr zurückschrickt. Als er den höchsten Erfolg, der ihm beschieden ist, erreicht, als er Patroklos niedergestoßen hat und dieser ihm sterbend seinen nahen Tod durch Achills Hand verkündet, da ruft er aus: „Wer kann wissen, ob nicht vielmehr Achilleus, von meinem Speer getroffen, sein Leben lassen wird!"[5] Wahrlich, ein vermessenes Wort! Denn als eine Vermessenheit muß es nach den Voraussetzungen, die unsrer Dichtung zugrunde liegen, bezeichnet werden, wenn Hektor auch nur einen Augenblick

[1] Θ 161 ff. — [2] Θ 532 ff. — [3] Λ 349 ff. — [4] I 304 f. — [5] Π 859 ff.

den gewaltigen Unterschied zwischen seiner Kraft und der des Götterjünglings vergessen kann. Seine Selbstüberschätzung ist aber um so weniger berechtigt, als er gar keinen Grund hat, auf seinen Sieg über Patroklos besonders stolz zu sein. Hat er seinem Gegner doch den Todesstoß versetzt, als dieser bereits verwundet war und noch betäubt vom Schlag des Gottes. Und sie ist keineswegs eine nur im ersten Siegesrausch aufsteigende, bald wieder verschwindende Empfindung, sondern sie wird zum Wahn, der ihn beherrscht und bald verwirrend seine Schwingen um sein Haupt schlägt. Schon daß er sich entschließt, Achills Waffenrüstung, die Patroklos getragen hat und die nun nicht sehr rühmlich[1] in seine Hand gekommen ist, anzulegen, zeugt von stolzer Sicherheit. Es ist uns nicht wohl dabei. Wieder spricht Zeus des Dichters und unsre Empfindung aus, wenn er bei diesem Anblick voll Mitgefühl mit seinem Liebling sagt: „Du Armer ahnst nicht, wie nahe dir der Tod ist; nicht wird dir, heimgekehrt aus der Schlacht, Andromache die herrlichen Waffen des Peliden abnehmen."[2] Aber wenn nun der Olympier dem dem Tode Verfallenen noch zum letztenmal, im Kampf um Patroklos' Leiche, Ruhm und Sieg verleiht,[3] so bestärkt dieser neue Erfolg den Verblendeten nur in seinem verderblichen Wahn. Am Abend des Schlachttags deutet Pulydamas im Feldlager auf das nun zweifellos erfolgende Eingreifen Achills hin und rät, man möge in die Stadt zurückkehren, um von der Mauer aus dem furchtbaren Feind zu begegnen. Hektor aber weist nicht nur dessen besonnenen Rat unter Berufung auf Kronions Beistand als töricht weit von sich, sondern fügt auch, nicht ohne häßliche Persiflage seiner Worte, vor allem Volk hinzu, wenn Achill sich wirklich bei den Schiffen erheben werde, um so schlimmer für ihn, er werde dem Kampf nicht ausweichen, das Kriegsglück sei allen gemein.[4] Die Troer jauchzen seinen zuversichtlichen Worten zu, die Toren, wie der Dichter bemerkt, denen Athene die Besonnenheit raubte.[5] Selbstüberhebung ist bei niemandem verderblicher, als bei dem Führer eines großen Heeres. Hektors Vermessenheit stürzt die Troer

[1] Π 205. — [2] Π 201 ff. — [3] Π 206. — [4] Σ 305 ff. — [5] Σ 310 f.

in unermeßliches Unglück; vor allem aber bringt sie ihm selbst den Untergang. Durch die Art jedoch, wie der Dichter dies geschehen läßt, beweist er eine wunderbare Feinsinnigkeit; er erhebt Hektor, den wir einer Schwäche haben unterliegen sehen, wieder zu der Höhe eines reinen, edlen, bewundernswerten Charakters. Hektor fällt zwar infolge seiner Vermessenheit, sie bringt ihn in eine Lage, aus der er sich nicht zu retten vermag. Daß ihm dies aber nicht möglich ist, ist wieder nur die Folge einer seiner liebenswertesten, achtungswürdigsten Eigenschaften. Erst dadurch wird sein Geschick wahrhaft tragisch.

Als Achill, um den Freund zu rächen, wieder im Kampf erscheint, läßt Hektor wohl anfangs seinen hohen Mut erkennen und verheißt den Seinen in ermunterndem Zuruf, er werde sich dem gewaltigen Gegner stellen, wenn er auch dem Feuer und dem Eisen gleiche,[1] aber bald tritt Phoibos an seine Seite und heißt ihn Achill meiden.[2] Das deutet schon auf eine Ernüchterung bei ihm hin. Er befolgt des Gottes Mahnung, und nur einmal, als Achill seinen Bruder Polydoros, des Vaters Liebling, vor seinen Augen tötet, läßt ihn der Schmerz sie vergessen, und er tritt ihm entgegen, doch in richtiger Schätzung und mit dem bescheidenen Bekenntnis seiner viel geringeren Kraft, im Vertrauen auf die Götter, die auch dem Schwächeren den Sieg zu verleihen vermöchten.[3] Und wirklich entreißt ihn noch einmal göttliche Hilfe den mörderischen Händen seines Feindes. Ja, es wäre ihm durch das Walten seines Schutzgottes möglich gewesen, sich ganz seiner Rache zu entziehen. Denn um den Troern nach dem schrecklichen Morden Achills die Flucht in die schützende Stadt zu ermöglichen, hat Apoll ihren furchtbaren Verfolger vom Schlachtfeld weggelockt. Auch für Hektor ist der Weg frei, aber sein eigener Wille hält ihn zurück. Es steigt in ihm die Erinnerung auf an jene Worte, die er am Abend zuvor dem klarblickenden Polydamas in seiner Verblendung zugerufen, er werde mit Achilleus kämpfen. Und zugleich überkommt ihn das schmerzlich-niederdrückende Gefühl, daß er die

[1] *Y* 364 ff. — [2] *Y* 375 ff. — [3] *Y* 434 ff.

Schuld trage an dieser schweren Niederlage. Er fürchtet den Vorwurf des Polydamas, die Schmähungen seiner Volksgenossen, daß einer, der nicht wert ist, die Riemen seiner Schuhe zu lösen, nun berechtigt sei zu sagen: „Hektor hat durch seine Überhebung das Volk ins Verderben gestürzt.“[1] Dieselbe Scheu vor den Troern und Troerinnen, die ihn einst ungeachtet der Bitten seiner besorgten Gattin hinausgetrieben hatte auf das Schlachtfeld, sie hält ihn jetzt vor dem Tore gebannt, verwehrt ihm den Eintritt in die Stadt trotz des Flehens seiner tiefbekümmerten Eltern, die ihm das Rührendste vorhalten, was sein Herz bewegen könnte: ihr jammervolles Los, wenn die Stadt ihres Schützers beraubt sei, und sein eigenes furchtbares Geschick, bei den Schiffen der Achaier von den Hunden zerrissen zu werden. Alles dies vermag ihn nicht umzustimmen. Die Götter sind es nicht, die Hektors Hybris bestrafen: er selbst ist sein strenger Richter. Er gesteht sich seine Verblendung ein,[2] aber er will ihre Folgen tragen, er will das Wort wahr machen, das er gesprochen, und mit Achill kämpfen. Dadurch erhebt sich Hektor wieder zu der Höhe, auf die ihn die Dichtung vorher gestellt hat. Der Held, der uns die herrlichsten menschlichen Empfindungen offenbarte, geht in den Tod, weil eins der edelsten Gefühle, sein feines Ehrgefühl, diesen verlangt. Das ist unendlich rührend. Und wie seine Entschließung, so auch sein nun folgendes letztes Ringen. Noch einmal durchläuft des Mannes Seele die ganze Skala der Gefühle, keine wahrhaft menschliche Empfindung ist ihm ja fremd. Da er den Eintritt in die Stadt sich verschlossen sieht, kommt ihm doch nochmals ein Gedanke der Hoffnung. Wenn er ohne Waffen, gewissermaßen als Bevollmächtigter seines Volkes, dem Gefürchteten mit friedlichen Worten und annehmbarem Vorschlag entgegengehe, könne er vielleicht seiner Stadt Frieden und Rettung verschaffen und sich das Leben erhalten. Aber sogleich verwirft er diesen Gedanken in richtiger Würdigung des unversöhnlichen Hasses seines Feindes, dem er ja den Freund seines Herzens erschlagen und der ihn darum wehrlos wie ein Weib niederstoßen

[1] *X* 99 ff. — [2] *X* 103 f.

werde. So unrühmlich will er nicht fallen, er will es versuchen, wem von ihnen beiden der Olympier Ruhm verleihen werde.[1] Aber diesen mannhaften Entschluß vermag er nicht festzuhalten, als der Unbezwingliche in seiner strahlenden Götterrüstung siegesgewiß und voll Rachbegier sich ihm naht. Wie er da in unüberwindlichem Grauen die Flucht vor dem Übermächtigen ergreift, da empfindet man erst voll Hektors einstige Hybris, als er sich vermaß, ihn zu besiegen. Doch es ist dem Tapferen nicht bestimmt, den Speer im Rücken zu sterben. Zeus' Wage kündigt seinen Tod an; Hektor aber faßt sich ein Herz, nachdem er dreimal um die Stadt geflohen, und tritt Achill zum Kampf entgegen, von Athene, wie der Dichter uns erzählt, beredet und betrogen. In diesem letzten Kampf offenbart sich uns noch einmal sein ganzes Wesen: seine leicht erregbare, impulsive Natur und seine selbstlose und hohe Gesinnung. Er hat es versucht, um die Rückgabe seiner Leiche an die Seinen zu erwirken, mit Achill, wie einst vor seinem Zweikampf mit Aias, als Gleicher mit Gleichem zu unterhandeln, aber nur ein eisiges, unversöhnliches Wort als Antwort vernommen. Dann hat ihm Achill mit dem stolzen Ton gewisser Überlegenheit geraten, all seine Kraft und Kunst zusammenzunehmen, denn nun gebe es für ihn kein Entrinnen mehr.[2] Aber mit der gleichen Geschicklichkeit, mit der er einst im Zweikampf dem Speer des Aias ausgewichen,[3] vermeidet Hektor sein todbringendes Geschoß,[4] und dadurch plötzlich im Vorteil, jubelt er auf. Man hört seinen Worten an, von welchem Druck seine Seele befreit ist; aber wenn er sich nun zum letztenmal noch einen Augenblick der Siegeshoffnung hingibt, denkt er dabei nicht an sich, sondern an sein Volk, dem der Krieg nach dem Tode seines Verderbers so viel leichter werde.[5] Jedoch seinem Wurf, wohlgezielt, fehlt die Kraft, das Erz des göttlichen Schildes zu durchbrechen. Und nun steht er da, in raschem Wechsel von höchster Hoffnung in tiefste Niedergeschlagenheit hinabgestürzt, und erkennt sein nahes Geschick. Athene hat Achill seine Lanze zurückgegeben; er aber sieht sich vergebens um nach dem, der ihm

[1] *X* 111 ff. — [2] *X* 250 ff. — [3] *H* 254. — [4] *X* 274 ff. — [5] *X* 287 f.

einen zweiten Speer reichen soll. Er fühlt sich von Menschen und Göttern verlassen; mit Wehmut, doch ohne Vorwurf, sieht er auch die von ihm weichen, die ihn ehedem schützten, deren ersichtlicher Beistand ihm zumeist seine hohe Zuversicht gegeben hatte.[1] In diesem Augenblick, den sicheren Tod vor Augen, gewinnt er die volle Heldengröße wieder, die beim Nahen Achills einer menschlichen Regung gewichen war; nicht ohne mutige Gegenwehr will er sterben, etwas Großes sollen von ihm die späteren Geschlechter erfahren.[2] So des Ruhmes eingedenk, dessen Hochgefühl stets sein Herz bewegte, stürzt er mit gezücktem Schwert, dem Adler gleich, in den gewissen Tod.

Unermeßlich ist der Jammer, der sich bei Hektors Tod in Ilios erhebt, nicht anders, so sagt der Dichter, als wenn die Stadt von Grund aus durch Feuersgewalt zerstört würde.[3] Das Wort hat eine tiefere Wahrheit: mit Hektors Tod ist der Fall der Stadt gewiß; mit ihm erlischt die sittliche Kraft des Widerstandes, in Ilios ist keiner, der ihn ersetzen könnte. Aber auch umgekehrt könnte man sagen, der Untergang der Stadt, im Rate der Götter beschlossen, zieht den ins Verderben, der sich ganz ihrer Verteidigung geweiht hatte. Der Reine, Selbstlose wird in fremde Schuld verstrickt, das edelste Ringen führt zu Tod und Untergang. Das ist eine niederdrückende Wahrheit. Aber der ethische Sinn des Dichters hat sie gemildert. Nicht ungerecht erscheint der Götter Walten. Sie haben ihm das Höchste verliehen, was Menschenherz erfreuen kann: Ruhm und Sieg; den Tod hat er selbst über sich hereingezogen, hat er sich selbst gewählt. Im Hinblick auf sein letztes Geschick müssen wir sagen: er fällt nicht schuldlos; und das versöhnt uns mit seinem jähen Ende.

Aber nicht mit dem, was diesem folgt, der Schleifung, der Mißhandlung seines Leibs, die Achill zur Befriedigung seiner wilden Rachgier ersonnen hat, auch der Seele seines Todfeindes die letzte Ruhe mißgönnend. Haben wir den lebenden Hektor mit inniger, stets wachsender Teilnahme bis zu seinem Tode begleitet, so wird unser Mitgefühl für den Toten

[1] *X* 300 ff. — [2] *X* 304 f. — [3] *X* 410 f.

noch stärker und schmerzlicher. Empfinden wir auch heute bei dem Vorhaben Achills, Hektors Leichnam den Hunden und Vögeln als Beute zu überlassen, nicht mehr das Grauen, das dem Griechen seine religiöse Vorstellung dabei erweckte, so empört uns doch aufs tiefste die Schmach, die der Pelide dem Leib des edlen Helden zufügt. Wir erinnern uns, wie Hektors letzte Gedanken mit dem Schicksal, das seiner nach dem Tode warte, unruhevoll beschäftigt waren. Von Achills Lanze durchbohrt, richtete er noch einmal in rührendster Weise an seinen Todfeind die Bitte, auch hierbei nicht nur an sich selbst, sondern mehr noch an die Seinen denkend, seinen Leib diesen gegen Lösegaben zurückzugeben, damit sie ihn dem Feuer überantworten könnten.[1] Daß ihm das versagt wird, muß ihm den Todesschmerz noch furchtbarer machen. Freilich erinnern wir uns dabei auch, daß er selbst gegen den sterbenden Patroklos eine ganz ähnliche Drohung ausgestoßen hatte, wie Achill gegen ihn sie vernehmen läßt.[2] Ja, mehr als das: nachdem er Achills Freund der Waffen entkleidet hatte, war er schon im Begriff, ihm das Haupt vom Rumpfe zu trennen, und nur das Erscheinen des Aias hinderte ihn daran, sein Vorhaben auszuführen.[3] Seine Absicht war, des Toten Haupt auf einen Pfahl zu pflanzen und seinen Leib den Hunden vorzuwerfen. Das wenigstens erzählt Iris dem Peliden, um ihn zum Eingreifen in den Kampf zu veranlassen.[4] So erbittert zeigt uns der Dichter den Hektor, so voll Haß gegen den Mann, der ihm den schon sicheren Sieg wieder aus den Händen riß und all sein Mühen vergeblich machte, so verwildert durch die leidenschaftliche Erregung des erneuten Kampfes und die übermenschliche Anspannung aller seiner Kräfte (S. 67)! Hat er diesen Zug nur ersonnen, um uns Hektors Mißhandlung durch Achill erträglicher zu machen? Denn so weit wird niemand gehen, anzunehmen, daß diese geradezu als eine Nemesis der Götter für Hektors grausames Vorhaben gegen den edlen Patroklos betrachtet werden solle. Einer solchen Auffassung begegnen wir selbst nicht bei den den Troern feindlichen Gottheiten, als die Himmlischen voll

[1] *X* 338 ff. — [2] *Π* 836, *X* 335 f. — [3] *P* 125 f. — [4] *Σ* 177.

Mitgefühl mit dem Mißhandelten über Achills Tun zu Rate sitzen. Nur was edel und groß war an Hektor, lebt im Gedächtnis der Götter über seinen Tod hinaus fort. Sie beschließen, was wir als eine sittliche Notwendigkeit empfinden, daß Hektors Leib den Seinen zurückzugeben sei. Es ist klar, die Schändung der Leiche des nach seiner Gesinnung reinsten, nach seinem Streben edelsten Mannes darf die letzte Tat in dem handlungsreichen Epos nicht sein, in eine solche Disharmonie kann die herrliche Dichtung nicht ausklingen. Darum erzählt uns ihr letzter Gesang von Hektors Lösung. Ebensowohl zum Preise des überwundenen Mannes, wie zur Verherrlichung seines Besiegers ist diese Perle der Poesie gedichtet.

Durch dieses ganze Lied waltet die göttliche Fürsorge für Hektor, die Hekabe in ihrer Totenklage preist.[1] Apoll und Aphrodite schützen seinen Leib vor Verwesung und vor der Zerfleischung durch Hunde und Vögel.[2] Apoll, sein Schutzgott, als er noch lebte, ist auch nach seinem Tode sein Fürsprecher im Rate der Unsterblichen.[3] Zeus ehrt ihn, wie schon gleich anfangs erwähnt (S. 220), durch ein rückhaltloses Bekenntnis, wie nahe er seinem Herzen gestanden habe. Er entbietet Thetis zu sich, damit sie auf Achill einwirke; er entsendet Iris zu Priamos, um ihn zur Fahrt ins griechische Lager aufzufordern; er schickt ihm auf seiner gefahrvollen Fahrt in Hermes einen zuverlässigen Geleiter. Um Hektors Lösung bewegt sich der ganze Olymp. Aber auch ganz Ilios ist um ihn in Aufruhr. Als Priamos seinen entseelten Leib nach der Stadt zurückführt, da wallt ihm das ganze Volk entgegen. Kein Mann blieb zurück, so heißt es, noch ein Weib, denn alle waren erfüllt von unbezwinglicher Trauer.[4] Und dann ertönt zu seinem Preise die Totenklage der Frauen, wieviel man an ihm verloren habe, wie tapfer er gewesen sei, wie edel, wie sehr ein Liebling der Götter. Mit diesem letzteren Lobe hatte schon Hermes des Priamos Herz erfreut.[5] Ja, das Höchste, was von einem Sterblichen gesagt werden

[1] *Ω* 749 f. — [2] *Ψ* 184 ff., *Ω* 18 ff. — [3] *Ω* 33 ff. — [4] *Ω* 707 f. — [5] *Ω* 384 f., 394, 422 f.

kann, er sei wie ein Gott verehrt worden von den Menschen, das spricht nicht nur Hekabe aus im frischen Schmerz um seinen Tod,[1] nicht nur Priamos, der stolz zugleich und bescheiden hinzufügt, für eines Gottes Sohn habe man ihn halten müssen, nicht für eines Menschen,[2] sondern auch von seines Todfeindes Lippen erklingt ihm dies hohe Lob.[3]

Man hat öfters Achill und Hektor zum Nachteil bald des einen, bald des andern miteinander verglichen. Das ist wenig ersprießlich, aber es beweist doch, wie gleichmäßig der Dichter, worauf schon zu Anfang (S. 220) hingewiesen wurde, das Interesse für beide erregt hat. Ihm lag nur im Sinn, in ihnen zwei Vorbilder echten Heldentums zur Erhebung und zur Nacheiferung aufzustellen. Und das sind sie geworden, nicht nur für sein Volk, sondern für die Menschheit. Noch heute kann uns wahrhaftes Heldentum nicht eindrucksvoller entgegentreten als in diesen beiden Gestalten, denn sie sind nicht nur große Helden, sondern auch große, edle Menschen. Darauf beruht ihr unvergängliches Leben in der idealen Welt der Phantasie. Ein Unterschied indes besteht zwischen ihnen. Zu Achill sehen wir mehr mit Bewunderung empor, Hektor erweckt unsere tiefere Liebe; bei Achill hat Homer mehr den Nachdruck auf das Heroische gelegt, bei Hektor auf das rein Menschliche. Achill ist die körperlich wie geistig viel reicher ausgestattete Persönlichkeit, von noch stärkerer Macht der Empfindung, von größerer Kraft des Willens, erhabener durch Seelenhoheit; aber seine Größe wird getrübt durch Maßlosigkeit und Selbstsucht. Unsere Bewunderung für ihn ist nicht ohne eine Beimischung von Grausen. Hektor ist aus weicherem Stoff gebildet, nichts Menschliches ist ihm fern; wir glauben wie er zu empfinden. Aber sehen wir ihn auch menschlicher Schwäche unterworfen, so hat doch der Dichter etwas in ihn gelegt, was ihn hinaushebt über das Gemeine, was selbst seine Schwäche adelt: wir fühlen, wenn wir ihn auf seiner Laufbahn begleiten, daß es noch etwas Höheres gibt als alles Heldentum, das ist Reinheit der Gesinnung und ein selbstloses Streben.

[1] *X* 433 ff. — [2] *Ω* 258 f. — [3] *X* 394.

Wie die Charaktere der beiden Helden vom Dichter mit feinem Gefühl gegeneinander abgewogen sind, so auch ihre Stellung in der Dichtung. Nicht Achill allein ist der Held der Ilias, auch Hektor ist der Mittelpunkt einer Welt. Ihn umgibt eine Anzahl von Personen, die nur durch ihre Beziehung zu ihm volleres Leben und Bedeutung erhalten. Auch die Handlung der Dichtung ist zwischen Achill und Hektor ziemlich gleichmäßig geteilt, bis beide sie zuletzt gemeinsam beherrschen. Mit der Aufforderung an die Muse, von dem Groll des Peliden Achilleus zu singen, beginnt die Dichtung, mit Hektors Bestattung schließt sie; Achills Name tönt uns aus ihrem ersten Vers entgegen, der letzte klingt aus in den des rossetummelnden Hektor; sie sind das *A* und *Ω* der gewaltigen Epopöe.

2. Priamos.

Die Betrachtung des Kreises der Männer, die sich um Hektor gruppieren, eröffnen wir, wie billig, mit König Priamos. Ist er uns doch dreifach ehrwürdig, als des großen Helden Vater, als König und als Greis — drei Eigenschaften, die zugleich dem gestaltenden Künstler die wesentlichsten Gesichtspunkte für die Auffassung und Darstellung seiner Person darboten. Homer, dem stets das Ganze der Persönlichkeit vor Augen steht, hat natürlich keine dieser Seiten seines Wesens außer acht gelassen, aber er hat nicht alle gleich stark herausgearbeitet. Des heroischen Königtums eigentlicher Vertreter bleibt ihm doch immer der Völkerfürst Agamemnon. Wie die königliche Macht auf ihren Träger zurückwirkt und wie sie nach außen wirkt, Gehorsam heischend, aber auch Widerstand weckend, das ist an diesem anschaulich geschildert. Priamos hat sich seiner Macht zum Teil schon entäußert und Obliegenheiten seines fürstlichen Amts, wie die Führung des Kriegsheeres, in die Hände seines trefflichen Sohnes gelegt. Er repräsentiert mehr, als er handelt. Neben dem selbstbewußten, anspruchsvollen Königtum des Atriden erscheint er als ein milder, nachgiebiger, selbstloser Patriarch. Seine fürstliche Stellung

erhält ihre Färbung durch sein hohes, ehrfurchtgebietendes Alter. Diese zweite Seite seines Wesens hat der Dichter viel stärker hervortreten lassen, als jene erste. Aber auch das Alter ist doch nicht an ihm allseitig, nach seinen Vorzügen und Schwächen, beleuchtet und typisch dargestellt, sondern an dem greisen pylischen Fürsten, dessen Name darum, nicht der seine, ein Ausdruck für das höchste Menschen erreichbare Alter geworden ist. Doch hat Homer seine Person dazu benutzt, wovon noch die Rede sein wird, dem feurigen Alter Nestors eine andre, sanftere Erscheinungsform desselben an die Seite zu stellen. Den Hauptnachdruck aber legt er auf jene dritte Seite, auf Priamos' Verhältnis zu Hektor. Der greise König erscheint in erster Linie als Vater. Wer wissen will, wie ein Vater empfindet, wie ein Vater spricht und handelt, der lese, was unsre Dichtung von Priamos erzählt!

Als Erzeuger einer unübersehbaren Reihe blühender Söhne,[1] dem der endlose Krieg einen nach dem andern, und gerade die besten, raubt, bis zuletzt auch der dahingerafft wird, der die Perle von ihnen allen ist, des Vaters Hoffnung und sein Stolz, ist Priamos schon durch die ganze Anlage der Dichtung dazu bestimmt, die Tiefe väterlichen Empfindens auszusprechen. Vaterliebe offenbart sich am tiefsten im Vaterschmerz. Der Dichter konnte sich diese Gelegenheit zu ergreifender Darstellung echt menschlicher Gefühle nicht entgehen lassen und hat am Ende seiner großen Dichtung die alles überwindende Macht väterlicher Liebe in einer Erzählung von so wunderbarer Einfachheit und Großheit uns geschildert, daß wir ihresgleichen in der Weltliteratur wohl vergebens suchen.

Ehe wir ihn aber im höchsten Affekt der Furcht um den gefährdeten, der Trauer um den getöteten und mißhandelten Sohn erblicken, begegnet er uns zunächst in einer verhältnismäßig ruhigen Stimmung. Die drohende, ungeheure Gefahr ist gleichsam verdeckt, da der König zu Beginn der kriegerischen Aktion mit den Ältesten des Volkes, die, wie er, der Teilnahme am Kampfe längst entsagt haben, auf dem Torturm steht und nach dem feindlichen Heere ausschaut, das ruhig gelagert

[1] Ω 495 ff.

die weite Ebene erfüllt. Keine tiefere Erregung, wie sie die Wechselfälle einer Schlacht hervorrufen, bewegt die Gemüter; nur leise klingt als Grundton der allgemeinen Stimmung das dumpfe Gefühl des lastenden Krieges durch. Die Szene erhält ihren eigenen Reiz durch das Erscheinen der Helene. Die troischen Greise, obwohl auch sie sich dem Einfluß ihrer dämonischen Schönheit nicht zu entziehen vermögen, wünschen sie doch im stillen in ihre Heimat zurück, damit sie nicht der Stadt und ihren Kindern verderblich werde. Aber Priamos ruft sie mit herzgewinnender Güte heran, und in richtigem Verständnis der Gedanken, die sie bewegen, tröstet er sie: „Nicht du bist mir schuld, holdes Kind, die Götter tragen die Schuld an diesem tränenreichen Krieg."[1] Das ist die Sprache des Alters, das milde über den Irrungen des Lebens schwebt, das, affektlos und resigniert, in ruhiger Beschaulichkeit der Dinge Lauf betrachtet. Und wie er hier ein Wort der Entschuldigung für sein Töchterchen bereit hat, so hat er auch früher nie mit einem bösen Wort die Reuige gekränkt — Helene erkennt es an Hektors Bahre dankbar an[2] — vielmehr ist er stets gütig zu ihr gewesen wie ein Vater.

Dieselbe leidenschaftslose Ruhe bewährt der Greis dann in dem weiteren Gespräch auf dem Turme, als ihm Helene auf seine Frage über ihre einstigen Verwandten und Freunde Auskunft erteilt. Kein Haß, keine Mißgunst spricht aus seinen Worten, sondern nur aufrichtige Bewunderung der herrlichen Erscheinung jener Helden. Mit demselben rein menschlichen Interesse betrachtet er sie, mit dem sich einst der Grieche Peleus von Nestor vor ihrem Auszug von ihnen hatte erzählen lassen.[3] Wie ergreifend sind die Worte, die er, versunken in den Anblick der fürstlichen Gestalt des Atriden, vernehmen läßt, der tief aus dem Herzen dringende Preis von dessen hohem Glück, deshalb so ergreifend, weil sie der Vielgeprüfte ohne Bitterkeit, fast neidlos ausspricht![4] In dieser milden, gütigen Greisengestalt liegt wirklich etwas Ehrfurchterweckendes, eine Hoheit, die die Herzen bezwingt; das empfindet nicht nur Helene,[5] auch Achill kann sich diesem

[1] Γ 161 ff. — [2] Ω 770. — [3] H 127 f. — [4] Γ 182 ff. — [5] Γ 172.

Eindruck nicht entziehen, als er nach Hektors Lösung in ruhigem Gespräch mit ihm beim Mahle sitzt.[1]

Dem Bild, welches wir aus dieser Szene von Priamos gewinnen, entsprechen die Züge, die die Dichtung gelegentlich noch von ihm mitteilt. Durch seine Frömmigkeit, seine reichen Opfergaben hat er sich und seinem Volk das Wohlgefallen und die Zuneigung des höchsten Gottes errungen,[2] und der Ruhm seiner Weisheit, von seinen Untertanen verbreitet, ist weit über die Grenzen seines Landes hinausgedrungen.[3]

Dieser Ruf hoher Weisheit ist die Veranlassung, daß der Greis aus seiner Zurückgezogenheit noch einmal heraustreten muß, um an den Händeln der Welt mitzuwirken. Menelaos, der allen Grund hat, den Söhnen des Königs zu mißtrauen, verlangt zum Abschluß des Vertrags vor seinem Zweikampf mit Paris die Anwesenheit des Königs selbst, des Greises, der „vorwärts blickt und zurück".[4] Und wie er nun dieser Aufforderung nachkommt und seine königliche Pflicht erfüllt, weiß der Dichter die hohe Vorstellung, die wir von dem Menschen gewonnen, auch von dem Fürsten zu erhalten. Denn „da er bei dem Heere erscheint, wo Agamemnon das Geschäft der Opferung vollzieht, sieht es fast aus, als sei dieser ein von ihm Beauftragter, er hingegen nur gekommen, mitten in die untergeordneten Ansprüche zweier hadernder Völker zu treten, um ihr Einigungswerk zu leiten und durch seine höhere Gegenwart zu bestätigen und gültig zu machen".

Dem feierlichen Vertrag, der des Königs Anwesenheit erfordert, soll das blutige Kampfspiel folgen. Er entzieht sich diesem Anblick und stellt heimkehrend frommen Sinnes den Göttern die Entscheidung über Leben und Tod seines Sohnes anheim.[5] Schon als er auf dem Turme die Nachricht empfing, daß ein Zweikampf zwischen Paris und Menelaos beschlossen sei, hatte es ihn kalt überlaufen.[6] Es ist das so natürlich und nur deshalb erwähnenswert, weil diese väterliche Besorgnis dem Sohne gilt, der so viel Jammer über

[1] Ω 631 f. — [2] Δ 46 ff. — [3] Ω 201 f. — [4] Γ 105 ff. — [5] Γ 308 f. — [6] Γ 259.

das ganze Volk, so viel Kummer seinen Angehörigen und insbesondere dem greisen Elternpaar gebracht hat. Er ist trotz allem seinem Herzen teuer geblieben. Ja, seine Liebe zu ihm hat ihn schwach und nachgiebig gemacht und seiner Pflicht vergessen lassen. Denn um seinetwillen hat er sich der Auslieferung Helenes widersetzt, als die griechischen Gesandten einst nach Ilios kamen; und er hat den von den Troern Gehaßten durch sein königliches Ansehen geschützt. Damit uns dies klar zum Bewußtsein komme, ist in den Gang der Begebenheiten jene zweite Verhandlung in Ilios über Helenes Auslieferung eingeflochten, in der Priamos gegen den Vorschlag Antenors in Paris' Sinne die Entscheidung gibt.[1]

Wir hatten Priamos als einen von Natur milden, durch sein Alter abgeklärten, frommen und weisen Fürsten kennen gelernt. Hier sind wir zu einem Punkte gekommen, wo wir ihn aus übergroßer Güte von dem Wege des Rechts und der Klugheit abgehen sehen. Die Strafe dafür bleibt nicht aus. Wie der Charakter Agamemnons die letzte Ursache all des Unheils ist, das die Achaier trifft, so macht sich auch Priamos, nur durch die gerade entgegengesetzten Eigenschaften, mitschuldig an dem Unglück seiner Stadt und seines Volkes. Doch ist diese Parteilichkeit für den leichtfertigen die fast notwendige Kehrseite seiner Liebe zu seinem edlen, großen Sohne. Und wie jene ihn zur Schwäche verführt, so werden wir sehen, wie diese ihn Furcht und alle Schrecken überwinden lehrt und dem schwachen Greise ein eisernes Herz verleiht. Menschenschuld und Menschengröße entspringen so oft derselben Quelle. Hier tritt nun noch das Tragische hinzu, daß die Schuld, die der Vater aus Zärtlichkeit für den einen unwürdigen Sohn begeht, durch den Tod so vieler andrer, ja des besten von allen, sich blutig rächt.

Wenige Tage nur nach jener friedlichen Mauerschau blickt Priamos von derselben Stelle angstvoll nach dem furchtbaren Peliden aus, der in strahlender Rüstung dem Tore naht, vor dem Hektor ihn zum Kampf auf Tod und Leben erwartet. Seine gepriesene Ruhe hat ihn ganz verlassen. Er jammert

[1] H 368 ff.

und schlägt verzweifelnd sein Haupt mit seinen Händen und wendet sich mit herzbewegender Bitte an seinen Sohn. Er ermahnt ihn an seine Pflicht, sich für Troja zu erhalten, er stellt ihm das Bild der eroberten Stadt vor Augen, die ihren Schirmer verlieren soll, den Tod der Brüder, das herzlose Zerren der gefangenen Frauen, den grausigen Mord der Unmündigen und seine, des Greises, unwürdige Schmach im Tode, bei der seine Phantasie am längsten verweilt. Es liegt darin nichts Selbstisches, wie man wohl gemeint hat; er sucht nur nach Bildern, die seinen edelgesinnten Sohn zu rühren und umzustimmen am meisten geeignet sind. Wie wenig er an sich denkt, das beweist sogleich darauf, als Hektor, im Kampf gefallen, schmachvolle Mißhandlung erleidet, sein ungestümes Verlangen, hinauszueilen und den wütenden Sieger um Schonung des geliebten Toten zu flehen — ein in diesem Augenblick einer beiderseitig aufs tiefste erregten Leidenschaft aussichtsloses, ja wahnsinniges Unternehmen, von dem den Verzweifelten die Umstehenden nur mit Mühe zurückhalten.[1] So bleibt ihm nichts als die Klage, die einfach und schlicht seine Empfindung ausspricht, daß er in diesem einen Sohne mehr verloren habe als in allen andern, die ihm der Krieg geraubt, und daß ihn der Schmerz um ihn wohl noch zu Grabe bringen werde.[2] Wir empfinden die Wahrheit seiner Worte. Dem ersten Ausbruch der Verzweiflung folgt ein dumpfer, drückender, qualvoller Zustand sprachlosen Jammers. Nicht erquickt von Speise, noch von erfrischendem Schlaf,[3] mit Staub das Haupt bedeckt, das Antlitz im Mantel verhüllend, sitzt er die Tage über versunken in sein Leid auf dem Hofe vor seinem Palaste, umringt von seinen weinenden Söhnen.[4]

Der Dichter schildert uns hier ein Maximum echten, wahren Schmerzes, so wie er es bei Achill getan, als dieser die Nachricht von Patroklos' Tode erhielt. Aber wie verschieden äußert sich dieser Schmerz bei dem kraftvollen, heißblütigen Jüngling und dem schwachen, von so viel Unglück tiefgebeugten Greis! Achill erhebt sich sofort wieder im Gefühl

[1] *X* 408 ff. — [2] *X* 424 f. — [3] *Ω* 637 ff. — [4] *Ω* 161 ff.

der Rache mit dem großartigen Entschluß, den Mörder seines Freundes um den Preis des eignen Lebens zu töten. Priamos dagegen erscheint wie gebrochen in seinem Kummer und dem dumpfen Gefühl seiner Ohnmacht. Und doch läßt dieses stumme, trostlose Brüten auch in seiner Seele einen Entschluß langsam reifen, kaum minder groß und bewundernswert, wie der Achills. Der Gedanke, den ihm sein erstes Gefühl eingegeben, vom Feinde des Sohnes Leiche zu erbitten, gewinnt neue Gestalt in ihm und nun, nachdem sich dessen aufgestachelte Leidenschaften etwas beruhigt haben, mit ganz andrer Aussicht auf Erfolg. Freilich, diesen Gedanken anders als in Raserei auch nur zu fassen, dazu bedurfte es einer unbefangenen Würdigung des Charakters des Mannes, der ihm soviel Leids angetan. Aber Priamos hat sich trotz des Hasses, der auch ihn gegen den Todfeind seines Sohnes naturgemäß überkommt,[1] im Unterschied von dem subjektiven Empfinden der Hekabe sein leidenschaftsloses, ruhiges Urteil bewahrt, und er verkennt Achill nicht so sehr, daß er ihn für fähig hielte, sich an dem Schutzflehenden und Greise zu vergreifen.[2] So wird in ihm, der schon längst tatkräftigem Handeln entsagt hatte, der zaghafte Wunsch seines Herzens allmählich zum kühnen Entschluß. Was hier die Macht der Vaterliebe bewirkt, ist wunderbar, göttlich zu nennen, und darum läßt mit vollem Rechte der Dichter, seiner Gewohnheit gemäß, diesen Entschluß von Zeus selbst durch Iris in dem Greise erwecken.[3]

Der ruhigen, fast feierlichen Entschlossenheit, mit der Priamos sein Vorhaben den Seinen mitteilt, wagt sich nun niemand, selbst die Gattin kaum, ernstlich zu widersetzen. Wie ihn nun aber der Dichter zur Ausführung schreiten und sein Ziel erreichen läßt, das ist mir immer als ein Meisterstück der Charakteristik erschienen. Das Mißverhältnis zwischen dem Handelnden, einem schwachen Greis, und seiner Tat, die mehr als Mannesmut erfordert, die Rückwirkung, die das auf seinen Seelenzustand hat, die wunderbare Mischung in ihm von Seelenstärke, die die Allgewalt väterlicher Liebe ihm

[1] *X* 41 ff. — [2] *Ω* 185 ff. — [3] *Ω* 171 ff.

immer wieder darreicht, und von Schwäche, wie sie die Hilflosigkeit und Hinfälligkeit des Alters nur zu oft hervorruft, alles dies ist mit feinstem psychologischem Verständnis ausgeführt. Denn darin besteht das Eigenartige seines Unternehmens, daß er nicht nur, um den Sohn zu lösen, die schwerste Tat der Selbsterniedrigung vollbringen muß, den Mann freundlich zu bitten, der seiner Söhne Blut vergossen, wozu ihn doch, wie er verspürt, seine Vaterliebe befähigen wird, sondern daß er zu diesem Zweck auch persönlichen Gefahren entgegengeht, denen sich sein hilfloses Alter nicht gewachsen fühlt. Dies ruft in ihm jene Zwiespältigkeit hervor, die sich vor seiner Ausfahrt in heftiger nervöser Reizbarkeit, in einer sein ganzes Wesen umwandelnden Aufregung und Ungeduld äußert. Wie erscheint der früher so gütige, milde Mann jetzt so herrisch, heftig und unduldsam! Die Troer, die in verzeihlicher Neugier an der Halle seines Hofes stehen, heißt er mürrisch sich nach Hause begeben und dort ihr eignes Elend betrauern, statt durch ihr Gaffen ihm in seinem Gram noch beschwerlich zu fallen.[1] Auch seine Söhne, die offenbar aus liebevoller Besorgnis für den Vater seinen Befehl, den Wagen anzuschirren, nicht sogleich nachgekommen sind, schilt er mit den verletzendsten Worten.[2] Nur die schlechten Söhne seien ihm geblieben, die Lügner, Tänzer und Prasser. Sie alle wünscht er tot, wenn ihm nur der eine Hektor lebte. So macht sich jetzt der Unmut gegen den früher nur zu sehr begünstigten Paris Luft, um dessen Frevels willen Hektor hat sterben müssen. Aber bitter, wie er ist, dehnt er ungerecht seinen Vorwurf auf alle überlebenden Söhne aus. Es wirkt alles zusammen, der Gram um Hektor, der Gedanke an die Begegnung mit dessen Mörder, die Gefahr seines Unternehmens, das Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit, die Ungewißheit des Erfolgs, um ihn in diesen Zustand äußerster Reizbarkeit zu versetzen.

Mit gleicher Meisterschaft ist dann seine Fahrt selbst geschildert, die er voll Zuversicht auf das günstige, ihm von Zeus auf seine fromme Bitte[3] gesandte Zeichen beginnt.

[1] Ω 239 ff. — [2] Ω 253 ff. — [3] Ω 308 ff.

Wie rasch aber verläßt ihn sein Mut, als er in der Dämmerung vor sich Hermes in der Gestalt eines Myrmidonenjünglings erblickt! Er verliert völlig die Fassung und steht da mit gesträubtem Haar, ein Bild des Schreckens.[1] Nur die unerwartete Freundlichkeit, mit der ihn jener anredet, vermag ihn einigermaßen zu beruhigen; aber es bedarf des vollen Verständnisses seiner Gemütsverfassung, wie es der Gott ja hat, der mit ungemeiner Zartheit Hektors gedenkt und Balsam auf des Vaters verwundetes Herz träufelt, um den eingeschüchterten Greis mit einem rechten Vertrauen zu erfüllen, daß er sich seinem Geleite willig überläßt. Nachdem er nun unter solcher Führung zum Zelte Achills gelangt ist, erfolgt jene ergreifende Szene — eine der rührendsten, die je ein Dichter erfunden —, da der alte, schwergeprüfte Mann es über sich gewinnt, die Hand dessen zu küssen, der seiner Söhne so viele erschlug. Das Höchste der Selbstüberwindung gelingt ihm; er tut, was noch kein Sterblicher vor ihm vollbracht hat.[2] Den Haß, den die Liebe erzeugt hat, besiegt die Macht derselben Liebe. Aber noch Größeres geschieht. Als durch Priamos' rührende Rede Achill im Innersten bewegt erscheint und sich seine Tränen mit denen des Greises vereinen, als er mit ihm über den Unwert des Lebens redet und ihn sanft tröstet, als er dann Hektors Leiche selbst auf die Bahre hebt, da schwindet der Haß gegen den Mörder des Sohnes, und er folgt seiner Aufforderung, das Mahl mit ihm zu teilen. Er vermag jetzt ohne Abneigung zu jenem hinzuschauen und seine herrliche Menschenerscheinung aufrichtig zu bewundern.[3] Er bittet ihn selbst um ein Lager in seiner Hütte und läßt sich von ihm sanft an der Hand zu diesem geleiten. Dann zieht er in der Frühe des Morgens mit der teuren Last versöhnt, beruhigt zu seiner Stadt, um Hektor die Bestattung zu erweisen, im Vertrauen auf Achills Versprechen, zwölf Tage die Achaier vom Kampf zurückzuhalten.

Priamos gehört zu den rührenden Gestalten der Dichtung. Wo er auch erscheint, er erweckt unser Mitgefühl, das sich im

[1] Ω 358 ff. — [2] Ω 505 f. — [3] Ω 629 f.

Verlauf der Dichtung zum tiefsten Mitleiden steigert. Wie anders empfinden wir beim Auftreten des ihm an Jahren gleichen, aber noch jugendlich frischen Nestor! Zwei Erscheinungsformen des Alters treten uns, wie schon bemerkt, in ihnen entgegen, das rüstige und das gebeugte Alter.

Es ist kein Zufall, daß das eine durch einen Griechen, das andere durch einen Trojaner repräsentiert wird. Zweifellos ist auf seiten der achaischen Helden — wir werden darauf noch zurückkommen — ein Übergewicht von Kraft und Willensstärke, während den Troern eine mildere Denkart und sanftere Sitten eigen sind. Diese nationale Verschiedenheit aber wird verstärkt durch beider Lebenserfahrungen und Schicksal. Auch Nestor hat die Ungunst menschlichen Geschickes in reichem Maße erfahren, aber das liegt weit zurück und ist längst von ihm vergessen. Nach einem tatenfrohen, von Kämpfen erfüllten Leben erfreut er sich nunmehr eines heitren, seinen Wünschen völlig gemäßen Alters. Priamos dagegen hat in dem Wohlleben eines langen Friedens seine Jahre verbracht, als Herrscher einer durch Wohlstand weit und breit bekannten Stadt,[1] selbst gepriesen ob seines Reichtums und beglückt durch reichen Kindersegen.[2] Da steigt am Abend seines Lebens das verderbliche Unwetter auf und entlädt sich über seiner Stadt und seinem Hause. Der unabsehbare Krieg wütet vor den Toren der Stadt und vernichtet ihren Wohlstand und raubt dem König die besten seiner Söhne. Ein dumpfer Druck lastet auf seiner Seele. Schweifen einmal in einem ruhigen Augenblick seine Gedanken zurück in seine Jugendzeit, als auch er ausgezogen war zu einem kriegerischen Unternehmen, dem Kampf mit den männergleichen Amazonen, so will ihm doch dieses Erlebnis gering erscheinen neben der furchtbar drohenden Gegenwart.[3] Nestors heitrer Sinn dagegen blickt gern zurück in die Vergangenheit in dem Gefühl, daß einst auf Erden Größeres geschah, und seine Erinnerungsbilder, weit entfernt, verblaßt zu sein, erglänzen auch neben den Eindrücken einer lebensvollen, ruhmreichen Gegenwart in leuchtenden Farben. Nestors schöner Gleichmut bewährt sich

[1] Σ 288 f. — [2] Ω 546. — [3] Γ 184 ff.

auch in der Gefahr, den Priamos hat das schwere Schicksal schreckhaft gemacht.[1] Nestor spricht gern von den Gebrechen des Alters, aber wir bemerken sie an ihm kaum; Priamos' Hinfälligkeit sehen wir mit Augen, und gewiß nicht absichtslos wird seiner greisen Haare, des Kennzeichens, zugleich auch der Zierde, des Alters, immer wieder gedacht.[2] Ehrwürdig sind beide; aber wenn die unvermeidliche Schwäche des Alters dort zuweilen, unbeschadet unsrer Ehrfurcht, ein leises Lächeln hervorruft, entlockt sie hier dem Auge des Lesers viel eher die Träne der Rührung.

3. Paris.

Von den zahlreichen Söhnen des Priamos, welche die Ilias nennt, hat der Dichter außer Hektor nur noch einen, den Urheber des ganzen Krieges, mit so viel Einzelzügen ausgestattet, daß wir seiner Persönlichkeit in unsrer Darstellung ein Kapitel widmen können. Dabei gab der schaffenden Phantasie des Künstlers das Ereignis Antrieb und Richtung, das die Sage von Paris erzählt, seine Entführung der Helene. Indem diese nicht als ein gewaltsamer Raub, wie in der nordischen Gudrunsage, aufgefaßt ist, sondern als das Werk verführerischer Überredung, ergaben sich für den Dichter zwei Hauptgesichtspunkte. Eine so schwere Versündigung gegen das Gastrecht, das als eine Grundsäule homerischer Gesittung erscheint (S. 73 f.), konnte sich nur eine selbstsüchtige Natur von laxen sittlichen Grundsätzen zu schulden kommen lassen. Anderseits mußte der Mann mit augenfälligen Vorzügen ausgestattet sein, dem es gelang, auf eine Frau wie Helene einen solchen Einfluß zu gewinnen, daß sie ihm zuliebe ihrer Pflicht untreu ward und Gatte und Kind, Heimat und Freundschaft verließ, und dies um so mehr, je höher der Dichter die Gestalt der Helene, wie eine spätere Betrachtung lehren wird, sittlich gehoben hat. Sehen wir, wie von diesen

[1] Γ 259, Ω 170, 358 ff., 571, 689. — [2] X 74, 77, Ω 516.

beiden Voraussetzungen aus die Persönlichkeit des Paris zu einem äußerst lebenswahren Bilde gestaltet ist!

Der Vorzug, durch den Paris alle seine Volksgenossen weit übertrifft, ist seine glänzende äußere Erscheinung, durch die er der wunderschönen Frau ebenbürtig ist, in deren Nähe ihn, sei es der Ruf ihrer Schönheit, sei es das Walten der Götter, zu seines Hauses und seines Volkes Verderben geführt hat. Göttergleich ist seine Gestalt.[1] Selbst aus Hektors Scheltrede, so unbarmherzig dieser mit ihm ins Gericht geht, erklingt doch das Lob seiner unvergleichlichen körperlichen Schönheit.[2] In einem seiner schönsten Gleichnisse stellt uns der Dichter unter dem Bilde eines im stolzen Gefühl der Freiheit dahineilenden feurigen Rosses, der edelsten und schönsten Tiererscheinung, die Vereinigung von Kraft und Eleganz, Anmut und Selbstgefühl in dieser vollendet schönen Männergestalt dar.[3] Auch die Pracht des wehenden Haupthaares läßt dieses Bild nicht vermissen, des Haares, dessen üppige Fülle der Anschauung dieser Zeit als ein Schmuck auch des Mannes galt und dessen als einer besondern Zierde des Paris öfters gedacht wird.[4] Das alles sind die anmutigen Gaben der goldnen Aphrodite, die ihr Besitzer mit Recht hochhält und auch von Hektor nicht schmähen lassen will.[5] Und er weiß den Glanz dieser Gaben noch künstlich zu verstärken. Er strahlt nicht weniger durch seiner Kleider Pracht als durch Schönheit, wenn er Frauenherzen bezwingen will.[6] Selbst im Kampfe liebt er es, in malerischer Tracht zu erscheinen und durch die Art seiner Bewaffnung aufzufallen.[7] So zeigt ihn uns der Dichter bei seinem ersten Auftreten, damit von vornherein die Eitelkeit seines ganzen Wesens andeutend. Von seiner Reise, auf der er Helene gewann, hat er kunstfertige sidonische Sklavinnen mitgebracht, deren Hände die schönsten Gewänder in der Kammer des Priamos wirkten.[8] Offenbar soll ihm durch diesen Zug eine Neigung zu Eleganz und Prunk der Lebensführung zugeschrieben und ein gewisser Kunstsinn beigelegt werden, was auch durch andre Stellen

[1] *Γ* 30. — [2] *Γ* 39, 44 f., 54 f. — [3] *Z* 505 ff. — [4] *Γ* 55. — [5] *Γ* 64 ff. — [6] *Γ* 392. — [7] *Γ* 17 ff. — [8] *Z* 289 ff.

bestätigt wird. So hat er sich selbst in Gemeinschaft mit den besten Baumeistern des Landes ein schönes Herrenhaus errichtet,[1] während seine Brüder zumeist im Königspalast wohnen. Auch mit dem Künstler Phereklos, Tektons, des Harmoniden, Sohn, dem Liebling der Pallas, stand er in Beziehung, es hatte ihm dieser die Schiffe zu seiner Meerfahrt erbaut.[2] Mit diesen künstlerischen Liebhabereien stimmt denn aufs beste, daß er in allen geselligen Künsten Meister ist: er schlägt die Laute[3] und ist ein geschickter Tänzer.[4] Auch seiner Fertigkeit in den kriegerischen Spielen braucht er sich nicht zu schämen: unübertroffen ist die Sicherheit seines Auges und seiner Hand, wahrhaft virtuos handhabt er den Bogen. Das alles sind glänzende Eigenschaften, die besonders das schöne Geschlecht bestechen und ihm die Gunst der schönsten Frau der Erde erworben haben.

Fehlt es ihm doch auch nicht an dem nötigen Selbstgefühl und jener Sicherheit des Auftretens im Verkehr mit den Frauen, die ihres Eindrucks auf diese nicht verfehlt. Er weiß, daß sie ein zuversichtlich ausgesprochenes Wort für die Tat selbst zu nehmen geneigt sind. So hat er sich vor Helene seiner Überlegenheit über Menelaos oft gerühmt,[5] wie wir auch sonst einen Zug von Prahlsucht in seinem Charakter bemerken.[6] Sogar nach seiner schmählichen Niederlage im Kampf mit jenem Gegner scheint sein Selbstvertrauen wenig erschüttert zu sein; vielmehr schiebt er, der selbst nur durch göttliche Hilfe Gerettete, die Schuld seines Mißgeschicks auf den, wie er ohne viel Besinnen behauptet, von Athene dem Menelaos geleisteten Beistand und tröstet sich und die Gattin leichthin mit einem glücklicheren Ausgang des Kampfes bei baldiger Wiederholung, denn das Kriegsglück sei wetterwendisch.[7]

Selbst Hektor gegenüber macht er sich diesen wohlfeilen Trostgrund zunutze,[8] im übrigen aber begegnet er ihm bescheiden, fast unterwürfig. Seiner heftigen Scheltrede setzt er den Ausdruck der Bewunderung für den Bruder und ein

[1] *Z* 314 f. — [2] *E* 59 ff. — [3] *Γ* 54. — [4] *Ω* 261, vgl. *Γ* 393 f. — [5] *Γ* 430 f. — [6] *Γ* 19 f. — [7] *Γ* 439 f. — *Z* 339.

uneingeschränktes Lob seines heldenmütigen Sinnes entgegen, und er entwaffnet seine Vorwürfe durch bereitwilliges Eingeständnis der ihm schuldgegebenen Fehler.[1] Sein Fernbleiben vom Kampf will er vor Hektor, dessen Gesinnung gemäß, lieber mit dem schmerzlichen Gefühl der Scham über seine Niederlage im Kampf mit Menelaos als mit dem Unmut über seine Landsleute, die ihm freilich ihre Gesinnung deutlich genug zu erkennen gegeben hatten, entschuldigen.[2] Und sogleich ist er bereit, ihm in die Schlacht nachzueilen. Als er ihn dann eingeholt, wie liebenswürdig, wie geeignet, den Bruder zu versöhnen, ist da seine Entschuldigung, daß er ihn durch sein Säumen aufgehalten habe, während er doch alle Eile aufgewandt hatte, um ihn zeitig zu erreichen![3]

Diese Liebenswürdigkeit ist aber nicht, wie bei Antilochos, der unwillkürliche Ausdruck eines offenen, ehrlichen, gutgearteten Herzens, nicht das Spiegelbild einer wirklich liebenswerten Seele, sie ist vielmehr die Liebenswürdigkeit des Leichtsinns, der Charakterlosigkeit. Die Frivolität, mit der Paris zu Helene von seiner schmachvollen Niederlage spricht, zeigt, daß die Zerknirschung, die er vor seinem Bruder zur Schau trägt, nicht echt ist. Wenn er seine Schwächen so ohne Widerrede dem Tadel Hektors preisgibt, so geschieht das nicht aus dem Gefühl aufrichtigen Bedauerns und dem warmempfundenen Bedürfnis, zu versöhnen, die für Antilochos der Anlaß sind, seinen jugendlichen Fehltritt so liebenswürdig wieder gut zu machen, noch weniger aus einer tieferen Reue, wie sie Helenes ganzes Empfinden beherrscht, sondern lediglich aus der geheimen Scheu vor Hektors überlegener Persönlichkeit. Daß er dabei die heftigsten Scheltworte des Bruders ganz gelassen, ohne jede merkliche Erregung hinnimmt, zeugt doch von einem auffälligen Mangel an feinerem Ehrgefühl. Und das ist es ja, worüber Helene vor allem andern klagt, daß sie eines Mannes Gattin sein müsse, der so wenig Empfindung für das sittliche Urteil der Menschen habe.[4] Wohl ist er bemüht, mit der ihm eignen Geschmeidigkeit und

[1] Γ 59 ff., Z 333. — [2] Z 335 f. — [3] Z 518 f., vgl. 503. — [4] Z 350 f.

seiner Fähigkeit, sich der Art eines jeden anzupassen, bei den Menschen, an deren Wertschätzung ihm gelegen ist, sich in ein möglichst günstiges Licht zu setzen. Viel weiter aber reicht sein Ehrgefühl nicht. Jedoch ist sein Charakter nicht geradezu schlecht, sondern nur schwach und haltlos. Er ist dem Einfluß andrer, so seiner Gattin,[1] durchaus zugänglich. Besonders beugt er sich, wie erwähnt, vor Hektors sittlicher Größe. Unter dem Eindruck seiner strafenden Worte erbietet er sich sogleich zum Zweikampf mit Menelaos[2] und eilt er aus seiner unziemlichen Ruhe in den Kampf.[3] In solchen Augenblicken hat er wirklich die größte Bereitwilligkeit, seine Fehler und Versäumnisse wieder gut zu machen. Aber seine sittlichen Empfindungen haben nicht lange Bestand; die Impulse sind nicht kräftig genug. Immer wird er zwischen sinnlicher und sittlicher Erregbarkeit hin und her geworfen. Daß ihm die Beständigkeit fehle, das ist Helenes weitere Klage, und sie weiß, daß trotz all ihres Bemühens dies sich nicht ändern wird.[4] Es trifft denselben Zug seines Wesens, wenn Hektor in einem Augenblick brüderlichen Einverständnisses dem von wirklichem Kampfeseifer Erregten mit mildem Vorwurf vorhält, er lasse sich absichtlich gehen, es fehle ihm am guten Willen.[5] Er besitzt nicht das Steuer eines unbeirrbaren Pflichtgefühls, das Hektors Handeln Richtung gibt. Er vermag es, untätig zu Hause zu sitzen, während der Kampf vor den Toren der Stadt entbrannt ist, den doch die Troer um seinetwillen bestehen. Das wirft ihm Hektor mit Recht vor.[6]

Denn er ist keineswegs ein verächtlicher Krieger, der ebensogut im Männerkampfe fehlen könnte. Kein Geringerer als Hektor bezeugt ihm, daß, wer billig urteile, seine Kriegstaten nicht mißachten werde, denn er sei ein wehrhafter Mann.[7] Und so sehen wir ihn wirklich in den Kämpfen, von denen der elfte Gesang erzählt, am meisten dazu beitragen, die von Zeus beschlossene Wendung der Dinge herbeizuführen. Denn ihm gelingt es, den furchtbaren Tydiden kampfunfähig zu machen,[8] vor dem noch vor wenigen Tagen

[1] Z 337 f. — [2] Γ 67 ff. — [3] Z 340 f. — [4] Z 352 f. — [5] Z 523. — [6] Z 326 ff., 525. — [7] Z 521 f. — [8] Δ 375 ff.

die Troer sich keinen andern Rat gewußt hatten, als ihre Zuflucht zu den Göttern zu nehmen. Und außerdem verwundet er zwei geringere Helden, den Machaon und Eurypylos, und zwingt sie, das Schlachtfeld zu verlassen.[1] Solcher Erfolge kann sich sonst keiner der Troer rühmen. Und noch ein andrer Ruhm ist ihm vom Schicksal bestimmt: er wird dereinst am Skäischen Tore im Bunde mit Phoibos Apollon den großen Peliden tödlich treffen. Das tut diesem mit dem prophetischen Blick der Sterbenden Hektor kund.[2] Freilich erringt er alle seine Erfolge mit dem Bogen, und das mindert seinen Ruhm, ja, ein Held wie Diomedes nennt ihn geradezu mit Verachtung den Bogenschützen.[3] Seiner ganzen Natur sagt offenbar diese Art des Kampfes mehr zu als der Nahkampf mit seinen Gefahren. Wohlgeborgen aus dem Hinterhalt seinen Schuß abzugeben und dann, wenn dieser getroffen hat, mit herzlichem Lachen hervorzuspringen und sich seines Erfolges zu rühmen,[4] das ist seine Art, dem Bilde entsprechend, das wir uns auch sonst von ihm gemacht haben. Wo er sich in einen Kampf unter gleichen Bedingungen einläßt, zeigt sich der ihm eigene Wankelmut in dem raschen Wechsel prahlerischer Tapferkeit und schimpflicher Feigheit. Eben ist er noch mit mächtigen Schritten als Vorkämpfer herausfordernd aus der Schlachtreihe hervorgetreten, da fährt er, wie von einer Natter gestochen, zurück, als er des Menelaos ansichtig wird. Von Hektor darob gescholten, ermannt er sich zu einem Kampf mit diesem seinem Todfeind. Aber welch klägliche Figur spielt er in diesem Kampf! Wie schimpflich läßt er, noch im Besitz seines Schwertes, sich von dem waffenlosen Gegner, der doch keineswegs zu den ersten Helden zählt, würgen, so daß nur ein glücklicher Zufall ihn aus seinen Händen rettet!

Freilich, dieser schmachvolle Zusammenbruch seines Mutes hat noch seine besonderen Gründe. Es ist sein Schuldbewußtsein, das ihn erblassen macht, als er plötzlich den Mann vor sich sieht, den er so schwer gekränkt hat, und ebendies lähmt im Kampf mit ihm seine Glieder. Der Dichter zeigt uns

[1] Λ 504 ff., 581 ff. — [2] X 359 f. vgl. Τ 417. — [3] Λ 385. — [4] Λ 378 ff.

hier, daß auch im Kampfe der Männer außer den physischen Eigenschaften noch Kräfte wirksam sind, die aus der Seele kommen, Imponderabilien, die nach dieser oder jener Seite den Ausschlag zu geben vermögen. Hierauf bei dem Zusammenstoß zwischen Paris und Menelaos mit allem Nachdruck hinzuweisen, war Homer um so mehr veranlaßt, als der einstige Frevel des troischen Königssohnes in seinem Gemüt, im Gegensatz zu der feinfühlenden Helene, keine weiteren Spuren zurückgelassen hat, als die Furcht vor der Nemesis der Götter, die indessen, meist verdeckt, nur gelegentlich, wie hier, bei ihm zutage tritt. Jene längst vergangene Tat aber nicht der Vergessenheit zu überlassen, zwang den Dichter ihre Bedeutung für die gesamte Handlung, wie für das Charakterbild ihres Urhebers.

Durch eine höchst geniale und auf intimster Kenntnis des menschlichen Herzens beruhende Erfindung hat er sie uns aber noch viel näher gebracht, indem er auf den unrühmlichen Zweikampf des Paris mit Menelaos seine anstößige Liebesepisode mit seinem Weibe, seines Gegners einstiger Gattin, folgen läßt. Da im beschworenen Vertrage dem Sieger der Besitz des umstrittenen Weibes zugesprochen war, der Ausgang des Kampfes aber trotz der Rettung des Paris mit nichten zweifelhaft sein konnte, mußte der Gedanke, sie zu verlieren, ihn für die dämonische Schönheit der berückenden Frau noch empfänglicher machen. Daher das unwiderstehliche Verlangen, das ihn gerade jetzt ergreift, ihre Reize zu genießen; es ist keine Übertreibung, wenn er ihr beteuert, solche Liebesglut selbst an dem Tage nicht empfunden zu haben, als er zum erstenmal ihrem Lager genaht sei. Wird doch seine Begierde offenbar noch durch ein andres, unedles, darum aber nicht weniger natürliches Gefühl gesteigert. Nach seiner schimpflichen Niederlage durch Helenes früheren Gatten, nach all der Angst und Schmach, die ihm der Kampf gebracht, ist es ihm eine Genugtuung, wenigstens in den Armen des herrlichen Weibes über den verhaßten Gegner zu triumphieren. Wenn er nun aber diesen selbstsüchtigen Empfindungen nachgibt, ohne sich durch sittliche Bedenken zurückhalten

zu lassen, ja, ohne nur ein Gefühl dafür zu haben, während doch Helene sehr deutlich das Anstößige und Verwerfliche seines Begehrens empfindet,[1] so beleuchtet das grell den Mangel an sittlichem Gefühl bei diesem Manne, und des Dichters geistreiche Erfindung läßt gewissermaßen die einstige Verführungsgeschichte, die der Anfang alles Unheils war, von neuem vor unsern Augen entstehen. Auch jetzt setzt er sich, selbstischen Gelüsten folgend, über die Heiligkeit menschlicher Institutionen in freventlichem Leichtsinn hinweg und schwelgt im Besitz des begehrenswerten Weibes, das er doch dem Sinne des Vertrags nach unzweifelhaft bereits verloren hat. Und daß er sich über die Schande, die er im Kampf mit seinem Nebenbuhler sich geholt, auf diese Weise tröstet, zeugt nicht weniger von dem schon früher bei ihm bemerkten Mangel an feinerem Ehrgefühl, als, nachdem der Kampf wieder entbrannt ist, sein untätiges Verweilen zu Hause bei Helene, während die Troer um seinetwillen hingemordet werden, seine Pflichtvergessenheit deutlich dartut. Auch davon ist schon die Rede gewesen. Man wird aber nun nur noch mehr annehmen dürfen, daß dieses Fernbleiben vom Kampf, soweit es sich nicht durch den Liebeshandel selbst erklärt, mehr durch seinen Unmut über die Gesinnung der Troer gegen ihn veranlaßt ist, was Hektor ihm vorwirft, als durch Scham über seine Niederlage, wie er selbst beschönigend versichert.

Denn freilich, der Groll seiner Landsleute gegen ihn war bei seinem Zweikampf mit Menelaos, wie erwähnt, in ganz unverkennbarer Weise zutage getreten. Hatten sie doch diesem offen den Sieg gewünscht,[2] und als Aphrodite ihren Liebling den Händen seines Gegners entzog, hätten sie ihn gern, wenn sie es nur gekonnt, dessen suchenden Blicken verraten, denn er war ihnen verhaßt, so fügt der Dichter hinzu, wie das schwarze Verhängnis.[3] Daß dieser Haß auch noch durch andere Eigenschaften des Paris erweckt wurde, als die in der Dichtung wahrgenommen werden — obwohl er durch diese schon hinlänglich erklärt wird — deutet der Dichter leise an. Durch die Anrede *γυναιμανές*,[4] *παρθενοπίπα*,[5]

[1] Γ 410 ff. — [2] Γ 319 ff. — [3] Γ 451 ff. — [4] Γ 39. — [5] Λ 385.

durch seine Bezeichnung wie der einiger seiner Brüder als *ἀρνῶν ἠδ' ἐρίφων ἐπιδήμιοι ἁρπακτῆρες*[1] wird auf üppige Sitten der Königssöhne hingewiesen, die Anstoß und Kränkung bei den Bürgern hervorrufen mußten. Durch den Haß und die Verachtung der Troer gegen Paris, durch ihre Verehrung und Bewunderung für Hektor (S. 239 f.) erhält das sittliche Urteil des Dichters über Wert und Unwert dieser ungleichen Brüder seinen unzweideutigen Ausdruck; das Schicksal freilich achtet des Verdienstes nicht, und Hektor wird vor Paris in den allen drohenden Tod gerissen.

Die Tatsache, daß Brüder, aus demselben Samen erzeugt, von derselben Mutter genährt, oft so grundverschieden geartet sind, hat das Interesse der Menschen von jeher beschäftigt, und die dichterische Phantasie aller Völker hat von Kain und Abel bis auf Karl und Franz Moor solche ungleichen Brüderpaare immer wieder geschaffen. In der Ilias finden wir ihrer zwei, eines auf griechischer (S. 155), eines auf troischer Seite. Ein gewisser Parallelismus besteht ohne Zweifel zwischen diesen Paaren. Auf beiden Seiten steht neben dem tatkräftigen, heldenhaften Führer des gesamten Kriegsheeres ein jüngerer, schwächerer, um nicht zu sagen schwächlicher, Bruder, dort der einstige, hier der jetzige Gatte Helenes. Aber Homer hat sich bei dieser Gegenüberstellung keineswegs wiederholt. Zwar sind die grundlegenden Charaktereigenschaften auch der Atriden einander völlig entgegengesetzt, aber der Dichter hat bei ihnen die Elemente so gemischt, daß keiner von beiden als Persönlichkeit unsere Bewunderung, doch auch keiner Mißachtung verdient. In Hektor aber vereinigen sich Kraft und Seelenadel zu einem reinen, hohen Heldentum, während Paris, willensschwach und ohne Ehrgefühl, die schönen Gaben, die ihm verliehen sind, mißbraucht und schändet. Darum ist der eine zur Wonne, der andre zum Abscheu seiner Volksgenossen geworden.

[1] Ω 262.

4. Pulydamas.

Hektor steht so beherrschend im Mittelpunkt des troischen Heldenkreises, daß nicht nur seine Familienangehörigen in einer gewissen Abhängigkeit von ihm stehen und man deren Charaktere nicht ohne stete Bezugnahme auf ihn darstellen kann, sondern auch die übrigen hervorragenden Troer durch den Vergleich mit ihm erst ihre volle Beleuchtung erhalten.

Von niemandem gilt dies mehr als von Pulydamas, der recht eigentlich als Kontrastfigur zu dem Hauptheldeu von dem Dichter erdacht und gestaltet ist. In einer Nacht waren beide geboren und durch die jedem eigentümliche, ganz verschiedenartige Begabung von der Natur gleichsam zur Ergänzung bestimmt.[1] Pulydamas besitzt, was Hektor entbehrt und was er nach der Unvollkommenheit menschlicher Natur entbehren muß, um ganz Hektor zu sein. Eine echte Heldennatur, feurig und leidenschaftlich, stark und kühn, erhält Hektor die Impulse für sein Handeln aus den Stimmungen des Augenblicks; mit nie ermattender Tatkraft erfüllt er, was die Gegenwart von ihm verlangt, ohne sich viel um die möglichen Folgen zu kümmern. Pulydamas dagegen ist kein Mann der Tat, kaum daß sein Name in den Heldenkämpfen einmal mit Auszeichnung genannt wird, er ist auch kein Mann starken Affekts. Mit ruhiger Klarheit sieht er die Dinge, wie sie sind. Sein Blick erhebt sich über die Gegenwart und schaut das Vergangene und Kommende.[2] Ein nüchterner Beobachter, erfaßt er stets den Zusammenhang der Dinge. Der augenblickliche Erfolg, der Hektor fortreißt, kann ihn nicht irre machen; das höchste Gelingen weckt gerade in seiner Brust Furcht und Besorgnis. So erscheint er stets vorsichtig, zuweilen, auf der Höhe des Erfolgs, fast ängstlich. Keiner ist daher mehr als er zum Berater des erregbaren und in der Leidenschaft befangenen Hektor berufen. Und er selbst ist sich dieses Berufes wohl bewußt.[3] Freilich ist es eine undankbare Aufgabe, einem so temperamentvollen Mann wie Hektor als Ratgeber zur Seite zu stehen. Nicht als ob

[1] Σ 251 f. — [2] Σ 250. — [3] *N* 726 ff.

dieser überhaupt gutem Rat unzugänglich wäre. Wo Pulydamas nur kluge Vorschläge für die Schlacht macht, findet er bei ihm bereitwillig Gehör.[1] Aber als er von Hektor verlangt, er solle seine Siegeslaufbahn aufgeben und freiwillig nach Ilios zurückkehren, da braust dieser auf und spart nicht Hohn, noch Schimpf, noch Drohung. Gleichwohl läßt sich Pulydamas dadurch nicht behindern, wo es ihm nötig scheint, als Freund und Patriot zu warnen und zu raten, und so vorsichtig, auf Hektors reizbares Temperament berechnet, er seine Ratschläge auch einzuleiten pflegt,[2] er sagt doch offen heraus, was einen Sturm der Entrüstung bei seinem Freunde hervorrufen muß. Pulydamas verliert nie das richtige Augenmaß, Hektors Vermessenheit liegt ihm ganz fern. Er vergißt nicht, daß die Achaier doch schon durch ihre Zahl den Troern überlegen sind; darum, so freudig er den Umschwung des Kriegsglücks und Zeus' Entscheidung begrüßt, läßt er doch nicht die Möglichkeit einer Wendung zu der Achaier Gunsten aus den Augen und sieht mit Grausen vor seiner Seele das Bild der Vernichtung, wenn die Troer mit ihren Wagen unbedacht über den Graben setzen und dann flüchtend mit Roß und Reisigen zu diesem zurückkehren sollten.[3] Als dann Zeus' Wahrzeichen erscheint, das er, obwohl kein Seher,[4] doch so klar und zwingend im Sinne seiner Befürchtung deutet — eine Deutung, die auch Hektor nicht anzufechten vermag — da rät er mit Nachdruck, nicht in das Schiffslager der Griechen vorzudringen.[5] Und wenn wir auch verstehen, daß Hektor ihm nicht zu folgen vermag: der Verlauf des Kampfes gibt seiner Besorgnis doch recht. Zweimal werden die Troer mit Verlust über den Graben zurückgeworfen, um dann freilich doch wieder siegreich vorzudringen, bis Achill sich zum Kampfe erhebt. Auch dies Ereignis aber sieht Pulydamas schon lange, ehe noch Achill selbst daran denkt, ahnungsvoll voraus.[6] Wenn er nun auch am liebsten den Kampf bei den Schiffen schon früher abgebrochen sähe, so gibt er diesen Rat seinen Landsleuten mit aller Entschiedenheit doch erst, als

[1] *M* 80, *N* 748. — [2] *M* 211 ff., *N* 726 ff. — [3] *M* 71 ff. — [4] *M* 228 f. — [5] *M* 216. — [6] *N* 746 f.

Patroklos von Hektor erschlagen ist und es für keinen Einsichtigen mehr zweifelhaft sein kann, daß der große Held in den Kampf wieder eingreifen werde. Seine Worte in der nächtlichen Versammlung sind aufs feinste darauf berechnet, die Furcht der Troer vor dem Gewaltigen, dessen Antlitz sie soeben geschaut und dessen drohenden Zuruf sie mit Schrecken vernommen, für seinen Vorschlag auszunutzen, zugleich aber ihre Zuversicht auf den Schutz der gewaltigen Türme und festen Tore, die auch der Kraft eines Achill spotten, zu erhöhen. Trotzdem reißt Hektors Zuversicht die Troer mit fort, sie jauchzen ihm zu, der sich vermißt, am nächsten Tage mit Achill den Kampf zu bestehen. Wie sein Führer, verliert das Volk den richtigen Maßstab der Dinge. So ist es immer: das Selbstvertrauen des Willensstarken hat eine dämonische Kraft, gegen die das Wort auch des besonnensten Beraters machtlos ist. Der Dichter unterläßt nichts, um auf das wahre Verhältnis hinzuweisen, und wir vernehmen mit Bangigkeit, wie der Betörte in dieser schicksalschweren Stunde dem Klarblickenden den Vorwurf der Torheit entgegenschleudert.[1] Nur zu bald erkennen auch die Troer, wie berechtigt dessen Warnung war, und Hektor muß einen viel schwereren und viel berechtigteren Vorwurf von Pulydamas befürchten, als der war, den er selbst gegen ihn erhoben; er kommt zur Erkenntnis, es würde viel besser gewesen sein, wäre er ihm gefolgt. Aber das ist für diesen eine traurige Genugtuung. Pulydamas macht die Erfahrung, daß es kein Glück für den Menschen ist, mit einer Einsicht ausgestattet zu sein, welche die Zukunft zu berechnen, den Weltlauf vorauszusehen vermag, wenn ihr nicht die Kraft gesellt ist, die Dinge nach solcher Erkenntnis zu lenken.

5. Aineias.

Wie Pulydamas, steht auch Aineias in einem gewissen Gegensatz zu Hektor, jedoch ist derselbe von dem Dichter weniger bewußt und absichtsvoll herausgearbeitet. Auch liegt

[1] Σ 295.

er nicht so sehr in den Charakteren der beiden Helden — von dem des Aineias erfahren wir nur sehr weniges — wie in ihrer Stellung zu den Volksgenossen und in ihrem Schicksal.

Aineias gilt unter den Troern als der Erste nach Hektor, ja, er wird mit diesem zuweilen als Vorkämpfer mit gleicher Ehre und Achtung genannt.[1] Er ist ein überaus tüchtiger Held, dessen Mut seiner ansehnlichen Kraft völlig entspricht. Seine Begegnung mit Menelaos,[2] sowie sein Zusammenstoß mit Idomeneus[3] lassen ihn diesen zweifellos überlegen erscheinen. Auch ist er in glänzendster Weise in die Dichtung eingeführt. Sein mutiger Angriff auf Diomedes, zu dem er sich in Pandaros einen Genossen erwählt hat,[4] dann nach dessen Fall die unerschrockene Verteidigung seiner Leiche, die er wie ein Löwe umwandelt, gegen den überlegenen Feind,[5] sind geeignet, eine hohe Vorstellung von seinem Heldenmut in uns hervorzurufen. Fast könnte es anfangs scheinen, als ob er mit Hektor zu rivalisieren befähigt sei, dem er sich selbst gelegentlich an die Seite stellt.[6] Aber wie bleibt er neben ihm im Schatten, als sich Hektors Ruhm leuchtend erhebt! Wo ist er im Sturm auf die Mauer, wo im Kampf um die Schiffe? Sehen wir da von ihm eine große Tat, hören wir aus seinem Munde Worte der Mahnung, wie solche der edle Hektor unermüdlich den Seinen zuruft, um sie zu äußerster Anspannung der Kräfte zu spornen? Der Begeisterung des großen Troerhelden steht Aineias, so scheint es, kühl gegenüber; er hält sich während des Siegeslaufs Hektors absichtlich zurück. Der Dichter deutet uns an, daß persönliche Empfindlichkeit den Helden zu dieser Zurückhaltung bestimmte, er glaubt sich von Priamos nicht nach Verdienst geehrt.[7] Wir dürfen daraus auf eine Spannung schließen — auch dieses Verhältnis ist typisch —, die zwischen den beiden Linien des dardanischen Fürstenhauses, denen Hektor und Aineias entstammen, besteht und wohl schon länger bestand. Hören wir doch, daß des Aineias Vater

[1] Z 77 ff., P 753 f. — [2] E 564. — [3] N 481 f. — [4] E 166 ff. — [5] E 297 ff. — [6] Y 240. — [7] N 459 ff.

Anchises die göttlichen Rosse des Laomedon, seines Oheims, ohne dessen Wissen heimlich zur Zucht benutzte.[1] So bedarf es eines besonderen Antriebs für Aineias, wie des Todes seines Schwagers Alkathoos,[2] damit er in den Kampf mächtiger eingreife; oder die allgemeine Not seiner Landsleute bestimmt ihn zu kräftigem Handeln. Dann wagt er es freilich, Helden wie Diomedes, ja Achill selbst anzugreifen im stillen Vertrauen auf den Beistand der hohen Göttin, die ihn auf der Trift dem Anchises geboren hatte.[3] Und in der Tat, den Göttersohn trifft kein Unfall in der Schlacht, aus jeder Not und Fährlichkeit errettet ihn der Götter Wille. Als ihn ein Steinwurf aus Diomedes' gewaltiger Faust zu Boden streckt und Finsternis seine Augen umnachtet, da schlingt alsbald seine göttliche Mutter schützend um ihn ihre Arme und bedeckt ihn mit dem Gewande. Und wie sie, von dem anstürmenden Tydiden selbst verwundet, ihn unmütterlich preisgibt, tritt sogleich der große Troergott an ihre Stelle, hüllt den Götterschützling in Nebel, hält schirmend die Hand über ihn und schreckt den grimmen Verfolger, der auch jetzt noch nicht abläßt auf ihn einzudringen, dreimal durch Stöße gegen seinen Schild und zum viertenmal durch göttlich erhabene Worte zurück. Den Geretteten entrückt er alsdann in sein Heiligtum und überläßt ihn dort der Pflege der Leto und Artemis, die seine Wunde so wunderbar schnell auszuheilen wissen, daß er schon nach kurzer Frist neugestärkt und verschönt in den Männerkampf zu eilen vermag.[4] Vor einem noch gewaltigeren und noch mehr von den Göttern geliebten und begünstigten Gegner, dem schnellfüßigen Achill, der ihn einmal auf der einsamen Weide im Idagebirge bei seines Vaters Herden betroffen hatte, war er durch seiner Füße Schnelligkeit nach Lyrnessos entronnen und aus der Zerstörung dieses Platzes hatte ihn Zeus vor dem übermächtigen Feinde errettet.[5] Als er nun später trotz dieser Erfahrung und trotz der Erkenntnis von der Unbesiegbarkeit Achills[6] sich von Apoll durch den Hinweis auf seine Herkunft,

[1] *E* 268 f. — [2] *N* 463 ff. — [3] *E* 313. — [4] *E* 447 f., 512 ff. — [5] *Y* 89 f., 194. — [6] *Y* 97.

die ihn noch über den Sohn der Meergöttin erhebe, zu der Tollheit verleiten läßt, gegen den Peliden selbst in der Schlacht kämpfen zu wollen,[1] erhebt sich zu seiner Rettung sogar ein Schutzgott der Griechen. In dem Augenblick, wo er jenem wehrlos gegenübersteht, versetzt ihn Poseidon mit mächtigem Ruck aus dem Vorkampf in das Hintertreffen und breitet zugleich vor die Augen seines furchtbaren Gegners Dunkel.[2] Er handelt hierbei sogar im Einverständnis mit den beiden Göttinnen, die die Troer am unversöhnlichsten hassen und ihnen den Untergang geschworen haben, von Aineias aber viel leidenschaftsloser sprechen, als sie es sonst von Troern zu tun pflegen.[3] Er hat sich eben in ihren Augen nicht zu sehr kompromittiert. Seine Zurückhaltung in dem großen Völkerkampf mindert die Antipathie der Griechengötter gegen seine Person, und so ist er am geeignetsten, nach Ilios' Untergang friedlich im Lande zu herrschen und den Haß feindseliger Gottheiten zu versöhnen. Dazu befähigt ihn auch seine fromme, fast könnte man sagen etwas bigotte, Gesinnung, die ihn in allen Lebenslagen ein höheres Walten, ein Eingreifen der Himmlischen ahnen läßt, so daß er immerfort die Gottheit im Munde führt.[4] Aineias ist also vom Geschick dazu bestimmt, des zeusgeliebten Dardanos Geschlecht nach Ilios' Fall und der Vernichtung des ganzen Hauses des Priamos fortzupflanzen.[5] Worauf, wenn wir Achills spottenden Worten glauben dürften, sein Ehrgeiz gerichtet wäre, des Priamos Königsamt und -würde zu besitzen,[6] das fällt ihm alles einst in Wahrheit ohne sein Zutun von selbst zu. Die Ilias schließt mit der Bestattung Hektors, dessen Tod Trojas Untergang nach sich ziehen wird. Auch über den baldigen Fall des Göttersohnes Achilleus läßt uns die Dichtung nicht im Zweifel. Aber über diese Bilder der Vernichtung hinaus eröffnet sie uns einen tröstlichen Ausblick auf friedliche Zeiten, die Aineias heraufführen wird.

„Wahrlich ein beneidenswertes Los, das diesem vom Glück Begünstigten, von Götterhänden Behüteten gefallen ist!" Wie

[1] *Y* 79 ff. — [2] *Y* 325 ff. — [3] *Y* 310 f. — [4] *E* 174, 177 f., 225; *Y* 92 f., 98, 100 f. — [5] *Y* 303 ff. — [6] *Y* 180 f.

viel trauriger gestaltet sich Hektors Geschick, der doch auch ein Götterliebling ist! Als seine Schicksalsstunde schlägt, da verläßt ihn sein Schutzgott Apoll und gibt ihn der Tücke einer feindlichen Gottheit preis. Und doch, wenn wir beider Los vergleichen, wer wird nicht Hektor vor Aineias preisen? Wir empfinden wie Achill, der dem langen, ruhmlosen Leben das kurze Leben mit herrlichem Nachruhm vorzog. Wie blaß und farblos erscheint in unsrer Dichtung des Aineias Bild, wie lebensvoll das des strahlenden Hektor!

6. Sarpedon und Glaukos.

Nicht unter den Troern hat Hektor seinesgleichen; aber unter den Bundesgenossen, die weither aus der Ebene des Xanthos der bedrängten Stadt zu Hilfe gezogen sind, den streitbaren Lykiern, begegnen wir zwei Helden, wahren Zierden ihres Volkes, die durch Heldensinn und vornehme Denkart dem edlen Führer der Troer ähnlich sind. In einer herrlichen Episode macht uns der Dichter mit ihrem ruhmreichen Geschlecht bekannt und erregt durch diese Erzählung ein besonderes Interesse für das Heldenpaar.

Was für ein prächtiger, liebenswerter Mensch ist doch dieser Bellerophontes, ihr Ahne, in seiner jungfräulichen Schönheit, so keusch wie stark, der arglos in seiner Unschuld dem Verderben entgegenzieht, das ihm des Proitos leichtgläubiger Argwohn ersonnen hat! Unverzagt besteht er alle Gefahren, in die man ihn hinterlistig schickt, bis er durch sein reines Heldentum den Sinn des Mannes bekehrt, der ihn zu verderben trachtete, so daß er ihn nunmehr zu seinem Eidam macht und am Genusse seiner königlichen Macht teilnehmen läßt. Unter der Götter Geleite war er von Ephyra nach Lykien gekommen und nur mit der Götter Hilfe aus allen Gefahren unversehrt zurückgekehrt. Aber auch dieser Götterliebling muß in seinem Alter erfahren, wie wandelbar die Gunst der Himmlischen ist. Einer seiner Söhne wird ihm im Kriege entrissen, und seine Tochter, die der höchste Gott

seiner Umarmung gewürdigt, erliegt den Geschossen der erzürnten Artemis. Er selbst verfällt der Schwermut und irrt einsam durch die Gefilde, der Menschen Spuren meidend.[1]

Erhoben und gerührt von diesem Bilde von Menschenadel und Menschenschicksal, wenden wir unsere Sympathie dem Jüngling zu, der sich freudigstolz als Enkel dieses Mannes bekennt, und hoffen an ihm des Ahnherrn edle Züge wiederzufinden. Und wer könnte leugnen, daß des Bellerophontes Denkart noch in Glaukos lebendig ist! Sein Blut rollt noch rein in des Enkels Adern. Wie edel und wie kühn erscheint er sogleich bei seinem ersten Auftreten! Da alles vor dem Tydiden erzittert und ihm ausweicht und selbst Hektor sich keinen andern Rat weiß, als die Göttin, die jenen schützt, durch Gebet und Gaben zu versöhnen, tritt er dem Gefürchteten, den er wohl kennt,[2] furchtlos entgegen, um den ungleichen Kampf zu wagen, eingedenk der Mahnung des gleichgesinnten Vaters, seines Heldengeschlechts sich nicht unwert zu zeigen, sondern stets der Erste zu sein und vorzustreben den andern.[3] Der herrliche Held in seiner Jugendblüte, die Glieder gehüllt in goldene Wehr, mag etwas Göttergleiches haben, und der rauhe Sohn des Tydeus kommt einen Augenblick auf den Gedanken, der Himmlischen einer wolle ihn versuchen. Wie er dann voll Anerkennung seiner ritterlichen Gesinnung den kühnen Jüngling freundlich anredet und beide, statt die Waffen zu kreuzen, friedliche Worte wechseln, da offenbart sich in des Lykiers Erzählung von seiner Väter Taten und ihrem Schicksal, wie schon berührt, ein edler Stolz auf sein ruhmreiches Geschlecht,[4] zugleich aber geht durch seine Rede ein elegischer Ton und verrät eine fast melancholische Stimmung, die an seines Großvaters Bellerophontes menschenscheue Schwermut gemahnt. Er läßt über der Sterblichen hinfälliges Los jene wehmütige Betrachtung vernehmen, die man nicht ohne Rührung lesen kann, daß sie wie Blätter am Baume der Menschheit ohne Unterlaß sprossen und welken. Als er dann in Diomedes einen Gastfreund von der Väter Zeiten her erkannt hat, gibt er ohne Besinnen seine goldene

[1] Z 155 ff. — [2] Z 145. — [3] Z 207 f. — [4] Z 151, 209 ff.

Rüstung für die eherne des Tydiden hin, um die alte Verbindung durch Waffentausch zu erneuen, und man möchte dem alten Homer zürnen, wenn er in dieser liebenswürdigen Wallung eines edel fühlenden Herzens eine Sinnesbetörung durch Zeus erblickt. Wir folgen mit warmer Teilnahme dem hochherzigen Jüngling, als er sich von seinem Gastfreund trennt, in die Schlacht, und wo immer wir ihm dort später begegnen, zeigt er sich unserer Zuneigung wert. Wie er, mit Sarpedon hochgemut zum Sturm auf die Mauer schreitend, von Teukros' Pfeil getroffen wird, verbeißt er voll Selbstbeherrschung den heftigen Schmerz und tritt still zur Seite, damit keiner der Feinde seine Verwundung bemerke und darüber frohlocke.[1] Seiner Wunde, die ihn kampfunfähig macht, zum Trotz bleibt er an der Seite der Seinen und teilt mit ihnen die Wechselfälle der Schlacht. Da wird sein Waffengenosse Sarpedon neben ihm erschlagen und ruft sterbend den Freund und Verwandten an, seinen Leib und seine Waffen zu schirmen. Wie wird er da ergriffen von Weh um den geliebten Toten und von dem Schmerz, daß er ihn nicht schützen kann! Verzweifelnd drückt er den verwundeten Arm, und aus bewegtem Herzen strömt ihm ein rührendes Gebet zu dem lichten Gott seines Volkes um Heilung seiner Wunde. Und das Wunder geschieht, der Gott erhört sein Flehen.[2] Jetzt ruft er alle befreundeten Helden zum Schutz des Toten auf; er ist die Seele des gewaltigen Kampfes, der sich über der Leiche des lykischen Fürsten erhebt und, wenn ihre Bergung auch nicht gelingt, diesem doch zur Ehre und zum Ruhme dient.[3] Freilich, der Gedanke, des Freundes Leib in den Händen der Feinde zu wissen, nagt an Glaukos' Herzen. Daher will er mit Patroklos' Leichnam, nachdem dieser von Hektors Hand erschlagen ist, den des Freundes lösen. Aber er muß es erleben, daß Hektor vor Aias zurückweicht, der sich schützend vor des Menoitiaden Leiche stellt. In herber Enttäuschung bricht er, heftig ergrimmt, gegen den Führer der Troer los, zeiht ihn der Feigheit und droht ihm ernstlich mit dem Abzug der Lykier.[4]

[1] *M* 387 ff. — [2] *II* 508 ff. — [3] *II* 532 ff., 593 f. — [4] *P* 140 ff.

Es ist das letzte Auftreten des edlen lykischen Helden in unserer Dichtung.

Ein eigentümlicher Zufall — oder dürfen wir Absicht darin erkennen? — will es, daß seinem Vetter Sarpedon, als dieser zum erstenmal in unsrer Dichtung erscheint, der Dichter eine ähnliche Scheltrede gegen den troischen Vorkämpfer in den Mund legt[1]. Hektor wird durch beider Vorwurf tief im Herzen getroffen; er nimmt ihn schweigend von Sarpedon hin, nicht ohne heftige Entgegnung von Glaukos, in seinem erhöhten Selbstgefühl, hat er doch eben erst den Patroklos erschlagen; aber der herbe Tadel befeuert ihn auch da zu neuer Anstrengung. Der scheinbare Zufall hat doch einen tieferen Sinn. Männer wie diese dürfen selbst einen Hektor schelten, wenn er im Kampfe nachläßt. Was sie dazu berechtigt, den Mann der Pflicht zu mahnen, ist nicht nur die unabhängige Stellung, die sie als hochgeschätzte Bundesgenossen einnehmen, sondern viel mehr noch ihr reines Heldentum, der echt fürstliche Stolz, der ihnen selbst verwehrt, in der Schlacht auch vor dem Stärkeren zu weichen. Dabei darf man nicht vergessen, daß sie nicht wie die Troer um Weib und Kind, um Haus und Herd kämpfen, auch nicht wie die Achaier eine Schmach zu rächen haben: sie kämpfen aus freiem Entschluß, und ihre Tapferkeit hat keinen anderen Antrieb als das Gebot der Ehre in ihrem eignen Busen.

Das hohe Ehrgefühl, das wir bei Glaukos wahrgenommen, besitzt Sarpedon in nicht geringerer Stärke, wie denn beide nicht nur ihrem Blute, sondern auch ihrer Gesinnung nach nahe verwandt sind. Derselbe Heldensinn, der gleiche Edelmut wohnt in beiden. Sarpedon aber ist die kräftigere Persönlichkeit, der größere Held. Er ist der eigentlich Führende unter den Lykiern,[2] der in der Schlacht vorangeht und die Scharen durch Mahnworte ermuntert. Welch ein Bild todesverachtender Tapferkeit, als er gegen die feindliche Mauer anstürmt! Einem Löwen vergleicht ihn der Dichter, den der Hunger treibt, in die Ställe einzubrechen; weder von Hirten, noch von Hunden läßt er sich schrecken, er erfaßt seinen Raub,

[1] *E* 471 ff. — [2] *M* 101 ff., *II* 551.

mag er auch selbst, vom Speer getroffen, hinsinken.[1] Diesem löwenherzigen Mut entspricht die Vornehmheit der Denkart. Das Noblesse oblige wird zum erstenmal von Sarpedon mit der Kraft naiver Ausdrucksweise ausgesprochen, wenn er dem Glaukos zuruft, die Lykier sollten erkennen, daß die Männer, die königliche Ehre in ihrem Lande genössen, die sich fürstlichen Besitzes erfreuten, zu denen das Volk wie zu Göttern emporsehe, daß diese Männer auch im Kampfe die Ersten seien und ihres Amtes nicht ruhmlos walteten.[2] Dem Gedanken an der Menschen Hinfälligkeit und die Kürze des Lebens, dem Glaukos in seiner Unterredung mit Diomedes einen so elegischen Ausdruck verliehen, daß sein Wesen dadurch einen Anflug von Schwermut erhält, begegnen wir auch in dieser Rede Sarpedons; aber sein mannhafter Sinn wird dadurch nur getrieben, in der Gefahr nicht ängstlich des Lebens zu schonen, als ob man ewig leben würde, wenn man einmal dem Tod entronnen, der doch überall und immerfort in tausend Gestalten auf uns lauert.[3] Mit um so größerer Kühnheit beschreitet er deshalb die Bahn, auf der man hohen Ruhm gewinnt oder den Tod. Furchtlos geht er auf die Mauer los, die der stärkste der Achaier verteidigt, reißt mit gewaltiger Hand die Brustwehr herab, den Seinen Bahn brechend,[4] und ersteigt als erster die Mauer.[5] Mit gleicher Unerschrockenheit stellt er sich dem Patroklos, als dieser ein furchtbares Blutbad unter den Lykiern anrichtet, zum Kampf auf Tod und Leben gegenüber, wie Glaukos wenige Tage vorher dem gewaltigen Tydiden entgegengetreten war; und weniger glücklich als dieser, der in dem übermächtigen Gegner einen Freund gefunden, fällt er als echter Held unter der Hand eines Größeren.[6] Trauer erhebt sich um ihn nicht nur bei den Lykiern, auch die Troer beklagen ihn als der Ihrigen einen, war er doch eine Stütze ihrer Stadt.[7] Es entspinnt sich ein blutiger Kampf um seine Leiche, es fallen über ihm Freunde und Feinde, und der Tote wird unkenntlich von Blut und Schmutz.[8] So bleibt er

[1] *M* 299 ff. — [2] *M* 310 ff. — [3] *M* 322 ff. — [4] *M* 397 ff. — [5] *Π* 558. — [6] *Π* 419 ff. — [7] *Π* 548 ff. — [8] *Π* 638 ff.

auf der Wahlstatt liegen, nackt, von Patroklos der Waffen beraubt,[1] ein unwürdiges Los für den Sohn des großen Zeus. Wird ihn sein Vater den Vögeln unter dem Himmel zur Beute werden lassen?

Es ist eigentümlich, wie der Dichter das Verhältnis Sarpedons zu dem höchsten Gott, der ihn mit Laodameia gezeugt hat, behandelt. Niemals gedenkt der Held selbst, sehr verschieden von Aineias, seines göttlichen Ursprungs. Seiner vornehmen Gesinnung liegt alles Prahlen fern. Sogar als der Heraklide Tlepolemos seine hohe Herkunft bezweifelt, weil er den Zeussöhnen früherer Zeit so wenig gleiche, hat er darauf kein Wort der Erwiderung.[2] Auch sehen wir ihn niemals seine Hände im Gebet zu seinem göttlichen Vater emporheben. Selbst in der äußersten Not spricht er wohl menschliche Hilfe an, wendet er sich mit der dringlichen Bitte an Hektor,[3] an seinen Waffenbruder Glaukos,[4] ihn nicht schmachvoll in der Feinde Hände fallen zu lassen, aber des großen Helfers im Olymp scheint er sich gar nicht zu erinnern. Doch dieser ist ihm auch ungerufen nahe. Zweimal wehrt er ihm das Verderben ab,[5] und als die Stunde kommt, die die gewaltige Moira ihm bestimmt hat, da unterwirft sich zwar der Göttervater ihrem Walten mit Schmerzen, aber er läßt, um den Sohn zu ehren, blutigen Tau vom Himmel fallen.[6] Und auf des Vaters Geheiß trägt dann Apoll den unbeachtet und ungekannt auf dem Schlachtfeld liegenden nackten, besudelten Leichnam hin zum Flusse, wäscht und salbt ihn, hüllt ihn in duftende Gewänder und übergibt ihn den Zwillingsbrüdern Tod und Schlaf, die ihn zu ehrenvoller Bestattung nach dem fernen Lykien tragen.[7] Solche Ehre ist dem Sohn des großen Zeus allein vorbehalten. Als seines Lieblings Hektor Leib geschändet im Zeltlager Achills liegt und ihm der Vorschlag gemacht wird, diesen durch Götterhand heimlich nach Ilios zu entführen, da lehnt der Kronide das ab und bestimmt, es solle die Lösung auf natürliche Weise durch den freien Entschluß seines Überwinders erfolgen.

[1] *Π* 663 ff. — [2] *E* 647 ff. — [3] *E* 684 ff. — [4] *Π* 492 ff. — [5] *E* 662, *M* 402 f. — [6] *Π* 459 f. — [7] *Π* 666 ff.

Hektors alter Vater muß sich unter Gefahr seines Lebens zu den Schiffen der Griechen aufmachen und mit Selbstverleugnung dem Mörder seines Sohnes bittend nahen, damit diesem werde, was der Göttervater seinem Sohne durch einen Wink und ein Wort verschafft, Totenklage und ein Grab in heimischer Erde. Wir bedauern das nicht, unsrem Gemüt wird dadurch ein schöner Gewinn. Es begeben sich auch Wunder im menschlichen Herzen; ein solches vollzieht Zeus in Achills Seele, Hektor zu ehren. Aber wir sind dem Dichter auch dankbar für die schöne Erfindung, durch die er Zeus seinen Sohn verherrlichen läßt. Er füllt unsere Phantasie mit einem wunderbar poetischen Bild, das wir doch wieder als ganz natürlich empfinden. Der von Menschen Gezeugte wird nach seinem Tode auch menschlich errettet; der Sohn des Gottes, dessen Ursprung wunderbar und geheimnisvoll ist, wenngleich sein Leben sich von dem andrer Sterblichen in nichts unterscheidet, wird nach seinem Tode aus dem irdischen Getümmel auf eine wunderbar geheimnisvolle Weise entrückt.

7. Pandaros.

Noch ein dritter Lykier erscheint unter den troischen Helden. Doch stammt er weder, wie Sarpedon und Glaukos, aus dem Königssitz an den Fluten des Xanthos — er ist vielmehr aus dem nahen Zeleia den bedrängten Troern zu Hilfe gekommen — noch ist er jenen beiden Fürsten wesensverwandt. Man weiß, welche Rolle Pandaros in der Handlung der Ilias spielt. Er gibt den verhängnisvollen Pfeilschuß ab, durch den der feierlich beschworene Vertrag gebrochen und ein neuer Frevel zu dem alten Unrecht, der Verletzung des heiligen Gastrechts, hinzugefügt wird, wodurch denn auch die Bundesgenossen der Troer in deren große Schuld mit verstrickt werden. Es liegt deshalb nahe, Pandaros mit Paris zu vergleichen. Und da tritt uns in der Tat sogleich eine äußere Ähnlichkeit zwischen beiden entgegen, die immerhin auf eine innere Verwandtschaft schließen lassen könnte, daß

nämlich beide sich im Kampfe in erster Linie als Bogenschützen betätigen. Wie Paris am dritten Schlachttage den Bogen meisterhaft handhabt, so Pandaros mit gleichem Geschick, wenn auch nicht gleichem Glück, am ersten, weshalb ihn Aineias aufsucht, als er sich gegen die mörderische Kühnheit des Tydiden keinen andern Rat mehr weiß, damit der erprobte Bogenschütze, mit dem sich keiner in Troja und Lykien messen kann, gegen den Verderber des troischen Volkes seinen Meisterschuß tue.[1] Bei solcher Ähnlichkeit ist es nun auffallend, wie viel milder der Dichter den Charakter des Pandaros zu beurteilen scheint, als den des Paris. Dessen Freveltat ist der Ausfluß einer durch Leichtsinn und durch Selbstsucht entsittlichten Natur; wir haben oben gesehen (S. 251), wie seine ganze Persönlichkeit von dem Dichter von diesem Gesichtspunkte aus aufgefaßt und dargestellt ist. Pandaros dagegen ist ihm und bleibt ihm auch nach dem unseligen Bogenschuß der göttergleiche, untadelige und starke, bewundernswerte Sohn des Lykaon.

Nicht eine jede böse Tat entspringt mit Notwendigkeit einem verderbten Herzen; auch eine Verdunkelung des Verstandes, eine Unbesonnenheit, eine Betörung mag oft genug den Menschen zu fehlerhaftem, ja zu frevelndem Handeln verleiten. Der Dichter kennt wohl die uralte Weisheit, daß Böses gut erscheine dem Manne, den der Gott ins Verderben zieht. Solchem dämonischen Einfluß unterliegt auch Pandaros. Den Göttern gefällt es, den zwischen Achaiern und Troern geschlossenen Vertrag zunichte zu machen und den Krieg von neuem zu entzünden. Darum verlockt Athene durch das Trugbild des Ruhmes und den Hinweis auf den Dank der Troer, besonders des Paris, unsern Helden dazu, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um den Mann zu töten, für dessen beleidigte Ehre der ganze Krieg geführt wird. Durch diese Aussicht wird er so betört, daß er sich der schweren Verschuldung, die er dadurch auf sich lädt, kaum recht bewußt wird und im Begriff, durch Treubruch ein Frevler vor den Göttern zu werden, naiv — nicht frivol — genug ist, zu dem hohen Gott, den er als seinen besondern

[1] *E* 171 ff.

Gönner verehrt,[1] auf Athenes Rat im Gebet die Hände zu erheben und ihn um Gelingen seines Vorhabens, also um Begünstigung des Meineids, anzurufen.[2] Pandaros ist im Unterschied zu Paris ein Verführter, der Verführte aber braucht nicht notwendigerweise schlecht zu sein. Jedoch hieße es den Sinn des Dichters gänzlich verkennen, wenn wir glauben wollten, auch jeder andre Troerheld hätte dem gleichen göttlichen Einwirken unterliegen müssen, Pandaros sei also nur durch Zufall oder den Willen der Gottheit zum Frevler geworden. Als Athene in der Gestalt des Antenoriden Laodokos durch das Gewühl der Troer zu Pandaros ihre Schritte lenkt, sucht sie nicht nur, wie später Aineias, den Bogenschützen, dessen sie für ihre Zwecke bedarf, sondern auch den Menschen, der so geartet ist, wie sie ihn braucht, zugänglich dem verführenden Wort, bestimmbar, eitel und unüberlegt. Der Dichter deutet dies auch in seiner Weise kurz an. „Und sie überredete", sagt er, „des Unbesonnenen Sinn."[3] Doch begnügt er sich nicht mit dieser direkten Charakteristik.

Daß Pandaros ein Tor ist und ein eitler Schwätzer, erfahren wir sehr bald auch aus seinem Gespräch mit Aineias. Dessen Aufforderung, auf den ergrimmten Diomedes zu schießen, hat er abgelehnt, weil er kein Glück an diesem Tage habe. Zwei der besten griechischen Helden, den Tydiden[4] und den Atriden, habe er wohl verwundet, aber nicht kampfunfähig gemacht, vielmehr sie nur in um so größere Kampfeswut versetzt.[5] Darüber ist er verstimmt. Aber statt sich selbst die Schuld an seinem Mißerfolg beizumessen oder doch den Göttern, wie er es anfangs getan[6] — ohne sich freilich der eigentlichen Ursache ihres Zornes bewußt zu werden —, richtet er seinen Unmut gegen das unschuldige Werkzeug und verschwört sich hoch und teuer, er werde, wenn er in die Heimat zurückgekehrt sei, seinen herrlichen Bogen, jenes Meisterstück der Technik, das der Dichter uns mit so aufrichtiger Bewunderung beschrieben hat,[7] zerbrechen und in das Feuer werfen. Es erinnert das einigermaßen an die Drohung, die Antilochos

[1] *E* 104 ff. — [2] *Δ* 119 ff. — [3] *Δ* 104. — [4] vgl. *E* 95 ff. — [5] *E* 206 ff. — [6] *E* 191, vgl. auch 185 f. — [7] *Δ* 105 ff.

während der Wettfahrt an seine säumigen Rosse richtet, er werde sie töten, wenn sie zurückblieben und ihm nicht den erwünschten Preis einbrächten. Doch übersehe man den Unterschied zwischen beiden Szenen nicht! Dort ruft der kluge, aber noch sehr junge Antilochos seinen Rennern, um sie zu spornen, maßlos drohende, aber selbst in seiner agonistischen Erregung kaum ernstgemeinte Worte zu. Das ist naiv, wenn auch immer ein wenig unreif. Hier aber redet Pandaros in seinem Ärger vollen Ernstes, wie seine Beteuerung beweist, wenn man deshalb auch noch nicht glauben wird, daß er seine Drohung würde ausgeführt haben. Das wird niemand mehr naiv nennen, es ist kindisch. Noch bedenklicher ist die Torheit, die ihn veranlaßte, bei seinem Auszug aus Zeleia den Bogen vom Pflock zu nehmen, um als Schütze den Troern seine Dienste zu leihen. Wie er in seinem Unmut über sein Mißgeschick dem Aineias erzählt, konnte er sich trotz des Zuredens seines Vaters nicht entschließen, einen Kriegswagen zu besteigen — elf prächtige Gespanne standen in den Ställen des Fürsten — weil er besorgte, in der umlagerten Stadt werde den wohlgenährten Rossen das reichliche Futter mangeln, an das sie gewohnt seien.[2] Wahrlich, eine übel angebrachte Gutmütigkeit, die zwar die Annahme bestätigt, daß dem Manne Perfidie und Ruchlosigkeit durchaus fern liegen, die aber seinem Kopfe keine große Ehre macht! Mag er sich des väterlichen Marstalls auch noch so sehr erfreuen, er darf doch nicht vergessen, welchem Zwecke die edlen Tiere dienen. Sie um ihretwillen schonen, wenn er ihrer bedarf, das heißt doch das Mittel mit dem Zweck verwechseln, solche Gutmütigkeit ist in Wahrheit Beschränktheit. Wie wenig ferner der Verstand bei ihm die Affekte zu meistern vermag, erkennen wir mehrmals deutlich aus der vorlauten Art, mit der er sich brüstet, wenn er einen Erfolg zu haben glaubt, der sich doch gleich darauf als nichtig erweist.[3] Verkehrtheit im Denken wie im Handeln ist der hervorstechende Zug im Wesen des Pandaros; sie führt auch seinen Untergang herbei.

Aineias, von ihm selbst daran erinnert, daß er, Pandaros, auch als Wagenkämpfer seinen Mann stehe, kommt auf den

[1] *E* 214. — [2] *E* 193 ff. — [3] *E* 101 ff., 283 ff.

Gedanken, mit ihm zusammen den Tydiden vom Wagen herab zu bekämpfen. Er gedenkt ihm dabei die Rolle des Wagenlenkers zu; aber mit der feinfühlenden Helden eignen Höflichkeit stellt er es ihm auch frei, als Kämpfer den Feind zu bestehen.[1] Höflichkeit wie Klugheit gebieten dem Lykier, die Zügel zu ergreifen und dem Besitzer des Wagens und unstreitig besseren Krieger den ehrenvolleren und wichtigeren Platz als Kämpfer zu überlassen; aber Pandaros fordert diesen für sich mit der überklugen Begründung, die Pferde würden eher dem Zuruf ihres Herrn gehorchen, wenn es gelte, rasch vor dem Tydiden zu fliehen. Das geheime Gefühl der Überlegenheit dieses von allen gefürchteten Gegners mag ja immerhin den Gedanken an Flucht nahelegen — auch Aineias hat die Möglichkeit einer solchen in Erwägung gezogen[2] — aber in dem Augenblick, wo die beiden verbündeten Helden dem Feind entgegenfahren, um seinem Wüten Einhalt zu tun, ist es doch vor allem nötig, für den Angriff, nicht für die Flucht, die besten Vorkehrungen zu treffen. Statt dessen spricht Pandaros eigentlich nur von den Aussichten der Flucht.[3] Sollte er aber etwa jene Wahl getroffen haben mit dem Nebengedanken, daß er als Kämpfer Aineias überlegen sei, so wäre auch diese Selbstüberschätzung ein Mangel an Einsicht, der den homerischen Menschen sonst nicht eignet, die im Gegenteil sehr genau die Heldenkraft jedes einzelnen abzuwägen verstehen. Wie dem auch sei, Pandaros büßt seinen Entschluß, den Wagen als Streiter zu besteigen, mit dem Tode. Er fällt, von Diomedes' Speer durchbohrt.

Diesen seinen Tod empfinden wir als eine sittliche Notwendigkeit. Denn der von ihm herbeigeführte Vertragsbruch bedarf der Sühne. Ich habe mich bemüht, nachzuweisen, daß der Dichter unsern Helden, soweit es möglich ist, moralisch zu entlasten sucht, daß er ihn als den Verführten hinstellt, den Unbesonnenen, der sich offenbar der Schwere seiner sittlichen Verfehlung gar nicht voll bewußt ist. Sein verräterischer Pfeilschuß ist, subjektiv betrachtet, nur eine heillose Dummheit — eine Dummheit, auch wenn er den gewünschten

[1] *E* 226 ff. — [2] *E* 224 f. — [3] *E* 230 ff.

Erfolg gehabt hätte. Aber objektiv bleibt er ein schweres Verbrechen, das die Nemesis weckt. So verfällt Pandaros der strafenden Hand der Götter. Der Mensch bleibt verantwortlich für seine Handlungen, welche Triebfedern und äußeren Einflüsse diese auch veranlaßt haben mögen. Dieselbe Athene, die ihn zum Treubruch verführt hat, gibt auch dem Speer, der ihn tödlich trifft, Bahn und Richtung.[1] Wenn ihm dieser die Zunge abschneidet,[2] so mag damit symbolisch angedeutet sein, daß Pandaros' Tod die Strafe ist für die Verletzung des von Agamemnon laut und feierlich gesprochenen Eides,[3] den die Fürsten, also auch Pandaros, im stillen mitbeschworen haben.[4]

8. Dolon.

Pandaros ist ein Tor, aber doch ein untadeliger Held. Die Tapferkeit bleibt die Kardinaltugend in den homerischen Gesängen. Wer ihrer entbehrt, wird auch im übrigen nicht leicht sich als tüchtigen Menschen zeigen. Es bleibt uns die Betrachtung eines solchen Mannes übrig, dem jeder heldenhafte Zug fehlt; wir schließen mit ihr die Charakteristik troischer Krieger, wie am Ende der Reihe griechischer Heldenporträts ein Gemälde steht, das nur durch des Dichters geniale Darstellung der Häßlichkeit anzieht. Dem Griechen Thersites tritt der Troer Dolon gegenüber. Sie sind die schlechtesten Männer ihres Volkes, soweit uns die Dichtung ein Urteil gestattet. Doch der Menschen Schlechtigkeit ist sehr verschieden. Sie beruht nicht immer auf boshafter Gesinnung, wie bei Thersites, oder auf selbstsüchtigen, alle sittlichen Bedenken mißachtenden Begierden, wie bei Paris; oft ruht sie tief versteckt im Menschen und bleibt andern lange Zeit verborgen; sie enthüllt sich nur, wenn wichtige Interessen gefährdet sind, vor allem wenn das Leben bedroht ist, das einzige Gut des Schlechten. Um dieses zu retten, opfert der Schwächling unbedenklich alles, auch was ihm heilig sein sollte. Diese Schlechtigkeit der Feigheit ist vielleicht die häufigste unter Menschen. „Des

[1] *E* 290. — [2] *E* 292. — [3] *Γ* 275 ff. — [4] *Γ* 273 f.

Mannes Wert erprobt allein die Stunde der Gefahr." Dolon besteht diese Probe nicht.

Es ist bekannt, welche Episode — sie trägt Dolons Namen — dem Dichter Veranlassung gegeben hat, diese Figur zu ersinnen; denn wie die des Thersites ist auch sie eine ephemere Erscheinung, in der Fülle dichterischer Gestalten plötzlich auftauchend, um sogleich wieder zu verschwinden. Nach der ersten für die Troer siegreichen Schlacht, als diese auf offenem Felde biwakieren, ist auf beiden Seiten bei den Heerführern der Wunsch entstanden, etwas über die Pläne der Gegner zu erfahren. Bei den Griechen werden die dazu erforderlichen Schritte mit dem Ernst und der Vorsicht eingeleitet, die ein so kühnes Wagnis erfordert. Es erbietet sich zu einem Gang in das feindliche Lager der kühnste aller Helden, bestimmt durch den hohen Ruhm, der dabei zu gewinnen ist, vielleicht auch durch eine angemessene Gabe von seiten der Fürsten, die Nestor in Aussicht gestellt hat.[1] Aber in besonnener Würdigung der Gefahr wünscht er sich einen Gefährten für das Abenteuer, denn zwei seien klüger als einer,[2] und erwählt sich von den zu seiner Begleitung bereiten Helden den umsichtigsten von allen. So verbinden sich zu dem gefährlichen Unternehmen Mut und Klugheit, wodurch der Erfolg schon verbürgt ist. Denn, wie Diomedes meint, würde er mit einem Odysseus selbst aus lodernden Feuerflammen heil und glücklich zurückkehren.[3]

Nun betrachte man dagegen die Veranstaltungen, welche die Troer zu dem gleichen Wagnis treffen! Der Dichter hat sie mit feiner Ironie dargestellt. Hektor bietet hohen Lohn dem, der sich in das Lager der Feinde schleiche, um sie zu belauschen; das schönste Gespann soll er sich nach dem Siege auswählen dürfen. Da erklärt sich Dolon zu dem Gange bereit, wenn Hektor ihm die Rosse Achills eidlich zusichere, und dieser schwört — den Falscheid, wie der Dichter sagt. Klingt das nicht wie ein Spott, wenn er leichten Herzens das herrliche Gespann, das einst die Götter dem Peleus zu seiner

[1] *K* 213 ff. — [2] *K* 222 ff. — [3] *K* 246 f.

Vermählung mit Thetis als Gabe darbrachten, an einen unbedeutenden Troer verschenkt, als bedeute es gar nichts, es dem Götterjüngling zu entreißen, dessen tatenlose Ruhe nur den Troern für kurze Zeit den Sieg ermöglicht hat? Wie wird dadurch sein späteres heißes Bemühen persifliert, sich selbst in den Besitz der unsterblichen Rosse zu setzen, den Zeus selbst ihm, seinem Liebling, obwohl er ihm kurz vor seinem Tode noch einmal das höchste Menschenglück gewähren möchte, als ein allzu hohes Gut mißgönnt![1] Und was sollte Dolon mit den Rossen, die er gar nicht meistern könnte! Sind sie doch, wie Odysseus mit ironischem Lächeln ihn bedeutet, für einen andern Sterblichen als Achill nicht leicht zu zügeln;[2] selbst Hektor, das sagt Apollon selbst, würde nicht ihrer Herr zu werden vermocht haben![3] Es ist, als ob die Troer nach ihrem Siege ein Rausch befallen habe. Eitel ist Hektors Versprechen, eitel die Hoffnung, die Dolon verleitet; und ist nicht auch sein Selbstvertrauen eitel und damit zugleich die Aussicht auf glücklichen Erfolg? Ist Dolon befähigt zu einem Unternehmen, das einen ganzen Mann erfordert? Wir haben ihn in der Schlacht nicht nennen hören. Er ist ein unansehnlicher Mensch, aber ein hurtiger Läufer.[4] Auf die Schnelligkeit seiner Füße gründet er seine Zuversicht. Doch als er nun im Dunkel der Nacht den beiden griechischen Helden begegnet, weiß es der kluge Odysseus so einzurichten, daß ihm diese nicht helfen kann. Wie Hunde den Hasen dem Jäger zutreiben, jagen sie ihn, der an Gegenwehr keinen Augenblick denkt, den griechischen Wachen zu, daß es kein Entrinnen mehr für ihn gibt. Diomedes versteht es, den Geängstigten zum Stehen zu bringen. Bleich vor Furcht, mit den Zähnen klappernd, steht er vor seinen Verfolgern, ein Bild des Jammers. Nun sucht er, was jeder Feigling in gleicher Lage tut, sich von der Schuld zu entlasten; er beschuldigt den Hektor, ihn durch den hohen Preis, den er ihm versprochen, betört zu haben. Damit aber nicht genug, verrät er auch den feindlichen Spähern auf ihre Fragen die Zustände im troischen Lager, daß die Bundesgenossen abseits von den Troern liegen

[1] *P* 448 f. — [2] *K* 400 ff. — [3] *P* 75 ff. — [4] *K* 316.

und keine Wachen ausgestellt haben. Odysseus hat ihn nämlich des Lebens versichert, wenn er wahrhaft auf seine Fragen antworte. Zuletzt fordert er sogar seinerseits die beiden geradezu auf, den neuangekommenen, in ganz ungeschützter Stellung liegenden Thrakerkönig Rhesos zu überfallen, da dessen wunderschöne, schneeweiße Rosse, sein kostbarer Wagen und seine goldene Rüstung ihre Beutegier hinlänglich befriedigen könnten.[1] Durch diesen schmählichen Verrat glaubt er sich das Leben zu fristen; aber er erhält nicht den erhofften, sondern den verdienten Lohn für seine Verräterei: den Tod von der Hand des Tydiden. Der Preis aber, der ihn zu dem gefährlichen Unternehmen verlockt hatte, das prächtigste Gespann im feindlichen Lager, fällt den kühnen griechischen Helden zu, und er selbst muß ihnen den Weg dazu zeigen. Eine seltsame Ironie des Schicksals!

Homer liebt es, durch gelegentliche, scheinbar ganz nebensächliche Bemerkungen Handlungsweise und Charakter seiner Personen noch näher und feiner zu motivieren. Er teilt wie zufällig irgendeinen Zug aus ihrem Leben mit und überläßt es dem Hörer, die Folgerungen zu ziehen, die sich daraus notwendig oder wahrscheinlich für deren Handeln ergeben. So erzählt er uns auch, Dolon sei als einziger Sohn eines wohlhabenden Mannes in reichem Hause neben fünf Schwestern aufgewachsen. Wie dadurch ein schon von Natur schwacher Charakter beeinflußt werden mußte, kann man sich denken. Die Lebensgewohnheiten seiner weiblichen Umgebung waren nicht geeignet, in ihm feste Männlichkeit zu entwickeln; die falsche Bewunderung der Schwestern mag frühzeitig Eitelkeit und Selbstüberschätzung, die Bevorzugung seitens des Vaters, die Verwöhnung durch die Mutter Eigenliebe und maßlose Selbstsucht in ihm genährt haben, Eigenschaften, die wir an ihm bei seinem Auftreten in der Dichtung wahrgenommen haben.

Vergleichen wir ihn noch einmal mit Thersites! Dieser ist frech, boshaft und prahlerisch, Dolon an sich harmlos,

[1] *K* 433 ff.

aber eitel und selbstsüchtig. Feige sind beide, aber jenen macht seine Feigheit nur lächerlich, diesen führt sie zur Niedertracht. Thersites ist ein widerlicher, verächtlicher Mensch, Dolon erscheint uns erbärmlich.

Exkurs. Nationale Verschiedenheit zwischen Achaiern und Troern.

Man hat gefragt, auf welcher Seite der Dichter in dem gewaltigen Kampf, den er besingt, mit seinem Herzen stehe. Daß kompetente Beurteiler diese Frage in entgegengesetztem Sinne beantwortet haben, beweist wohl, daß sie schief gestellt ist. In der Welt seiner Dichtung darf Homer nicht den einseitigen, untergeordneten Standpunkt einnehmen, auf dem die beiden Göttinnen stehen, die Ilios mit ihrem Haß verfolgen; er gleicht seinem Zeus, der von hohem Sitz mit gleicher Teilnahme auf die streitenden Völker herabblickt, bald diesem den Sieg gibt, bald jenem, und mit göttlicher Gelassenheit, doch nicht ohne Mitgefühl, die Beschlüsse des Schicksals an ihnen vollzieht. Mit derselben Unparteilichkeit begleitet der Dichter die Heere in die Schlacht; er sieht mit Wohlgefallen auf die um Ruhm und Ehre kämpfenden Scharen der Achaier, aber auch die Troer, die im Vertrauen auf ihre Götter für Weib und Kind in den Kampf ziehen, sind ihm lieb im Herzen. Er hat hier wie dort seine Lieblinge, deren Erfolge ihn erfreuen und deren leidvolles Geschick seine Seele schmerzlich bewegt.

Jedoch läßt sich nicht verkennen, daß gewisse Unterschiede zwischen Griechen und Trojanern, sowohl in ihrer Gesamtheit wie bei den einzelnen Helden, hervortreten, die nicht unbeabsichtigt sein können. Lessing hat aus einigen Stellen der Ilias den Schluß gezogen, Homer habe die Achaier als gesittete Griechen, die Troer als Barbaren darstellen wollen. Jedoch dieser Gegensatz läßt sich sonst nicht aus der Dichtung begründen, und jene Stellen besagen in Wahrheit auch etwas anderes. Wenn der Dichter die Troer mit wirrem Geschrei, die Griechen still, den Winken ihrer Führer gehorsam, zur Schlacht aus-

rücken läßt,[1] so sollen diese dadurch ihre kriegerische Überlegenheit, ihre bessere Mannszucht, vielleicht auch höheren Mut, größere Entschlossenheit bekunden, nicht aber überhaupt höhere Gesittung. Dasselbe gilt von der Bemerkung des Dichters, Priamos habe beim Aufnehmen der Toten den Seinen zu weinen verboten.[2] Der König will verhindern, daß diese sich dem Schmerz zu rückhaltlos hingeben, daß sie zu weich werden, weil durch solche Empfindungen ihr Mut geschwächt wird. Dieser aber ist in der Stadt, die sich in ihrer Sicherheit bedroht fühlt, in der die Verzagtheit der Frauen auch auf die Stimmung der Männer einwirkt, gedrückter, weniger zuversichtlich als im Lager der Griechen.

Die größere Kriegstüchtigkeit der letzteren ist durch die Fabel der Dichtung gewissermaßen bedingt; denn es liegt in der Natur der Sache, daß der Angreifer stärker ist als der Verteidiger, der Sieger tapferer als der Besiegte. In dem Ringen der beiden Völker tritt denn auch die nicht nur auf dem Übergewicht der Zahl, sondern auch auf der Tapferkeit der Einzelnen beruhende Überlegenheit der Achaier zur Genüge hervor. Auch da, wo der Schlachtenlenker nach seinem göttlichen Ratschluß den Troern zeitweise Sieg verleiht, deutet der Erzähler doch an, daß sie ohne göttliche Hilfe leicht überwältigt worden wären, ja, daß fast gegen das Walten des Schicksals die Achaier durch ihre Tapferkeit den Sieg errungen hätten.[3] Dadurch gewinnt es den Anschein, als ob der Dichter für diese Partei ergreife.

Noch mehr, als bei den Massen, zeigt sich bei den vorragenden Helden die überlegene Stärke, der höhere Mut, die kräftigere Männlichkeit auf seiten der Achaier. Das läßt sich bei allen Personen verfolgen, die irgendwie in Parallele zueinander gestellt werden können. Am fühlbarsten ist der Unterschied beim Vergleich der beiden Hauptheld en. Die Überlegenheit Achills erscheint recht eigentlich als Übermacht. Aber auch wo Hektor sich mit einem der nach diesem besten Helden der Griechen mißt, läßt sich nicht verkennen, daß der Dichter diese geflissentlich bevorzugt. Ich sage geflissentlich,

[1] *Γ* 2 ff., *Δ* 427 ff. — [2] *H* 427. — [3] *Θ* 130 ff. (*Υ* 30, *Φ* 517).

weil diese Bevorzugung den in der Handlung liegenden Intentionen nicht entspricht, ja geradezu widerspricht. Der Gang des Epos erfordert es, daß Patroklos, indem er sich ohne Achill in den Kampf mischt, von Hektor erschlagen werde. Aber Homer gönnt diesem nicht die Ehre, seinen Gegner in gleichem, rühmlichem Kampfe zu besiegen. Ein Gott muß Achills Freund erst betäuben und entwaffnen, damit der troische Vorkämpfer einen zu wohlfeilen Sieg gewinne. Nicht zu Unrecht darf sich der sterbende Patroklos stolz seiner überlegenen Kraft vor seinem Überwinder rühmen.[1] Ebenso wird Hektor ohne zwingenden Grund in ein nachteiliges Verhältnis zu Aias gesetzt. Nach dem Plan der Dichtung soll der Zweikampf zwischen beiden unentschieden ausgehen; er soll dartun, daß nach der Abkehr Achills der troische Führer auch dem tapfersten Achaier gewachsen sei. In Wirklichkeit aber erweist sich Aias unzweifelhaft als der Stärkere,[2] was auch die Zusammenstöße beider in den folgenden Schlachten bestätigen.[3] Ja, der Dichter weiß in uns sogar den Glauben zu erwecken, daß Hektor auch dem Völkerfürsten Agamemnon im Kampfe nicht ganz gewachsen sei, ohne daß er beide in der Schlacht sich auch nur begegnen ließe. An dem Tage, an dem Zeus dem Troerhelden Ruhm zu verleihen beschlossen hat, muß dieser auf göttlichen Befehl sich doch so lange im Kampf zurückhalten, bis Agamemnon, dessen Tapferkeit gerade in dieser Schlacht verherrlicht wird, verwundet die Wahlstatt verlassen hat.[4] Erst dann soll ihm der Sieg beschieden sein. Nach all dem kann es nicht wundernehmen, wenn eines so gewaltigen Helden wie Diomedes' Überlegenheit über Hektor sich wiederholt und unzweideutig zu erkennen gibt.[5]

Vergleichen wir nun den Tydiden gar mit seinem Gastfreund, dem edlen Glaukos, den der Zufall ihm in der Schlacht entgegenführt, so redet der rauhe Argiver im sicheren Gefühl seiner Überlegenheit zu dem lykischen Fürstensohne so selbstbewußt und siegesgewiß,[6] wie nur immer Achill zu Hektor. Wie viel gewaltiger als sein Enkel war doch der heldenhafte

[1] *Π* 847 f. — [2] *H* 307 ff. — [3] *N* 192 f., *Ξ* 409 ff. — [4] *Λ* 202 ff. — [5] *Λ* 349 ff. — [6] *Z* 125 ff., 227 ff.

Bellerophontes! Es scheint, daß auf dem Boden Asiens dessen Geschlecht zwar nicht seinen Heldensinn, aber doch etwas von seiner Heldenkraft verloren hat, während sich das in der Heimat verbliebene Geschlecht seines Gastfreundes Oineus zu immer größerer Tüchtigkeit entwickelte. — In allen männlichen Eigenschaften übertrifft auch der geistig bedeutendste Grieche weit den weisesten unter den Troern. Odysseus ist zugleich einer der ersten Helden im Lager der Achaier, seine Klugheit ist mit Willenskraft und Standhaftigkeit gepaart, während Pulydamas, der verständige Berater Hektors, zwar kein unbedeutender, aber auch keineswegs ein hervorragender Krieger ist. So fehlt ihm denn auch das nötige Selbstgefühl. Auf Hektors Vorwurf der Feigheit, so ungerecht er ist, findet er kein Wort der Abwehr, während Odysseus einen ähnlichen, doch viel schwächeren Tadel seines Heerführers mit aller Schärfe zurückweist.[1] Daher vermag Pulydamas die Troer nicht von verderblichen Entschlüssen zurückzuhalten; ihm fehlt die Autorität, die der klugen Rede des Odysseus so williges Gehör verschafft. — Selbst da, wo es in der Absicht des Dichters lag, die Männlichkeit eines griechischen Helden etwas zweifelhaft erscheinen zu lassen, wie bei Helenes einstigem Gemahl, weiß er diesem doch einen Troer von noch geringerer Energie gegenüberzustellen: den weichlichen Paris. — Bis zum Gegensatz aber steigert sich der von dem Dichter festgehaltene Unterschied zwischen Griechen und Troern in den beiden Vertretern des höchsten Alters, in dem feurigen Mut des rüstigen Nestor und der schreckhaften Schwäche des greisen Priamos. Und gleichsam in Zerrbildern finden wir ihn schließlich bei den verächtlichsten Naturen auf beiden Seiten, hier Thersites, dort Dolon — schon die Namen sind bedeutungsvoll — sehr charakteristisch ausgeprägt. In der Versammlung der Griechen der freche Hetzer, der sich nicht scheut, die Edelsten des Volks mit Schmutz zu bewerfen; bei den Troern der Schwächling, der beim Versuch, einen töricht übernommenen Auftrag auszuführen, kläglich zusammenbricht und zum Verräter wird.

[1] Δ 349 ff.

Diesem letzteren Verhältnis entspricht nun auch die beachtenswerte Tatsache, daß alle Roheiten im Kampfe, von denen früher die Rede war (S. 67), den Achaiern zur Last fallen, während sich anderseits nur Troer der Schwachheit schuldig machen, die Gnade des Feindes in der Schlacht anzurufen (S. 60 f.). Überhaupt erscheinen alle Vergehen auf seiten der Griechen mehr als Ausschreitungen der Starken, die der Troer mehr als Verfehlungen der Schwachen. Insbesondere gilt das von jenen schweren Verstößen gegen die sittliche Ordnung, die nach dem in der Welt des Dichters herrschenden strengen Gesetz so viel Leid über die beiden Völker bringen. Hier begegnen uns gewaltsame Übergriffe in eine fremde Rechtssphäre, rücksichtslose Forderungen eines ungebändigten Willens, Mißachtung der Schutzflehenden, Verhärtung gegen das Mitgefühl, maßloses Zürnen; dort hinterlistige Verletzung heiliger Gastfreundschaft, verräterische Anschläge gegen fremde Gesandten, feiger Bruch beschworener Verträge. Selbst der Fehler, dem der tapferste troische Held zum Unheil für die Seinen und zum eignen Verderben verfällt, die Selbstüberschätzung, ist mehr ein Fehler der Schwäche als der Kraft.

Auch in den Charakteren der beiden Fürsten, die an der Spitze der Achaier und Troer stehen, erkennt man die entgegengesetzten Fehler, in die die beiden Königstugenden, Kraft und Milde, deren Vereinigung das Herrscherideal ausmacht, vereinzelt nur zu leicht ausarten. Agamemnon ist der Typus eines Fürsten, den seine bevorzugte Stellung zum Umsichgreifen verleitet und der dadurch unsägliches Unheil über sein Volk bringt. Rücksichtslosigkeit im Geltendmachen persönlicher Wünsche ist seine hervorstechendste Eigenschaft, die Macht führt seine harte, selbstsüchtige Natur in schlimme Versuchung und verwirrt ihm das Urteil über Gut und Böse. Priamos dagegen ist gerecht und milde, und die Ausschreitungen seiner Söhne sind ihm ein Greuel;[1] aber ihm fehlt die Festigkeit, diesen zu steuern. Seiner vielgerühmten Weisheit ist eine gefährliche Schwäche gesellt, die Nachgiebigkeit gegen die

[1] Ω 260 ff.

Frevel der Seinen, die das Unglück der Stadt mit verschuldet hat. Auch seine Gestalt ist typisch für Fürsten, die trotz redlichsten Willens und persönlicher Reinheit aus Mangel an Entschiedenheit heranziehendes Unheil von ihren Völkern nicht abzuwehren vermögen.

Priamos ist uns als Mensch ungleich sympathischer, als der dünkelhafte, rücksichtslose Atride. Hier nun sind wir an einem Punkt angelangt, wo überhaupt die besten der Troer sich zu ihrem Vorteil von den Achaiern zu unterscheiden scheinen. Selbst deren edelste Helden sind von starker Selbstsucht erfüllt und neigen in ihrem Handeln zur Härte. Das gilt vor allem von Achill, aber auch Diomedes ist nicht frei davon. Die Troer zeigen einen selbstloseren, aufopferungsfähigen Sinn, was bei Kämpfern für den heimischen Herd ja natürlich erscheint. Auch die rauhe Ehrsucht achaischer Helden finden wir bei ihnen zu einem sehr empfindlichen Ehrgefühl gemildert. Überhaupt ist ihnen eine mildere, freiere Denkart eigen. Gerade diese humanen Regungen machen sie unserm Herzen so lieb. Der alte Homer dagegen scheint diesen Vorzug bei ihnen kaum zu bemerken. Er berichtet von diesen Zügen ohne Rührung, ja, es scheint fast, als ob er die Eigenart ihrer griechischen Gegner höher schätze. Es ist oben erwähnt, daß der Dichter in dem Zweikampf zwischen Hektor und Aias den letzteren begünstigt; aber wer hätte nicht die Empfindung, daß der troische Held, der, um den Seinen eine Weile Rast und Erholung vom leidigen Kampfe zu verschaffen, allein die Gefahr auf sich zu nehmen bereit ist und den besten der Achaier zum Streit auf Tod und Leben herausfordert, der nach dem Kampfe dem Gegner vorschlägt, sich friedlich zu trennen und Geschenke zu tauschen, eine viel größere und freiere Persönlichkeit ist als sein stärkerer Gegner! Eine ähnliche Betrachtung drängt sich uns bei dem Zusammentreffen des Diomedes und Glaukos auf. Die Sympathie des Dichters scheint auf seiten seines Lieblingshelden, des rauhen Argivers, zu sein; ihm wendet er die kostbaren Waffen des Lykiers zu, dessen freiwilligen Tausch er als eine Torheit bezeichnet. Wir aber ergreifen Partei für den edlen Jüngling, der in echter Pietät dem Gastfreund aus

Väter Zeiten, ohne sich lange zu besinnen, seine wertvolle Rüstung für dessen viel wohlfeilere hingibt. — Auch im Verhältnis zu den Göttern, wo diese den Wünschen der Menschen entgegentreten, finden wir bei den Troern eine freiere Denkart. Agamemnon unterwirft sich dem Spruch des Sehers, an dessen Gültigkeit er nicht zweifelt. Aber er tut es mit heftigen Worten gegen den Verkünder des göttlichen Willens und tut es in einer Weise, die diesen eigentlich unerfüllt läßt, ja seinem tieferen Sinn geradezu Hohn spricht. Denn statt sein Unrecht zu sühnen, setzt er ein neues Unrecht an die Stelle des alten. Hektor dagegen scheut sich nicht, die Gültigkeit der Götterzeichen anzufechten, er setzt sich über die göttliche Warnung kühn hinweg; aber bei solchem Tun läßt er sich von dem herrlichsten Grundsatz leiten, zu dem sich ein Mann bekennen kann, und handelt trotz äußerer Verletzung religiöser Bräuche im höchsten Sinne sittlich (S. 81).

Fassen wir zusammen, was über den Unterschied des achaischen und troischen Volkscharakters gesagt ist, so ergibt sich, daß den Griechen ein größeres Maß von Körperkraft, Mut, Willensstärke, Ausdauer und Tatenlust, aber auch den „Fehlern dieser Vorzüge", von Selbstsucht, Rücksichtslosigkeit, Roheit, eigen ist. Es überwiegen bei ihnen die kriegerischen Tugenden mit ihren Schattenseiten. Das Heldenideal der Troer ist weniger heroisch, aber es ist menschlicher. So finden wir zwischen den beiden Völkern im allgemeinen denselben Unterschied, den wir schon beim Vergleich ihrer Haupthelden feststellten. Bei den Troern macht sich der Einfluß einer langen Friedenszeit und des Wohlstandes, dessen sich die Stadt in ihr erfreute, geltend. Man könnte fast im Gegensatz zu Lessings Annahme sagen, sie sind im Besitz einer älteren, schon etwas verfeinerten Kultur. Daß diese dem Ansturm eines jüngeren, roheren, aber kräftigeren Volkes unterliegt, ist ein historisches Gesetz, das hier durch die Dichtung typischen Ausdruck erhalten hat.

C. Die Frauen.

1. Helene.

Homer ist sich immer gleich. Was man wohl von diesem oder jenem der späteren großen Dichter gesagt hat, ihm fehle die intime Kenntnis des weiblichen Herzens, oder auch — das Gegenteil — die Darstellung heldenhafter Charaktere sei ihm weniger gelungen, solches kann für ihn nicht gelten, sein Schaffen kennt eine derartige Beschränkung nicht. Wie wir die Tiefe und Schärfe seiner Beobachtung und seine reiche Gestaltungskraft bei der Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Helden bewundern, so nicht minder bei seinen Frauengestalten, die in einem Heldenepos allerdings nach Zahl und Bedeutung zurücktreten müssen. Wie er in Achill ein Heldenvorbild für alle Zeiten und Völker aufgestellt hat, so hat er auch in seiner Helene einen Typus weiblicher Schönheit geschaffen, der in der Weltliteratur bis auf unsere Zeit nachgewirkt hat. Und auch darin bleibt sich unser Dichter gleich: wir begegnen auch hier wieder derselben Milde des Urteils, die uns schon früher oft entgegentrat, der gleichen Höhe einer sittlichen Auffassung, die menschliche Schwachheit nicht schlechthin verdammt, die Menschen menschlich zu begreifen sucht und auch im Herzen dessen, der sich schwer vergangen hat, den ursprünglichen Adel der Menschennatur noch findet.

Der Charakter Helenes ist durch die Rolle, die ihr die Sage zuweist, in gewissem Sinne festgelegt. Und doch wie verschiedene Farbe konnte ihr Bild durch die verschiedene Möglichkeit psychologischer Begründung ihrer Handlungsweise erhalten, und wie hat der Dichter für sie gerade die zarteste gewählt! Trotz allem, was geschehen ist, wird sie uns nicht verächtlich, ja, sie entbehrt nicht unsrer warmen Teilnahme, deren die Heldin eines Gedichtes freilich auch bedarf.

Auf welchem Wege hat der Dichter dieses Ziel erreicht? Keineswegs dadurch, daß er dem psychologischen Problem ausgewichen wäre, indem er sie etwa von Paris wider ihren Willen gewaltsam entführt sein ließe; vielmehr ist sie freiwillig

dem Verführer gefolgt, hat ihm zuliebe Heimat, Gatten und Kind verlassen,[1] um sich ihm auf der Insel Kranae ganz zu ergeben.[2] Noch auch so, daß er etwa ihren Fehltritt durch übernatürliche Einwirkung entschuldigte in der Art, wie Tristan und Isolde ihren Liebesbund schließen. Helene trägt für ihr Handeln die volle und ganze Verantwortung. Auch will der Dichter den Tatbestand uns nicht verschleiern, indem er das Vergehen, das ja zeitlich weit zurückliegt, möglichst unberührt ließe, im Gegenteil, er sucht und findet Gelegenheit, nachdrücklich daran zu erinnern. Helenes Verführbarkeit, ihre erhöhte Sinnlichkeit leugnet er nicht. Sie ist eins der Elemente, aus denen er ihren Charakter mischt, aber eben auch nur eins derselben und keineswegs das vorherrschende. Sie ist weit entfernt von der Lüsternheit und Begehrlichkeit, mit der des Proitos Weib Anteia der Tugend des frommen Bellerophontes nachstellte.[3] Vielmehr unterliegt sie der Schwachheit ihres Geschlechts, als die Versuchung ihr in der Gestalt des schönsten Mannes naht, als der Liebling Aphrodites, angelockt durch ihre einzige Schönheit, seine Gaben und Künste vor ihr entfaltet. Von jeher ist die Schönheit der Versuchung ausgesetzt gewesen, und so wird auch ihr ihre Schönheit zum Fallstrick. Es zeigt sich hier, wie bei Achill, daß übermenschliche Gaben der Götter sterblichen Menschen ein zweifelhafter Gewinn sind, daß Göttergaben zum Götterfluch werden können. Diese Betrachtung wirft ein milderes Licht auf ihre Schuld. „Sie mußte unmenschlich schön sein, um sich so vergessen zu dürfen."

Darum ist der Dichter bestrebt, die höchste Vorstellung von ihrer Schönheit bei uns zu erwecken. Wie ihm das mit den Mitteln seiner Kunst in genialer Weise gelungen ist, ist seit Lessing allbekannt, und immer wieder ist seitdem auf die unvergleichliche Szene hingewiesen worden, in der sich Helenes Schönheit in ihrer Wirkung auf die troischen Greise manifestiert.[4]

Ist Helene durch ihren körperlichen Reiz und ihre Anmut ihrem schönen Verführer gleichgeartet, so ist sie doch im übrigen ungleich tiefer angelegt als dieser. Deshalb muß sie bald

[1] Γ 174 f. — [2] Γ 445. — [3] Z 160 ff. — [4] Γ 156 ff.

dessen wahren Wert erkennen. Der Zauber seiner äußeren Erscheinung verliert von seiner Kraft, als Paris sich in der Stunde der Gefahr bewähren soll und schmählich unterliegt. Wie schmerzt es sie, daß er im Zweikampf mit Menelaos sich Schande holt! Sie schämt sich statt seiner und hat nur Spott und Hohn für den Feigling, sie wünscht ihm in ihrer Bitterkeit, als er aus dem unrühmlichen Kampfe heimkehrt, er möge in ihm seinen Tod gefunden haben.[1] Und zu Hektor äußert sie, da die Götter einmal all das Unglück gesendet, so möchte sie wenigstens eines besseren Mannes Gattin sein, eines Mannes, der wisse, was Ehre heißt.[2] Man sieht wohl, was Paris fehlt, das besitzt sie in vollstem Maße, ein fein empfindendes Ehrgefühl. Sie hat jenen Ehrgeiz, der beim Weibe dem Manne gilt, dem es sich hingegeben hat, in dem es ein Muster der Männlichkeit erblicken möchte. Aufzublicken zu echter Mannesgröße ist Helene ein tiefempfundenes Bedürfnis, und statt dessen muß sie verachten.

Dieser weibliche Ehrgeiz macht uns auch ihre einstige Verfehlung noch verständlicher. Einen Mann wie Menelaos als Gatten an ihrer Seite zu haben, hatte den Wünschen dieser reizbaren Frau nicht dauernd entsprechen können. So hoch er durch seine Geburt stand, so liebenswert seine Persönlichkeit, gutherzig und milde, auch sein mochte, er entbehrte doch der Eigenschaften, die Frauen vor allem zu schätzen pflegen, männlicher Kraft und hervorragender Tüchtigkeit. Unter den Ersten war er immer nur der Zweite. Paris aber stellte doch in seiner äußeren Erscheinung ein Höchstes, Vollkommenstes dar, worauf sich die heimlichen Wünsche einer, zumal oberflächlichen und vom schönen Schein befangenen, Frau wohl richten konnten. Als dieser dann freilich, wie bemerkt, im Kampf mit ihrem ehemaligen Gemahl sich Schande zuzieht, da erkennt sie, was so manche betörte Frau erfahren muß, daß sie den besseren Mann verlassen hat, um dem schlechteren zu folgen. Da steigt des ersteren Bild glänzender in ihrer Erinnerung auf, und fast mit Stolz gedenkt sie seiner als ihres früheren Gatten.[3]

[1] *Γ* 428 ff. — [2] *Z* 349 ff. — [3] *Γ* 429.

Gleichwohl darf man nicht denken, daß ihr Paris nun völlig gleichgültig geworden sei. Noch immer steht sie bis zu einem gewissen Grade unter dem Zauber seiner bestrickenden Schönheit, seiner für Frauenherzen gefährlichen Persönlichkeit. Ihre Empfindung gegen ihn ist offenbar zwiespältig. Diesen Zwiespalt in ihrer Brust, den inneren Kampf zwischen ihrem sittlichen Gefühl und ihrer leicht erregbaren Sinnlichkeit hat der Dichter in der Art, wie er es liebt, innere Vorgänge durch Einführung von Gottheiten gegenständlich zu machen, in der Unterredung Helenes mit Aphrodite am Schluß des dritten Gesangs uns vor Augen geführt. Mit welcher sittlichen Empörung lehnt sie sich auf gegen das Geheiß der Göttin, ihr in die Kammer zu folgen zum Liebesverkehr mit dem Gatten, der ihrer dort harrt, da doch die Entscheidung der Waffen ihm jedes Recht auf ihre Person entzogen hat. In gerechter Aufwallung weist sie mit schneidendem Hohn den Kupplerdienst der Liebesgöttin zurück, indem sie sich auf das sittliche Bewußtsein der Troerinnen beruft, deren berechtigtem Tadel sie sich nicht aussetzen möchte — um dann doch, durch eine Drohung der Göttin eingeschüchtert, gehorsam ihrem Gebot zu folgen.[1] Dieser Widerstreit wiederholt sich, als sie in der Kammer den Adonis findet, geschmückt, als wolle er zum Reigentanz sich begeben. Wie hat sie — es ist schon oben bemerkt — bittere Worte der Verachtung für den Weichling, wie sucht sie ihn durch den Vergleich mit ihrem früheren Gatten zu beschämen! Und doch klingt aus ihren scharfen Worten eine innere Teilnahme für den Gescholtenen unnachahmlich hervor. Man beachte nur den Widerspruch zwischen Anfang und Ende ihrer Rede![2] Es genügt eine seiner leichtfertigen Redensarten, ihren Groll zu beschwichtigen, und das Geständnis seines heißen Verlangens, seine Erinnerung an ihre erste wonnige Schäferstunde besiegen ihren Widerstand, sie folgt dem Gatten zum Lager. Es ist oben darauf hingewiesen, daß der Dichter Gelegenheit genommen habe, nachdrücklich an Helenes einstige schwere Verirrung zu erinnern. Es geschieht durch diese ihre noch fortdauernde Verführbarkeit;

[1] *Γ* 383 ff. — [2] *Γ* 428 ff.

ohne sie würden wir jene leichter vergessen, die weibliche Schwachheit der schönen Frau würde uns neben ihren sonstigen Charakterzügen weniger zum Bewußtsein kommen. Das aber will der Dichter nicht, wir sollen vielmehr die Schwere ihres Vergehens voll und ganz empfinden. Er bewirkt das jedoch nicht dadurch, daß er die Schuldige möglichst in ihrem sittlichen Werte herabsetzt, sondern indem er zeigt, welch schwere Folgen sich an ihren Fehltritt knüpfen, Folgen, die zumeist auf sie selbst zurückfallen, und zwar um so mehr, je höher sie sittlich steht. Darin eben zeigt sich gerade die tiefe Sittlichkeit, die das ganze Epos erfüllt.

Zu diesen Folgen gehört vor allem, daß die auf Schuld gegründete Ehe mit Paris, wie aus dem Gesagten zur Genüge hervorgeht, ihrem Herzen kein Glück, keine innere Befriedigung gewährt. Dahin gehört auch, daß ihr Mutterglück und Mutterfreuden nicht beschieden sind. Für das Kind, das sie in jugendlichen Jahren verlassen, haben die Götter ihr keinen Ersatz gewährt. Es trifft sie die Strafe der Vereinsamung.

Sodann aber ist ja der große, tränenreiche Krieg die Folge ihres Frevels, der Krieg, dessen Wechselfälle sie mehr berühren als die andern alle, der ihr nur Schmerzen, keine aufrichtige Freude bringen kann. Steht sie doch mit geteiltem Herzen zwischen den streitenden Parteien. Sie kann von den alten Freunden nicht lassen und hängt doch auch an den neuen; „welche auch fallen, es fallen die Ihrigen". Diese Zwiespältigkeit zeigt sie sogleich bei ihrem ersten Auftreten. Als sie hört, ein Zweikampf solle über den Besitz ihrer Person entscheiden, befällt sie eine süße Sehnsucht nach ihrem früheren Gatten, nach Vaterstadt und Eltern.[1] Und als sie nun, Tränen im Auge, auf dem Turme erscheint und dem Priamos Auskunft erteilen muß über die achaischen Helden, mit welcher Verehrung spricht sie da von diesen, von dem großen König vor allen, der, ach, ihr Schwager gewesen, von Idomeneus, dem Gastfreund ihres einstigen Gatten; und wie schmerzlich sucht ihr Auge auf dem Schlachtfeld nach ihren beiden Brüdern, deren Abwesenheit sie, freilich irrig, so feinfühlend erklärt![2]

[1] *Γ* 139 f. — [2] *Γ* 240 ff.

Daß sie nach zwanzigjähriger[1] Abwesenheit von der Heimat noch mit solcher Liebe an den Ihren hängt, gibt ihrem Gemüt eine Tiefe, die man nach ihrer einstigen Verirrung kaum bei ihr erwarten sollte. Diese selbst wird uns dadurch weniger leichtfertig erscheinen, und wir werden sie nicht sowohl auf einen flüchtigen Sinnenrausch, als auf die tiefere Leidenschaft eines irregegangenen, nicht unedlen Herzens zurückführen. Das erklärt auch ihre noch immer nicht erloschene Neigung zu ihrem Verführer. In dessen Verwandten aber sieht sie auch die ihrigen. Wie zu einem Vater schaut sie voll Ehrfurcht auf zu dem allzeit gütigen Priamos,[2] bewundernd zu Hektor, der um ihretwillen des Krieges Last und Mühe trägt,[3] dem sie am liebsten das Leid ihrer Seele klagt. Mit seiner Gattin und Mutter steht auch sie an Hektors Bahre in tiefem Weh und erhebt die Klage um den Edelgesinnten, in dessen Beisein kein Troer und keine Troerin ihr ein böses Wort habe sagen dürfen.[4]

Denn auch das gehört ja zu den schlimmen Folgen ihrer Tat, daß ein jeder sie verantwortlich macht für das Leid, das ihm persönlich der blutige Krieg zufügt, daß die Verwünschungen gegen sie kein Ende nehmen, daß bei jedem neuen Opfer, das der Schlachtengott vom Haus des Priamos fordert, die Vorwürfe der Schwäger und Schwägerinnen, ja selbst der Schwiegermutter sich erneuen.[5] Auch im Lager der Griechen, denen Paris gemeiniglich als der Übeltäter gilt, werden zuweilen Verwünschungen gegen sie laut; Achill nennt sie im frischen Schmerz um seinen toten Freund mit Schauder die entsetzliche Helene.[6]

Aber was bedeuten diese Vorwürfe im Vergleich mit den Anklagen, die Helene gegen sich selbst zu erheben nicht müde wird! Dadurch vor allem hat der Dichter ihre Gestalt gehoben und veredelt, daß er sie so tief ihre Verirrung bereuen läßt. Daß die Götter durch ihre Schuld so schweres Leid über viele Unschuldige verhängt haben, lastet schwer auf ihrer Seele. Wo immer sie erscheint, gibt sie diesem Gefühl Ausdruck, so

[1] *Ω* 765. — [2] *Γ* 172. — [3] *Z* 355 f. — [4] *Ω* 762 ff. — [5] *Ω* 768 ff. — [6] *T* 325.

ungemacht und ungewollt, daß man merkt, es dringt aus tiefstem Herzen.[1] Aber sie empfindet das Verwerfliche ihrer einstigen Verfehlung nicht nur wegen der hereingebrochenen schweren Folgen, sie hat ein Gefühl für das Häßliche, Unsittliche der Tat selbst. Darauf weist das Schmähwort, das sie immer wieder gegen sich gebraucht,[2] darauf auch, worauf schon Bezug genommen ist, die von ihr ausgesprochene Vermutung, ihre Brüder hielten sich beim Abschluß des Vertrages von den übrigen Griechen fern, weil sie sich ihrer Schmach schämten.[3] Die hochstrebende, ehrgeizige Frau bedenkt nicht ohne Schaudern, daß das Gedächtnis ihrer Tat sie überleben und ihr Name bei späteren Geschlechtern mit Schimpf genannt werden möchte.[4] Es überkommt sie wohl ein Grauen vor sich selbst, und sie häuft Schmähwort auf Schmähwort gegen sich[5] und verwünscht ihr ganzes Leben.[6]

2. Andromache.

So mild auch der Dichter den Charakter der Helene aufgefaßt, so zart und schonend er sie dargestellt hat, ihre Eigenart und ihre Bedeutung für die Dichtung liegen doch ganz auf der sinnlichen Seite weiblichen Wesens. Den Zauber, den weibliche Schönheit ausübt, aber auch das Unheil, das sie anzustiften vermag, und die Gefahren, denen sie selbst ausgesetzt ist, bringt uns ihre Persönlichkeit zu vollem Bewußtsein. Aber es gibt noch eine reinere Macht, die vom Weibe ausgeht, als der Zauber berückender Schönheit. Reine, selbstlose, hingebende Liebe ist seine höchste Tugend, die edelste Entfaltung der ihm angeborenen Art, denn Hingebung ist seine eigenste Natur. Diese höchste Offenbarung weiblichen Wesens konnte der Dichter, der uns alle edlen Seiten der Menschheit enthüllt, nicht unbeachtet lassen, und er schuf als Kontrastfigur zu Helene und als ein Seitenbild zu seinem herrlichen Hektor die Gestalt der Andromache. In ihr hat die

[1] *Γ* 412. — [2] *Γ* 180, *Z* 344, 356. — [3] *Γ* 242. — [4] *Z* 357 f. — [5] *Z* 344. — [6] *Γ* 173, *Z* 345 ff., *Ω* 764.

Gattin und junge Mutter ihren typischen und idealen Ausdruck gefunden.

Andromaches Wesen ist von dem Dichter so sehr von der ethischen Seite aufgefaßt, daß er ihrer äußeren Erscheinung nirgends gedenkt, kaum daß er einmal durch ein Beiwort, ihre weißen Arme rühmend, an sie erinnert. Wir dürfen uns Hektors Gattin so schön denken, wie wir wollen, oder auch weniger schön — es verschlägt nichts, es sind andre Eigenschaften, die uns zu ihr hinziehen.

Es ist einer von den sinnigen Zügen, denen wir so häufig bei Homer begegnen, daß er Andromache aller ihrer Lieben in der Heimat durch den mörderischen Krieg beraubt sein läßt. Ihr ist nur der Gatte geblieben, der nach ihrem seelenvollen Wort ihr auch Vater ist und Mutter und Bruder. Hektor hat sie alle beerbt, die ganze Fülle innigster Zuneigung eines reichen Herzens wird ihm zuteil.[1]

Ihre Liebe bewährt sich in zärtlicher Sorge und Geschäftigkeit für den unermüdlich tätigen Gatten. Der Dichter erwähnt gern gelegentlich kleine Züge dieser ihrer liebevoll sorgenden häuslichen Tätigkeit: daß sie ihm das Bad bereitet, während er draußen auf dem Schlachtfeld ist,[2] daß sie dem müde aus dem Kampfe Heimkehrenden selbst die Waffen abnimmt,[3] ja, daß sie ihre Fürsorge auch den Rossen zuwendet, die Hektor in die Schlacht tragen.[4] Auch Helenes häuslicher Arbeit wird einmal gedacht. Wir finden sie in ihrem Gemach mit einem Prachtgewebe beschäftigt, auf dem sie die Kämpfe der Troer und Achaier bildlich darstellt,[5] ein Werk ihrer kunstfertigen Hände, das an Wert leicht jenes Gewebe übertreffen mag, in das Andromache kunstlosere Verzierungen einwirkt.[6] Aber für wen ist dieses Kunstwerk bestimmt? Werden wir nicht annehmen, es solle ihrem eignen Schmucke dienen? Fehlt doch ihrem Tun der erwärmende Hauch der Liebe, der Andromaches ganzes Walten beseelt.

Und das ist bei dem verschiedenen Verhältnis beider Frauen zu ihren Gatten nicht anders möglich. Wie soll

[1] *Z* 413 ff. — [2] *X* 442 ff. — [3] *P* 207 f. — [4] *Θ* 185 ff. — [5] *Γ* 125 ff. — [6] *X* 440 f.

Helene aufgehen in Sorge für einen Mann, den sie im tiefsten Herzen nicht achten kann? Andromaches Neigung aber beruht auf dem festesten Grund weiblicher Liebe, der tiefempfundenen Bewunderung seiner Mannesgröße. Mit Stolz spricht sie es aus, daß Hektor allein es ist, der Trojas Mauern und Tore schirmt,[1] daß er der Hort ist der Frauen und unmündigen Kinder;[2] sie weiß, daß er in der Schlacht allen vorauseilt und keinem an Mute weicht.[3] Doch diese Empfindung ist ihr keine reine Quelle der Freude; denn stets gesellt sich dem berechtigten Stolz ein unbezwingliches Gefühl der Angst, ihn eben durch seine todverachtende Kühnheit zu verlieren; hat sie doch die Schrecken des Krieges, der ihr ja alle ihre Blutsverwandten entrissen hat, in vollem Maße erfahren.

Diese Gefühle geben den Grundton an für jene unvergleichliche Szene, in der wir zuerst Andromache kennen lernen, ihre Begegnung mit Hektor, auf die wir bereits bei dessen Charakteristik eingehen mußten. Sie hat von der Bedrängnis der Troer gehört, und in der Angst um den Gatten ist sie „einer Mänade gleich" zum Skäischen Tor geeilt, Ausschau zu halten. Dort trifft sie Hektor. Der Anblick des geliebten Mannes löst die Beklemmung ihres Herzens zu sanften Tränen. Sie tritt ihm entgegen mit liebevollem Vorwurf. Gleich die ersten Worte, die wir aus ihrem Munde vernehmen, geben dem doppelten Gefühle der Bewunderung und zärtlicher Besorgnis für den kühnen Mann, der ihr Gatte ist, ergreifenden Ausdruck. „Verderben wird dich dein Mut, Unseliger," so ruft sie aus, „es werden die Achaier dich töten, alle auf dich einstürmend." Und dann sagt sie ihm in rührenden Worten, was er ihr ist, was sie in ihm verlieren würde, und klagt, daß er kein Mitleid habe mit der Verlassenen, und bittet ihn zuletzt, zu bleiben und das Volk zu der Mauer zurückzuziehen. Hektor, für dessen Pflichtbewußtsein ihre Bitte doch unerfüllbar ist, kann von ihrer Brust die schwere, bange Sorge um so weniger nehmen, als er selbst von düsterer Ahnung nicht frei ist; er vermag ihr keinen andern Trost zu spenden, als ein solcher für ein liebendes Weib in dem

[1] *X* 507. — [2] Ω 730. — [3] *X* 459.

zartesten Geständnis einer unbegrenzten Liebe immer enthalten ist. Da verscheucht die bangen Gedanken für einen Augenblick das Gebaren des ahnungslosen Knäbleins, das die zärtliche Mutter von der Amme sich zum Tore hatte nachtragen lassen. Der Vater hat seine Hand ausgestreckt nach dem Kinde, aber dieses, erschreckt durch seinen Helmbusch, flieht schüchtern an den Busen der Amme. Da begegnen sich beide in einem fröhlichen Lachen. Hektor, nachdem er sich entwaffnet, nimmt sein Kind, herzt es und empfiehlt es der Huld der Götter, dann übergibt er es der Mutter. Die birgt es an ihrem duftenden Busen. „Alle zärtlichen und rührenden Gefühle sind in ihr rege geworden in unaussprechlich schöner Wirkung und ergießen sich in ein wehmütiges Lächeln, in freudige Tränen."[1] Als sie dann etwas beruhigter, dem Wunsch ihres Gatten gehorsam, sich weggewandt hat, um in ihren häuslichen Verrichtungen Ablenkung zu suchen und die volle Ruhe ihres Herzens wiederzugewinnen, glätten sich doch nicht so leicht die Wogen ihres erregten Gemütes, ihre Tränen fließen weiter, und immer wieder sieht sie dem Scheidenden nach, und nach Hause gelangt, teilt sie ihre Schmerzen und Sorgen den Mägden mit, und sie beweinen Hektor, noch ehe er seinen Siegeslauf begonnen, als wäre er bereits tot.

Wunderbar, wie in dieser so einfach, so natürlich verlaufenden Szene sich uns die zartesten Seelenregungen und das tiefste Empfinden edler Menschen enthüllen! Und auch das erfahren wir, welch innige Seelengemeinschaft die beiden Gatten verbindet. Andromache ist die Vertraute aller Gedanken Hektors, auch seine kriegerischen Maßnahmen bespricht er mit ihr, und in die Sorgen der Heerführung ist sie eingeweiht;[2] und so sehr verlangt sie und ist sie gewohnt, alles Schwere mit dem Gatten zu tragen, daß dieser, der Helene gegenüber so zartfühlend, so rücksichtsvoll erscheint, seinem durch bange Ahnungen geängstigten jungen Weibe seine eigne tiefe Niedergeschlagenheit nicht glaubt verhehlen zu dürfen.

Dadurch, daß der Dichter für die Begegnung der beiden Gatten eine Situation gewählt hat, in der durch die

[1] Z 484. — [2] Z 433 ff.

gewaltigen Taten des Diomedes und den ganzen Gang der Schlacht zwar Anlaß zu ernster Besorgnis gegeben ist, aber doch für Hektor eine unmittelbare Gefahr nicht besteht, erhält die Szene ihre überaus zarte Farbe. Andromaches Seele ist dadurch erregter, als gewöhnlich, und für jeden Eindruck empfänglicher, aber ihre erhöhte Angst um das Leben des Gatten beherrscht sie doch nicht so ausschließlich, daß in ihrem Herzen nicht auch noch andre Empfindungen Raum finden. So stellt sich bei ihr jene schöne Mischung von Weh und Wonne ein, alles Rührende treuer Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit wird in einem Punkte vereinigt.

Man denke sich Andromache auf der Mauer in dem Augenblick, als Hektor vor dem Tore den Peliden erwartet und dem unabwendbaren Tode gegenübersteht! Wie anders hätte der Dichter ihre Apostrophe an Hektor im Ton und in der ganzen Anlage gestalten müssen! Aber zu überbieten war jene erste Szene voll feinsten poetischen Duftes nicht, und der Dichter hat es weislich unterlassen, in einen unfruchtbaren Kampf mit sich selbst zu treten. Hektor zu beschwören, in die schirmende Stadt sich vor Achill zu flüchten, überläßt er seinen beiden betagten Eltern. Andromache erscheint erst wieder, als das Unheil bereits geschehen ist, das sie immer gefürchtet und in ahnender Seele vorausgesehen hat. Aber im Augenblick des Geschehens schweigt die bange Stimme in ihrem Innern — wie ist auch dies dem Leben abgelauscht, und wie grell beleuchtet es die Unzulänglichkeit des menschlichen Ahnungsvermögens! — und erst durch das Klagegeschrei der Troer und die Jammerrufe der verzweifelnden Hekabe, die von der Mauer bis zu ihr herüberdringen, wird sie aus ihrer häuslichen Tätigkeit aufgeschreckt. Sogleich fliegen ihre Gedanken zu Hektor, und sie errät, wenn auch in ihrer Befürchtung noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibend, daß ihm von Achill eine furchtbare Gefahr drohe. Mit der ganzen Kraft plastischer Schilderung, mit der er die Seelenerschütterung Achills bei der Nachricht vom Tode des Patroklos dargestellt, führt uns der Dichter den Zustand der zu Tode Erschrockenen vor Augen. Beim ersten Laut, der an

ihr Ohr dringt, überfällt sie ein Zittern, daß ihr das Webschiff aus der Hand sinkt, es schießt ihr das Blut zum Herzen, daß dieses bis zum Halse hinauf schlägt, und ihre Glieder sind einen Augenblick wie gelähmt. Dann eilt sie in wilder Erregung klopfenden Herzens, von zwei Dienerinnen begleitet — denn auch in dieser Erregung vergißt sie nicht der Pflichten ihres Standes — zu dem Turme, und bei dem Anblick, der sich ihr hier bietet: ihr trauter Gemahl von den Rossen Achills durch die Ebene geschleift, da tritt Dunkel vor ihre Augen, und besinnungslos sinkt sie in die Arme ihrer Verwandten zurück.[1] Als sie aus tiefer Ohnmacht erwacht, ergießt sich ihr Schmerz in rührende Klagen.

Für einander seien sie beide, so klagt sie, vom Schicksal bestimmt, und nun sei Hektor von ihr geschieden. Wäre sie doch nie geboren worden! Dann gedenkt sie ihres Kindes, das so früh seinen Vater, seinen Beschützer verloren. Sie ergeht sich in Klagen über das Los des Waisenstandes und malt sich in schmerzlicher Übertreibung das Schicksal ihres Sohnes aus, wenn er vaterlos in Ilios aufwachse. Und nun wenden sich ihre Gedanken wieder ihm zu, der nackt bei den Schiffen der Griechen liegen werde, von Würmern gefressen, nachdem die Hunde sich an ihm gesättigt. Da ist es denn ein so einfacher und ungesuchter, wie ergreifender Zug, daß sie der vielen, schönen Gewänder gedenkt, die sie für ihn hat arbeiten lassen und die nun zwecklos in der Truhe liegen; sie alle will sie dem Toten zu Ehren statt seiner verbrennen.[2]

Am meisten charakteristisch in ihrer Klage ist, daß sie, die doch so schwer durch Hektors Geschick getroffen ist, von sich selbst am wenigsten spricht. Der Schmerz pflegt selbstsüchtig zu sein; wer das eigne tiefe Weh über dem Leide andrer vergißt, muß viel Selbstverleugnung besitzen. Die gleiche Selbstlosigkeit zeigt Andromache — im Unterschied von Helene, die auch an Hektors Leiche vor allem an sich denkt — da sie nach der Lösung ihres Gatten als erste die Totenklage erhebt. Trotzdem Tage der Sammlung inzwischen verstrichen sind, trotz des Trostes, den die Rückgabe des Leichnams ihr

[1] *X* 447 ff. — [2] *X* 477 ff.

gewähren mußte, steht sie doch noch fassungslos, mit gleich trübem Ausblick in die Zukunft an seiner Bahre. Die Bilder, die Hektor einst in ahnendem Geiste von dem Untergang Trojas und dem Schicksal der Seinen geschaut, bedrängen nun ihre Seele. Aber auch jetzt denkt sie nur flüchtig an ihr eignes Los und verweilt bei dem Schicksal ihres Kindes, auf das sie nun alle Liebe und Fürsorge, die sie ihrem Gatten zugewandt hatte, aber auch alle Angst und Besorgnis, die sie für ihn gehegt, überträgt. In der heldenmütigen Tapferkeit ihres Mannes, die ihr zu dessen Lebzeiten eine Quelle der Besorgnis war, sieht sie nun auch eine Gefahr für seinen Knaben, den bei der Eroberung der Stadt die Rache seiner Feinde treffen werde. Und doch verweilt sie in Gedanken mit Stolz bei seinen kriegerischen Taten, um sich dann um so schmerzlicher der Schwere des erlittenen Verlustes zu erinnern. Und wie auch sonst der Schmerz selbstquälerisch nicht des Tröstlichen gedenken mag, sondern das aufsucht, was seine Pein vermehrt, so denkt sie nicht daran, daß Hektors Leib ihr frisch und unversehrt zurückgegeben, sondern daß ihr der Gatte ohne einen letzten Händedruck entrissen ist, daß er kein tröstliches Wort mehr zu ihr gesprochen, an das sie mit heißen Tränen denken könnte Tag und Nacht. So eröffnet uns ihre Totenklage einen Blick in eine düstere, trostlose Zukunft, und Goethes Worte fallen uns ein:

Die Tränen, die unendlichen,
Der überbliebnen, der verlaßnen Frau
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter schweigt
Von tausend durchgeweinten Tag und Nächten,
Wo eine stille Seele den verlornen,
Rasch abgeschiednen Freund vergebens sich
Zurückzurufen bangt und sich verzehrt.

Andromaches Gestalt ist von Anbeginn mit einem elegischen Hauch übergossen. Sie ist die zarteste und reinste der Dichtung. Ganz schuldlos, trägt sie doch wohl am schwersten von allen am Leid der Sterblichen. Ihr Schicksal ist mit dem Hektors unlöslich verknüpft. „Sie ist wie eine Blume, die rettungslos sich senken und schließen wird, wenn ihre Sonne untergeht."

3. Hekabe.

Hektor und Andromache haben als Muster der Gattenliebe in dem Gedächtnis der Menschen ein ewiges Leben. Zwar spricht Andromache auch mütterliches Empfinden wahr und innig aus, aber für ihre Erscheinung ist doch nicht dieses, sondern ihr eheliches Glück und Leid das Wesentliche, nur um dessen Darstellung noch zu vertiefen, hat der Dichter ihr den kleinen Astyanax zugesellt. Das Verhältnis zu Hektor ist für sie, wie überhaupt für die troischen Figuren, maßgebend. Darum hat auch, um Mutterliebe zu besingen, Homer dem Priamos die greise Hekabe zur Seite gestellt. Wie ihres Lieblingssohnes[1] leidvolles Geschick die Mutter trifft, das will er uns zeigen, und indem er also dasselbe Ereignis, Hektors letztes Schicksal, sich in den Herzen zweier Frauen, die ihn in verschiedener Weise, aber mit gleicher Stärke lieben, widerspiegeln läßt, hat er nun Gelegenheit, die Feinheit der Nuancierung zu beweisen, die wir auch anderwärts bei seiner Charakterzeichnung bewundern können.

Im sechsten Gesang der Ilias, in dem Homer uns in unvergleichlicher Darstellung Hektors Begegnung mit Andromache vor Augen führt, läßt er ihn auch, allerdings in einer viel anspruchsloseren Szene, mit seiner Mutter zusammentreffen. Sie errät sogleich den Anlaß, der Hektor, während draußen die Feldschlacht tobt, in die Stadt geführt hat, daß die „verwünschten" Achaier die Troer bedrängen und er Hilfe bei den Göttern suche. Wie Hektor den Troerinnen, die ihn unterwegs mit Fragen bestürmten, nichts anderes zu raten wußte, als zu den Göttern zu beten, so fragt sie ihn, ob er gekommen sei, auf der Burg die Hände zu Zeus zu erheben. Sie heißt ihn zuvor dem Kroniden spenden und sich selbst mit Wein erquicken, da er im wehrenden Kampf für die Seinen müde geworden sei.

Wie unser Dichter es liebt, wenn er neue Personen in das Epos einführt, gleichsam präludierend die Saiten leise anzuschlagen, die später voller und kräftiger erklingen sollen,

[1] Ω 748.

so wird auch hier kaum merklich auf die Eigenschaften Hekabes hingewiesen, die im weiteren Verlauf stärker hervortreten und vornehmlich ihren Charakter konstituieren: ihre mit Stolz gepaarte Liebe zu ihrem pflichttreuen, heldenmütigen Sohne, ihren Haß gegen die Feinde und ihr Vertrauen auf helfende Götter.

Nach dieser ersten flüchtigen Begegnung erscheint Hekabe, wie Andromache, erst wieder, als sich Hektors Schicksal erfüllt. Sie ist Zeugin, wie dieser vor dem Tore mit finstrer Entschlossenheit den unbezwinglichen Achill erwartet. In einer Szene von wahrer Großheit beschwört sie ihn, ihr nicht das Leid anzutun, sich in den sichern Tod zu stürzen, einen Tod, der ihr nicht einmal die Möglichkeit lasse, ihn auf dem Totenbette zu beweinen. Was kann rührender und erhabener zugleich sein, als wenn sie dabei ihr Gewand aufreißt und den Busen entblößt und mit einer vielsagenden Geste auf die Mutterbrust, die ihn einst gestillt, Mitleid und Ehrfurcht von ihm verlangt?[1] Als ihre Bitte das Gefürchtete nicht zu wenden vermag, als Achill an ihres Sohnes Leib das Unmenschliche begeht, da ist ihre Klage heftig, leidenschaftlich, wie ihr Schmerz; sie reißt in Verzweiflung den schimmernden Schleier vom Haupte und wirft ihn weit fort, sie rauft ihr Haar, und ihr Wehruf durchhallt die Stadt. Jetzt, da sie ihn tot sieht, kommt es ihr noch deutlicher zum Bewußtsein, was sie an ihm gehabt hat, was sie mit ihm verliert. Aus ihrer Klage tönt der Mutterstolz mächtig hervor, jenes gewaltige Gefühl, das die Brust einer jeden Frau schwellen macht, die das Glück hat, einem großen Sohn das Dasein gegeben zu haben. Er war ihr Stolz bei Tag und im Traum der Nacht, er war der Trost und der Ruhm der Troer und Troerinnen, die ihn wie einen Gott empfingen.[2] Ganz anders wie Andromache, die Hektors Kühnheit und Unerbittlichkeit mit heimlicher Angst und Sorge betrachtete, weil sie ihn in Gefahr stürzten und den Haß seiner Feinde gegen ihn schärften, war Hektors Größe ihr eine Quelle ungetrübter Freude. In ihrem ersten Schmerz ruft sie aus, was solle ihr jetzt noch das Leben.

[1] *X* 80 ff. — [2] *X* 431 ff.

Aber die Moiren haben dem Menschen, wie der Dichter sagt, ein duldsames Herz gegeben. Auch Hekabe bezwingt ihren herben Schmerz, und ihre starke Seele richtet sich wieder auf in dem erhebenden Gedanken an ihres Sohnes Nachruhm und dem stolzen Gefühl, daß er nicht als Feigling gefallen, sondern im ehrenden Kampf für die Seinen.[1] Obwohl sie ihn bei den Schiffen der Achaier von den Hunden zerfleischt glaubt, beugt sie sich doch dem furchtbaren und für ihr Mutterherz unbegreiflichen Walten des Schicksals und meint, als Priamos ihr seinen Entschluß mitteilt, Achill um Rückgabe der Leiche Hektors anzuflehen, ihm habe es schon bei seiner Geburt die Moira vorbestimmt, einst fern von seinen Eltern die Hunde zu sättigen.[2] Erscheint sie so äußerlich resigniert, so durchzuckt sie doch in ihres Herzens Tiefen ein stechender Schmerz, wenn sie an Hektors Geschick denkt. Das lehrt der erschreckende Ausbruch ihres Hasses gegen den Mann, der ihrem Sohne das alles getan hat. Sie möchte sein Herz mit den Zähnen zerreißen, damit ein Akt der Vergeltung geschähe.[3] Das ist derselbe glühende Haß, der Achill gegen Hektor erfüllte und ihn zu einer ähnlichen maßlosen Äußerung hinriß.[4] Auch hier drängt sich der Vergleich mit Andromache auf, aus deren Munde wir kein Wort des Hasses vernehmen gegen den Mann, der geradezu ihr Verhängnis ist, der Vernichter aller derer, an denen ihr Herz gehangen. Sie ist zu sehr niedergebeugt vom Schmerz, um sich gegen ihn auflehnen zu können. Haß aber, der Rache, wenn auch oft nur ein ohnmächtiges Rachgefühl, erzeugt, ist Auflehnung, Reaktion gegen uns zugefügten Schmerz oder Kränkung. Es ist beachtenswert, daß uns gerade Andromache eine Tatsache mitteilt, die für Achill in hohem Grade ehrend ist, sein Verhalten gegen ihren von ihm erschlagenen Vater.[5] Hekabe dagegen gedenkt auch nach der edelmütigen Rückgabe von Hektors Leiche noch mit verhaltenem Groll der unmenschlichen Rache, die Achill an ihr vollzogen, und bemerkt mit stiller Genugtuung, daß er durch sie doch den von Hektor getöteten Freund nicht wieder zum Leben zu erwecken

[1] *Ω* 214 ff. — [2] *Ω* 209 ff. — [3] *Ω* 212 f. — [4] *X* 346 f. — [5] *Z* 417 ff.

vermocht hat.[1] Wie viel mehr muß sie vorher mit der Subjektivität des Hasses leidenschaftlicher Frauen in dem Mörder ihres Sohnes, dem Schänder seines Leichnams einen blutgierigen, tückischen, jedes edleren Gefühls baren Wüterich sehen, der nicht davor zurückschrecken werde, sich an einem wehrlosen, bittflehenden Greise zu vergreifen.[2] Darum widerrät sie dringend die Ausfahrt ihres Gemahls. Sein Leben will sie nicht, auch um noch so hohen Preis, auf ein so gefährliches Spiel setzen. Da dieser aber, im Vertrauen auf die göttliche Stimme in seinem Innern, ihrer Einrede nicht achtet, erscheint sie vor der Abfahrt mit einem Becher Weines und heißt Priamos, wie einst den Hektor bei ihrer Begegnung in Ilios, dem Vater Zeus spenden und ihn um ein günstiges Zeichen bitten. Nur, wenn dies erfolge, will sie sich zufrieden geben und ihn beruhigter ziehen lassen.[3] Das göttliche Zeichen widerspricht den bösen Ahnungen ihres Herzens, und bald bringt Priamos unter dem Geleite der Himmlischen Hektors Leiche zurück. An seiner Bahre erhebt Hekabe die Totenklage. Aber während die tiefgebeugte Gattin keinen Trost hat und in ihren Abschiedsworten alles das aufsucht, was ihren Schmerz verschärfen muß, hebt Hekabe das Tröstliche an Hektors Schicksal hervor, daß er im Leben und im Tode ein Götterliebling war. Sie preist seinen Tod, den sie hohen Sinnes dem Geschick seiner Brüder vorzieht, die Achill als Sklaven in die Fremde verkauft habe, sie gedenkt kurz seiner letzten Ruhmestat, vor allem aber rühmt sie, daß die Götter über ihm gewacht und seinen Leib bewahrt hätten, so daß er so frisch und ohne jede Spur der Verwesung daliege, als habe er eben erst die Augen geschlossen.[4] So steht Hekabe in hoher Fassung an der Bahre, und ihre Klage klingt wie ein Lobgesang auf die Himmlischen und deren Liebling unter den Menschen, ihren großen Sohn.

Wollen wie Hekabes Verhalten mit dem Andromaches vergleichend beurteilen, so werden wir den Unterschied der Jahre nicht außer acht lassen. Resignation lernt man im Alter. Aber der Unterschied liegt doch vor allem in ihrem

[1] Ω 755 f. — [2] Ω 206 ff. — [3] Ω 283 ff. — [4] Ω 748 ff.

Charakter. Alle zarten, innigen, echt weiblichen Gefühle findet man bei Hektors junger Gattin; Hekabe wird von stärkeren, heftigeren Empfindungen bewegt. Wie ihre Frömmigkeit Hektors Erbteil zu sein scheint, so hat dieser auch von ihr seine starken Affekte, seine tiefe Empfindung in Liebe und in Haß, seine Richtung auf das Große, sein Gefühl für Ruhm und Ehre. Hekabe ist in Wahrheit eine Heldenmutter.

4. Briseis.

Nur Hekabe, Andromache und Helene, die der Dichter an Hektors Bahre zusammenführt, daß sie die Totenklage erheben, sind von den Frauen des troischen Königshauses Persönlichkeiten mit selbständigem inneren Leben. Die sonst noch genannt werden, einige Schwestern Hektors, sind nichts als Schatten, denen ein bezeichnendes Beiwort, ein gelegentlich ihnen verliehener Charakterzug einen Schein des Lebens zu geben bestimmt sind.

In dem griechischen Zeltlager, wo nur Sklavinnen einem fremden Willen gehorsam dahinleben, findet der Dichter noch weniger Gelegenheit zur Entfaltung weiblicher Charaktere. Nur zwei von ihnen erregen unser Interesse durch ihre Bedeutung für die Handlung der Dichtung: die Tochter des Chryses, die uns gleich zu deren Beginn als ein mit allen Vorzügen ausgestattetes, von ihrem Herrn, dem Völkerfürsten Agamemnon, seiner hohen Gemahlin Klytaimnestre gleichgeachtetes Weib entgegentritt, und besonders die holde Briseis. Sie mag man immerhin in gewissem Sinne mit Helene vergleichen. Wie um diese der große Krieg zwischen Troern und Achaiern entbrannt ist, so wird sie die Ursache des verhängnisvollen Zwistes im griechischen Lager. Aber man verkenne auch den Unterschied zwischen dem Anteil beider Frauen an den um ihretwillen geschehenen Ereignissen nicht! Helene trägt die volle Schuld am Ausbruch des großen Krieges, Briseis ist gänzlich schuldlos am Zwist der Könige; ihr fehlt ja als Sklavin die Möglichkeit freien Handelns, sie ist nur

der Spielball fremder Leidenschaft. Die Gattin des Paris, des blonden Menelaos einstige Gemahlin, gehört mit zu den handelnden Personen des Epos, denn der Dichter hat die weit zurückliegende Ursache der Kämpfe um Ilios in seine Dichtung hineinzuziehen verstanden. Die intime Kenntnis ihres Seelenlebens, der Einblick in die Gemütszustände der verderblichschönen Frau gehören zum Verständnis der Handlung selbst. Eine solche Nötigung, das Empfinden der willenlos dem Gebot der Mächtigen gehorchenden Briseis vor uns zu erschließen, lag für den Dichter nicht vor. Und so sehen wir sie auch, wie Chryseis, stumm durch die Dichtung hinschreiten. Schweigend folgt sie den Herolden, die Agamemnon gesandt hat, um sie aus Achills Zelt zu holen. Kaum, daß der Dichter uns verrät, daß sie innerlich widerstrebend mit ihnen geht. Aber dieser selbst gewinnt an der rührenden Gestalt immer mehr Interesse, und er findet Gelegenheit, wo er sie aus dem Halbdunkel, in dem sie bisher gewandelt ist, hervortreten und das helle Tageslicht, wenn auch nur für einen Augenblick, auf sie fallen läßt. Eine heftige Erschütterung der Seele löst ihr die Zunge, und wir erfahren aus ihrem eignen Munde die Schicksale ihres Lebens und ihre Empfindungen und geheimen Wünsche.

Ihr Leben stellt uns das herbe Los der Frauen in dieser wildbewegten, kriegerischen, von rohen Sitten beherrschten Zeit vor Augen. Sie ist eine Fürstentochter, so gut wie Andromache. Ihr Vater hatte sie dem Mynes, dem Herrscher von Lyrnessos, einer der troischen Nachbarstädte, zum Weibe gegeben. Da naht der leidige Krieg den Mauern ihrer Stadt; dieselbe wird von Achill zerstört, und ihr Gatte sowie ihre drei Brüder werden von dessen Hand erschlagen. Der Pelide wünscht sie sich zur Ehrengabe. So muß sie dem Mörder ihres Mannes folgen und ihm das Lager bereiten.[1] Aber die Begehrlichkeit des Oberkönigs entreißt sie ihrem Gebieter, und ihr Los scheint zu sein, ihren Leib dem neuen Herrn preiszugeben, eine Erniedrigung, vor der sie nur dessen

[1] *T* 291 ff., *B* 689 ff.

geheime Scheu vor Achill bewahrt. So kehrt sie unberührt in den Besitz des früheren Gebieters zurück, als dessen Lagergenossin wir sie im Ausgang des großen Epos da, wo zum letztenmal des Helden gedacht wird, finden.[1] Aber der Ausblick in die Zukunft, den uns der Dichter eröffnet, der bevorstehende Tod des großen Peliden läßt auch ihr Geschick ungewiß und neuem Wechsel unterworfen erscheinen. So folgt bei ihr, wie sie selbst sagt, Leid auf Leid.[2]

Daß diese Frau, die dem Achill als Ehrengabe zugeteilt ward, die Agamemnon als Ersatz für seine so hoch geachtete Geliebte verlangt, den höchsten Vorzug des Weibes besitzt, daß sie schön ist, erscheint wohl selbstverständlich. Der Dichter deutet das zunächst nur an, indem er ihr, wo er sie nennt, keins der Beiwörter versagt, durch die er Frauenschönheit zu bezeichnen pflegt, bald ihr Haar, bald ihre Wangen, bald auch ihre schlanke Taille rühmt, bis er in dem Augenblick, wo ihr Bild sich unsern Sinnen fest und dauernd einprägt, als sie in jähem Schmerz sich über Patroklos' Leiche wirft, uns ihre ganze Schönheit schauen läßt, den lieblichen Busen, den zarten Hals, das schöne Antlitz. Ein göttergleiches Weib nennt er sie, von ihrem Anblick selbst betroffen, und er spendet ihr das höchste Lob, das weiblicher Schönheit gezollt werden kann, indem er sagt, sie gleiche der goldenen Aphrodite, das heißt doch, ihr Leib sei geschmückt mit allem Liebreiz holdester Weiblichkeit.[3]

Aber wir erfahren hier auch, welch schöne Seele in dem lieblichen Leibe wohnt, wie reich ihr Herz an Liebe ist und wie bedürftig der Liebe, wie bereit zur edelsten Empfindung, der Dankbarkeit. Wie greift ihr der Anblick des Todes ans Herz; wie heiß ist ihr Schmerz um den Jüngling, den sie in blühender Kraft verlassen und der nun vor ihr liegt, vom Speer zerrissen! Mit überfließender Dankbarkeit gedenkt sie dessen, was ihr Patroklos im Leben gewesen, der sie in der Zeit größter Verlassenheit tröstete, als ihr Gatte und ihre Brüder gefallen waren und der Tag der Knechtschaft über

[1] *Ω* 676. — [2] *T* 290. — [3] *T* 282 ff.

ihr aufging, dessen gütige Worte Balsam für ihre Wunden waren, der sie ihre Tränen trocknen hieß und sie mit neuer Lebenshoffnung erfüllte. Und welches war diese Hoffnung, deren Bild Achills Freund in ihr erweckt hatte und die sie seitdem in ihrem Herzen heimlich nährte? Daß der Pelide dereinst in seiner Heimat die Hochzeit mit ihr ausrichten werde, daß sie statt der Lagergenossin des herrlichsten Helden eheliche Gattin, statt einer Sklavin die Gebieterin im Fürstenhause zu Phthia sein werde. Man sieht wohl, Briseis hegt keinen Groll mehr gegen den Mörder ihres einstigen Gatten; sie hat sich innerlich mit den Feinden ihrer Heimat versöhnt, sie ist in ihrem Herzen eine Myrmidonin geworden, sie klagt um den toten Freund ihres Herrn so schmerzlich und leidenschaftlich, wie um einen heiß geliebten Bruder. Man denke sich Andromache in gleicher Lage, um sich doch auch des Unterschieds bewußt zu werden, der hinsichtlich der Tiefe der Empfindung zwischen den beiden Fürstentöchtern besteht! Freilich der Herrscher von Lyrnessos mochte auch mit einem Hektor nicht zu vergleichen sein.

Es ist auch für die Beurteilung der Persönlichkeit der Briseis von Wert, zu wissen, welche Empfindungen der Pelide selbst für sie hegte, ob jenes Wort des Patroklos nur so zum Troste der Tiefgebeugten gesprochen war oder auf der genauen Kenntnis des Herzens seines Freundes beruhte. Eine Bedeutung für Achills Seelenleben, wie die Freundschaft mit Patroklos, hat sein Verhältnis zu der speererbeuteten Geliebten gewiß nicht. Wie könnte er sonst nach dem Tode seines Freundes in dem bitteren Gefühl, daß um Briseis' willen all das Unglück entstand, dem auch zuletzt Patroklos zum Opfer fiel, den Wunsch aussprechen, Artemis möchte sie an dem Tage, als er sie gefangen von Lyrnessos mit sich führte, mit ihrem Pfeil getroffen haben.[1] Ja, auch seine selbstsüchtigen Empfindungen sind stärker als die Neigung zur Geliebten. Die Wegnahme der Briseis betrachtet Achill zunächst nur unter dem Gesichtspunkt der Ehre; es ist die ihm

[1] *T* 59 f.

widerfahrene Schmach, die den furchtbaren Groll in ihm erregt. Aber als er dann im Gespräch mit Agamemnons Gesandten die erwünschte Gelegenheit hat, alles auszusprechen, was ihm die Seele bewegt, da hören wir doch, wie sehr er auch im Herzen durch jenen Raub getroffen ist. Er hatte davon gesprochen, daß der ganze Kriegszug doch nur um der Atriden willen, um Helene wiederzugewinnen, unternommen sei, und fragt nun erregt: „Lieben denn nur sie ihre Frauen, liebt nicht jeder rechte Mann die seine, wie auch ich jene von Herzen liebte, ob sie gleich nur im Krieg erbeutet war?“[1] Wenn er dann im weiteren Verlauf der Unterredung auf das Anerbieten Agamemnons, er möge sich eine seiner Töchter zur Ehe auswählen, erklärt, sein Vater werde ihm nach seiner Heimkehr schon eine der Jungfrauen seines Heimatlandes zur Gattin aussuchen, so berührt das sein Verhältnis zu Briseis, deren Rückgabe durch Agamemnon er ja in seinem tiefen Unmut gerade ausschlägt, natürlich gar nicht. Es bleibt das in unbewachtem Augenblick ausgesprochene schöne Bekenntnis seiner Liebe.

Modernes Empfinden — irre ich nicht, eines französischen Gelehrten — hat in der Episode von Briseis ein romanhaftes Motiv gefunden. Das schöne Mädchen wird von ihrem Vater einem Fürsten in ihrer Heimat ohne ihre Neigung vermählt; der Krieg beraubt sie des Gatten, den sie ohne tieferen Schmerz verliert; der herrlichste Held nimmt nach dem Recht des Krieges Besitz von ihrem Leibe, doch sie vermag seine Zärtlichkeit nicht mit Liebe zu erwidern. Sie hat ihr Herz dem schönen Freunde ihres Gebieters zugewandt, der sie durch seine Güte, seine Freundlichkeit bezaubert hat. Heimlich trägt sie die zärtliche Neigung in ihrem Busen, bis der plötzliche Anblick des entseelten Geliebten die tiefverschlossene Empfindung hervorbrechen läßt und sie in leidenschaftlichen Klagen, sich den Leib zerfleischend, ihrem Schmerze rührenden Ausdruck gibt.

Es ist gewiß wahr, daß Homer als Charakteristiker

[1] *I* 340 ff.

manche Empfindung seiner Personen unausgesprochen läßt, daß er oft von ihnen nur Tatsächliches berichtet und es dem Hörer überläßt, dieses in seiner Phantasie mit andern Zügen zu einem Bilde zu verarbeiten. Jedoch alles in einer Weise, die dem einfachen Sinn seiner Dichtung entspricht. Gesuchte, widerspruchsvolle Deutungen hervorzurufen liegt ihm fern. Man kann es ja verstehen, was jene pikante Auffassung veranlaßt hat. Das heftige Weh, die jammervolle Klage der Briseis beim Tode des Patroklos schien für bloß freundschaftliche Empfindung zu leidenschaftlich zu sein, erschien als ein Ausfluß tiefer Herzensneigung des Weibes. Das beruht, glaube ich, auf einer Verkennung homerischer Naivität, die sich auch in der Unbefangenheit im Verkehr der Geschlechter äußert. Es liegt in der Klage der Briseis nichts Zwingendes, sie auf erotische Gefühle zurückzuführen; auch der Schmerz einer Schwester würde sich nicht anders aussprechen. Und dies eben ist der Sinn jener Szene: die Verbindung zwischen Achill und Patroklos ist so innig, daß dieser von der Geliebten jenes wie ein Bruder angesehen und geliebt wurde, zumal er ihr dieselben freundschaftlichen Gefühle entgegentrug. Das Verhältnis der Briseis zu Patroklos ist ähnlich wie das der Helene zu Hektor. Beide Frauen verlieren in den edlen Toten einen treuen Freund, der mit ihnen fühlte, eine Stütze, einen Halt im fremden Volke; in beider Klage mischt sich deshalb auch der Gedanke an das eigne Leid, das ihnen der Verlust des Freundes wieder fühlbarer macht. Geschieht das leidenschaftlicher bei Briseis, gehaltener bei Helene, so erklärt sich das wenigstens zum Teil aus der verschiedenen Situation, da jene dem raschen Impulse folgt, den ihr der erste Anblick des Toten gibt, diese hingegen die feierliche Totenklage anstimmt.

Um Homer zu verstehen, muß man sich freimachen von moderner Sentimentalität und modernem Raffinement. Nur die einfachen, in ihrer Einfachheit aber großen Verhältnisse der Menschennatur sind dem hohen Sinn seiner Dichtung gemäß; das Pikante, das Romantische, das Komplizierte, das Seltsame darf man in ihr nicht suchen. Alles ist typisch,

vorbildlich. Das durch moderne Bildung und Verbildung beeinflußte Empfinden soll durch unbefangene Hingabe an die edle Einfachheit und Reinheit homerischer Denkart geläutert und gereinigt, nicht die stille Größe homerischer Poesie durch Unterschieben der heutigen Empfindungs- und Denkweise getrübt werden. Der Versuch, die homerischen Menschen zu modernisieren, ist ein Hauptfehler des an Gedanken und feinen Beobachtungen reichen Buches über Homers Ilias von Herman Grimm.

Ich stehe am Ende meiner Ausführungen. Ihr Zweck war einmal, nachzuweisen, daß Homers Dichtung, wie sie ein glänzendes Bild der äußeren Welt vor uns ausbreitet, so auch das Innenleben der damaligen Menschen getreu widerspiegelt, daß alle Seelenzustände, alle Herzensregungen eines jugendlichen Geschlechts in ihr einen klaren, oft ergreifenden Ausdruck finden. Homer ist einer der großen Herzenskündiger der Menschheit. Aber er ist — und dies nachzuweisen war die zweite Aufgabe, die ich mir gestellt — auch ein großer Gestalter, der Bildner einer Fülle von lebensvollen und lebenswahren Charakteren, die, typisch erfaßt, mit so viel individuellen Zügen ausgestattet sind, wie es der Einfachheit des Heroenzeitalters und der Natur der epischen Dichtung entspricht.

Damit spreche ich nichts Neues aus; ich wollte nur eine längst gewonnene Erkenntnis eingehender und umfassender, als es bisher geschehen ist, von neuem begründen. Und das war vielleicht keine überflüssige Bemühung. Denn wie die moderne Altertumswissenschaft so viele überkommene Ansichten des Klassizismus, die zum Teil das Ansehen gesicherten Wissens gewonnen hatten, in Zweifel gezogen, wankend gemacht, ja ganz über den Haufen geworfen hat, wie sie auch auf dem Gebiete ästhetischer Beurteilung eine Umwertung der Werte mit mehr oder weniger Recht versucht hat: so ist auch der homerischen Charakteristik das Höchste und Wichtigste, was man von aller Charakterzeichnung fordern darf, die Ein-

heitlichkeit und innere Konsistenz der Charaktere abgesprochen worden. Kein Geringerer als v. Wilamowitz hat geradezu erklärt, es sei „natürlich überhaupt eine Torheit, von einem Charakter des homerischen Achilleus oder Odysseus zu reden". Wäre diese Behauptung richtig, so würde damit über dieses Buch noch vor seinem Erscheinen der Stab gebrochen sein. Aber der große Gelehrte hat das nach seiner Gewohnheit von ihm scharf pointierte Urteil nicht bewiesen, wozu ihm freilich der Ort, an dem er es ausgesprochen, die Gelegenheit auch nicht darbot. Wenn ihn nun schon dabei ohne Zweifel ganz bestimmte Beobachtungen geleitet haben, so bin ich doch weit entfernt zu glauben, daß diesen eine so weitgehende Beweiskraft innewohne. Und wenn er zur Erklärung der behaupteten Tatsache hinzufügt, daß ja verschiedene Dichter die Helden verschieden auffassen, so wird er am wenigsten glauben, daß dieselbe dadurch irgendwelche Stütze oder Begründung erhalte. Denn es geht ja nicht an, aus einer Hypothese, sei man von ihrer Richtigkeit auch vollkommen überzeugt, Folgerungen für die Auffassung von Erscheinungen zu ziehen, die ihr Gesetz in sich tragen, die aus sich selbst heraus beurteilt werden können. Das Umgekehrte ist richtig. Die Hypothese erhält aus dem autonomen Urteil über solche Erscheinungen, die in einem Kausalnexus mit der von ihr angenommenen Tatsache stehen, eine Bestätigung, oder sie wird durch dasselbe erschüttert. Das letztere, fürchte ich, würde der Fall sein, wollte man aus der Art homerischer Charakteristik auf das große homerische Problem Rückschlüsse machen — falls jene Behauptung, daß verschiedene Dichter einen Charakter nicht gleich aufzufassen vermögen, wirklich der Wahrheit entsprechen sollte. Aber dies wäre zunächst zu untersuchen. Es ist doch auch denkbar, daß ein Dichter, der es unternimmt, eine Dichtung fortzusetzen oder zu erweitern, ebenso, wie er auf die Handlung derselben stetige Rücksicht bis ins kleinste zu nehmen bedacht ist, auch im Geiste seines Vorgängers dessen Figuren aufzufassen und weiterzubilden wohl imstande sei. Ich überlasse diese Frage, wie billig, der höheren Kritik. Nur möchte ich mich zum Schluß noch gegen eine Bemerkung wenden,

die Wilamowitz im Anschluß an die eben erwähnten Sätze macht. „Wie in jeder Hinsicht," sagt er, „so auch hier, verschließt der Wahn der Einheit den Zugang zu dem Schönsten, was die Epen enthalten." Ich glaube nicht, daß die ästhetische Würdigung der homerischen Dichtungen von der Ansicht über ihre Entstehung abhängig sei. Zwar ist mir wohl bewußt, daß tatsächlich das ästhetische Urteil nicht weniger Gelehrten von ihrer Stellung zu dem homerischen Problem beeinflußt worden ist. Besonders gilt das von solchen, die in den verschiedenen Teilen der Epen das Werk verschiedener Hände sehen. Schon Lehrs hat gesagt: „Es ist schwer, sich des Glaubens zu erwehren, daß die, wenn man aufrichtig reden soll, erschreckenden Urteile über die homerischen Gedichte oder einzelne Partien, welche die neuere Zeit vielfach zum Vorschein gebracht, wenigstens unbewußt von Voraussetzungen über die Entstehung der homerischen Gedichte beeinflußt worden seien." Das ist seitdem gewiß kaum erheblich besser geworden; so hatte ich beispielsweise beim Lesen des Ästhetischen Kommentars zur Ilias von Kammer öfter das Gefühl, daß dessen ästhetische Werturteile gar sehr unter dem Einfluß seiner kritischen Ansichten stehen. Aber die Tatsache, daß eine solche Wechselwirkung stattfindet, beweist nicht, daß sie stattfinden muß. Lehrs bestreitet es ausdrücklich, daß die Beurteilung des Wertes, sowie die Frage über die Planmäßigkeit, ja Einheit des Gedichts — und ich darf hinzufügen, auch über die Einheitlichkeit der Charaktere — von der Frage über die Einheit der Dichter abhänge. Er hält es für durchaus notwendig, solche Abhängigkeit sowohl hinsichtlich der Teile wie des Ganzen zu meiden. Wenn also Wilamowitz anzudeuten scheint, und hierin darf man ihm wohl recht geben, daß die größte Schönheit unsrer Dichtung in den herrlichen Einzelszenen liege, so wird der Zugang zu diesem Schönsten so wenig durch den „Wahn" der Einheit und das Bestreben, überall den Geist und die Intentionen desselben Dichters zu erkennen, verschlossen, wie der „Glaube" an die Vielheit der Urheber und das Bemühen, die verschiedenen Hände, die an dem Werke tätig gewesen sein sollen, nachzuweisen, notwendiger-

weiſe das Auge blind zu machen braucht für die Einheitlichkeit und den Zuſammenhang, die in der Kompoſition, in der Zeichnung der die Handlung beherrſchenden Charaktere, wie auch in dem ganzen Geiſt, der die Dichtung durchwaltet, unverkennbar zutage treten. Eine überſchwengliche Fülle von Schönheit aller Art iſt über unſre Dichtung ausgegoſſen; dieſelbe zu genießen und zu verſtehen hat es ſeit alters keiner andren Vorausſetzung bedurft, als der eines für ſolche Schönheit empfänglichen Herzens. Wer dieſe Vorausſetzung erfüllt, wird auch heute noch, wenngleich ſeinem Gedankenkreiſe das „homeriſche Problem" gänzlich fernliegen ſollte, zu allen Schönheiten der unvergänglichen Dichtung Zutritt haben.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021123780

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Ein ästhetischer Kommentar zu Aischylos „Oresteia“.

Von

Eduard Kammer.

Mit einem Lichtdruckbilde.

IV u. 213 Seiten. gr. 8. br. ℳ 3,—, geb. ℳ 4,—

Eine neue Frucht von Kammers liebevoller Beschäftigung mit dem klassischen Altertum liegt in dem soeben erschienenen Kommentar zur Orestie des Aischylos vor. Die tiefsinnige und wahrhaft fromme Dichtung des Altmeisters der griechischen Tragödie behandelt Kammer in der Weise, daß er in jedem der drei Stücke, in Agamemnon, in den Opferspenderinnen am Grabe und in den Eumeniden den Aufbau und den Verlauf der Handlung bis ins einzelnste verfolgt, alle Fragen von Belang, namentlich soweit sie den dichterischen Gehalt betreffen, eingehend bespricht, über religiöse und sittliche, über szenische und chorische Dinge verständig sich ausläßt und die Charaktere sorgfältig entwickelt. Alle seine Urteile belegt er mit Anführungen aus den Stücken. Bei der Wärme, mit der Kammer für seine Sache eintritt, kann man von vornherein auf eine schwunghafte Darstellung rechnen; aber er weiß Maß zu halten und hütet sich vor jeder Übertreibung.

(Monatsschr. f. höh. Schulen.)

SEP 16 1914